

EVELYN
ANTHONY

**Bitterer
JASMIN**



LINGEN

Evelyn Anthony

Bitterer Jasmin

Inhaltsangabe

Die Residenz in der Zeit des Schah-in-Schah mit dem unvergleichlichen Prunk des Pfauenthrons, den gewaltigen Moscheen, in deren kühlem, unwirklichem Dämmer man die Gluthitze des Tages vergisst, hochaufragende Minarette, von denen der Muezzin die Gläubigen zum Gebet ruft - Persien, ein Märchen aus ›Tausendundeiner Nacht‹. Ein Land zugleich, das mit seinen reichen Erdölvorkommen das Wohl und Wehe dieser Welt entscheidend mitbestimmt. Logan Field, britischer Ölmagnat, steht vor einem wichtigen Abschluß. Die persische Regierung ist bereit, ihm vor allen anderen den Zuschlag bei der Erschließung eines riesigen neuen Ölfeldes zu erteilen. Wird er bei seinen letzten Gesprächen mit dem persischen Wirtschaftsminister Erfolg haben - oder haben ihm inzwischen die Amerikaner oder die Russen den Rang abgelaufen? Eine Frage, die gegenstandslos wird, als sich arabische Terroristen einschalten. Geiselnahme - ein furchtbares Verbrechen, das alle Strategie und Diplomatie durchkreuzt. Das unschuldige Opfer: Eileen, Logan Fields schöne Frau. Wird er der Bedingung der Erpresser nachkommen und die Verhandlungen abbrechen? Eine Frage, auf die es eine bestürzende Antwort gibt: Logan Field stellt seine geschäftlichen Interessen über das Leben seiner Frau, die er längst nicht mehr liebt. Werden die Terroristen die für sie nutzlose Geisel freilassen oder umbringen? Wird sich Logan Field nicht doch noch eines Besseren, Menschlicheren besinnen? Wird es gar Eileen selbst gelingen, ihren Bewachern zu entkommen? Fragen, die Evelyn Anthony, die englische Bestseller-Autorin, in eine atemlos spannende Handlung umsetzt und am Ende einer dramatischen Lösung zuführt.

Sonderausgabe des Lingen Verlags, Köln
© 1975 by Anthony Enterprises Limited
© 1978 für die deutsche Ausgabe
by Franz Schneekluth Verlag, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Schneekluth Verlages
Gesamtherstellung: Lingen Verlag, Köln
und Bercker Graphischer Betrieb GmbH, Kevelaer
Schutzumschlag: Roberto Patelli
Printed in West Germany
Alle Rechte vorbehalten

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ©

1

Wenn James Kelly den Leuten erzählte, daß er in Teheran arbeite, interessierten sich sofort alle dafür; der Gedanke faszinierte jedermann, vor allem die Frauen. Hätte er hinzugefügt, daß er für die Imperial Oil tätig sei, wäre der Enthusiasmus wohl nur halb so stark gewesen. Mit demselben Zynismus, den er Ironie nannte, hatte er das persische Zimmer im Teheraner Hilton für einen Empfang zu Ehren des iranischen Wirtschaftsministers und seines eigenen Chefs, des Präsidenten der Imperial Oil, Logan Field, gewählt. Er nahm nicht an, daß die unpassende Umgebung den anderen so lächerlich vorkommen würde wie ihm selbst. Es war sein Privatspaß. Viele Leute hassten Logan Field; James selbst teilte diese Aversionen nicht. Er betrachtete ihn mehr als ein Phänomen, wie ein plötzliches Gewitter, das alles auf seinem Wege niedermäht. Field war keineswegs nur ein gnadenloser Wirtschaftstiger, die Karikatur des machtgierigen Geschäftsmannes, von linksgerichteten Progressiven so oft verrissen, sondern eine absolute Persönlichkeit von ungewöhnlicher Intelligenz und einer Triebkraft, die alles Normale überstieg. Und er war weiter zufällig Leiter einer der expandierendsten Gesellschaften der Welt. Kelly hatte ihn vormittags vom Flugplatz abgeholt, in der brütenden Sonnenhitze wie ein Botschafter, von Hofleuten flankiert, auf seinen König gewartet – der zweite Regionaldirektor, der Außendienstmanager und dessen zwei Assistenten, dazu ein junger Beamter des iranischen Ministeriums, der die Grüße seines Ministers überbrachte.

Kelly hatte nicht mit Logan Fields Frau gerechnet; niemand hatte ihm etwas davon gesagt, daß sie mitkam. Er schüttelte Logan die Hand und trat dann auf Eileen zu. Sie lächelte ihn an, und wieder durchfuhr ihn dieser törichte Schock. Ihre schönen blauen irischen Augen und

dieses sanfte Lächeln. Was mochte sie je an Logan Field geliebt haben?

Er war schon früh ins Hilton gekommen, um die letzten Vorbereitungen für die Party zu treffen. Drei Jahre Aufenthalt in Teheran hatten ihn gelehrt, sich nicht auf persische Tüchtigkeit oder Pünktlichkeit zu verlassen.

Der riesige Raum mit der kuppelartigen Decke und dem verdeckten Licht aus imitierten antiken Lampen war übervoll von Blumen – Jasmin und Lilien, deren schwerer Duft einem fast den Atem nahm, aber man hatte in diesen Ländern eben einen anderen Geschmack. Nur in der Politik, im Geschäft und in der Erotik waren die Perser feinfühlig, ansonsten neigten sie eher zum Vulgären und Pathetischen. Er prüfte rasch noch, ob der Sekt kühl war und ob der Whisky reichte.

Kelly war groß gewachsen, die dunklen Haare hingen ihm bis auf den Kragen. Er besaß Autorität und Takt, und beides hatte er in den letzten Jahren übergenug beweisen können. Resultat seiner Anstrengungen war dieser Empfang heute für den unzulänglichsten und am meisten antiwestlich orientierten Minister des Schahs. Sicher war Eileen deshalb in letzter Minute mitgekommen. Der Minister mochte Frauen und sprach tadelloses Englisch.

Fünf Minuten vor sechs begannen die jüngeren Direktoren der Firma mit ihren Frauen einzutreffen. James blickte auf seine Uhr. Dann traten Logan und Eileen Field ein, und er eilte ihnen entgegen. Auf dem Weg zum Hilton hatte Logan sich im Wagen an seine Frau gewandt. »Khorvan wird erst Stunden später kommen. Sie lassen einen gerne warten; meinen wohl, das erhöhe ihre Bedeutung.« Er zündete eine Zigarette an und starrte wieder zum Fenster hinaus.

Sie fuhren im blauen Rolls-Royce, der eigens für ihn in der persischen Metropole zur Verfügung stand; Kelly hatte einen Mercedes. Es war erst früh am Abend, Teheran schimmerte in der trockenen Hitze, die Straßen schienen zu tanzen. Im Wagen surrte die Klimaanlage. Eileen Field fror in ihrem Seidenkleid.

»Ist ja egal«, tröstete Eileen. »Unsere Leute sind schon da, wir können uns mit ihnen unterhalten.«

»Darum geht es ja nicht. Ich finde es eine Beleidigung für dich, und außerdem bringt es mich in Nachteil. Wir hätten auch erst später kommen sollen.«

»Und wenn Khorvan zufällig früher eintrifft, wäre es eine Beleidigung für ihn. Besser andersrum.«

Logan hätte ihrer Logik zustimmen sollen, aber er konnte es nicht. Er hatte auch nicht gewollt, daß sie mitkam, auch nicht wegen des Ministers. Er wünschte nicht, daß sie über ›unsere‹ Leute sprach und sich mit jemand von der Imperial identifizierte. Er wollte sie nicht bei der Party als die perfekte Gastgeberin sehen, die perfekte Frau für einen Mann wie ihn. Und bekam gleichzeitig Schuldgefühle bei diesem Gedanken. Er wollte nicht hässlich zu ihr sein, nicht einmal in Gedanken. Es war ja nicht ihre Schuld, daß alles schiefging. Er legte ihr die Hand aufs Knie. »Verdammt noch mal«, sagte er, »ich bin einfach nervös. Khorvan bekämpft uns seit eineinhalb Jahren. Das schwierigste Volk der Welt, diese Perser.«

»Ich weiß«, erwiderte sie, »es wird ganz schön anstrengend für dich werden. Darum wollte ich ja auch unbedingt mitkommen.«

Logan nahm die Hand von ihrem Knie. Solche Antwort von ihr, so loyal und unschuldig, steigerte sein Schuldgefühl. Es gab Augenblicke, in denen er sich wünschte, sie möge mit ihm streiten oder sich beklagen – ihm irgendeinen Grund geben ...

Eileen Field erschauerte in der künstlichen Kühle des Wagens. Die Juwelen, die sie trug, fühlten sich kalt und schwer an – eine riesige Diamantbrosche mit einem Türkis in der Mitte, und dazu passende Ohringe und Armband. Sie hatte diesen Schmuck gewählt, weil die Türkise aus Persien stammten; Logan hatte sie ihr nach der Geburt Lucies gekauft. Sie trug sie dem Minister zu Ehren, nicht zur Erinnerung daran, daß ihr Mann damals lieb zu ihr gewesen war. In den letzten drei Jahren hatte sie sich immer um solche Details gekümmert, hatte versucht, Logan irgendwie einen Ausgleich zu bieten; wenn sie ihm schon nicht das sein konnte, was er auf der einen Seite brauchte und wollte, konnte sie wenigstens in seinem wichtigsten Lebensbereich, der Imperial Oil, für ihn da sein. Sie hatte ihn immer bewundert; ein Teil ihrer

Liebe bestand auch in der Bewunderung der Eigenschaften, die sie in ihrer Familie, bei ihrem Vater, überhaupt nicht kannte.

Sein Ehrgeiz, seine Energie, seine Art zu denken. Seine dynamische Persönlichkeit, die sich nicht auf ererbte Privilegien oder historische Taten bezog. *Une force de nature* – sie erinnerte sich an diese Phrase aus einem französischen Lehrbuch –, eine Naturkraft, das war die richtige Beschreibung für ihn, und aus diesem Grund hatte sie ihn geliebt.

Seit einigen Monaten wußte sie bereits, daß seine Liebe zu ihr erloschen war. Als sie den Raum betraten, hakte sie sich bei ihm ein, und sie gingen gemeinsam auf James Kelly und die anderen Gäste zu.

Habib Ibrahim balancierte ein Tablett mit Sekt, Whisky und Limonaden zwischen den Gästen hindurch geradewegs auf eine kleine Gruppe zu, die etwas abseits stand, blieb vor Logan stehen und bot ihm zu trinken an. Minister Mahmoud Khorvan stand neben Field. Habib hatte Fotos von ihm gesehen und betrachtete jetzt den Gegenstand seines größten Hasses genauer. Dies war also der einstige iranische Patriot, der jetzt das Öl des Landes an die Kapitalisten des Westens verkaufte. Ganz kurz weilte sein Blick voll auf ihm: hellhäutiges Gesicht, dunkle Brauen, zurückweichender Haaransatz. Ein kleiner Mann in tadellosem Londoner Schneideranzug. Schwere goldene Manschettenknöpfe mit Diamanten glitzerten an seinen Handgelenken. Er sprach mit der Ausländerin, die sehr schöne Türkise trug, und schien die Party zu genießen. Habib betrachtete Eileen – die Frau des Präsidenten der Ölgesellschaft, die sich wie die Arme eines Kraken um die Kehle seines Landes legte. Habib war ein einfacher Mann, aber er wußte, wo seine Feinde zu finden waren. Und hier servierte er ihnen ihre alkoholischen Getränke. Der Minister hielt sich – zumindest in der Öffentlichkeit – an die Moslemregeln und trank nur Orangensaft.

Habib arbeitete schon sechs Monate im Hilton. Als der Empfang hier geplant wurde, bekam sein Posten plötzlich Bedeutung für die gemeinsame Sache. Seine Freunde hatten ihm erklärt, wie er mithelfen könne, sein Land zu retten.

Er verbeugte sich knapp vor dem Minister und zog sich ein paar

Schritte zurück; dabei kam er an einem großen Mann in iranischer Militäruniform vorbei, der ihn zu sich rief. Ohne aufzublicken, blieb er vor ihm stehen; eine langfingrige Hand mit dicklichen Knöcheln hob ein Whiskyglas vom Tablett. Habib Ibrahim ging mit gesenktem Kopf weiter. Er kannte Oberst Ardalan; so tapfer und seiner Sache ergeben Habib war, betete er mit allem Aberglauben, der ihm verblieben war, mit dem Oberst nie nähere Bekanntschaft zu machen.

»Es geht alles gut«, flüsterte Field James Kelly zu.

»Meinen Sie, daß es ihm gefällt?«

»Noch kann man gar nichts sagen«, antwortete James.

»Nur wenn es ihnen überhaupt nicht gefällt, merkt man es sofort. Es ist genauso, wenn man ihnen etwas zuliebe tun will. Tut man's, sind sie keineswegs dankbar, tut man's nicht, verzeihen sie es einem nie. Immerhin sieht Khorvan gutgelaunt aus. Das ist wohl größtenteils das Verdienst Ihrer Frau. Sie versteht fabelhaft, mit solchen Leuten umzugehen.«

»Ja«, pflichtete Logan knapp bei. Eileen lachte gerade über eine Bemerkung von Khorvan. Der Minister legte lächelnd den Kopf zurück – Perser lachten nicht so laut wie Europäer – und berührte sie am Ellbogen.

»Doch, es gefällt ihm«, stellte James fest. »Wenn er herumzutätscheln beginnt, ist das immer ein gutes Zeichen.«

»Gute Arbeit«, lobte Logan leise. »Sie waren doch die richtige Wahl – es hat sich zehntausendfach bewährt. Wie fühlt man sich eigentlich als Retter der europäischen Wirtschaft?«

James zuckte mit den Schultern. Wenn Logan so enthusiastisch wurde, war ihm das immer peinlich. Die Gelegenheit zu diesem Coup hatte sich einfach geboten, und seine jahrelange Erfahrung im Außenministerium befähigte ihn, sie richtig zu nutzen. Er mußte sich dauernd ermahnen, kein Snob zu sein. Im Herzen verachtete er die Industrie und fühlte sich bei der Imperial Oil keineswegs heimisch. Logan Field und er hatten sich bei einem Essen kennen gelernt; er ahnte damals nicht, daß er dem Ölmagnaten irgendwie wichtiger erschienen war, als seiner Stellung als Sekretär des Außenministeriums, der ei-

nen Vortrag über den Vorderen Orient hielt, entsprach. Das Angebot, zur Imperial Oil in den Iran zu gehen, hatte ihn erreicht, als er gerade eine Phase der Desillusionierung und Auflehnung durchmachte. Man hatte ihm den Weg zum Botschafter Ersten Grades blockiert – höchst unfaire Weise –, und ein in Aussicht gestellter Posten in Finnland bedeutete eher einen Rückschritt für ihn. Die Aussicht auf Finnland bedrückte ihn wochenlang. Er hatte wenig eigenes Geld, und Diplomaten waren notorisch unterbezahlt. Das immense Gehalt, das Field ihm anbot, und dazu noch Aktien, hatte ihn in seinem Entschluß bekräftigt, den Staatsdienst zu quittieren. Nach einem exzellenten Lunch im »Savoy« war die Sache perfekt.

Die älteren Direktoren der Firma zeigten sich etwas pikiert darüber, daß der Präsident einen so wichtigen Posten an einen Außenseiter vergab. Das hatte Field mit seiner Bemerkung über die richtige Wahl gemeint. Er hatte den Mann gewählt, der mit der iranischen Regierung auf gleicher Ebene verhandeln konnte – das heißt mit dem Schah.

»Einfach phantastisch«, sprach Field leise weiter, »das größte Ölfeld der letzten fünfzig Jahre, ein Durchbruch bei den Ölpreisen für Westeuropa. Mein Gott, James, wir werden noch Einzug in die Geschichtsbücher halten.«

»Ich will ja nicht zu pessimistisch erscheinen, aber ich glaube es noch nicht, ehe der Minister nicht die Verträge unterzeichnet hat.«

»Wenn der Schah dafür ist, hat er gar keine andere Alternative«, entgegnete Field. »Ich möchte aber, daß er auch ehrlich auf unserer Seite ist, damit alles so glatt wie möglich über die Bühne geht. Ich weiß genau, daß diese Party hier keinerlei Bedeutung hat. Morgen früh wird er versuchen, uns wie Zitronen auszupressen, die einzelnen Bedingungen zu seinen Gunsten auszuhandeln; aber trotzdem bin ich zuversichtlich.«

James schlürfte schweigend seinen Whisky und beobachtete Eileen Field. Sie gab sich große Mühe mit dem Minister. Ob Logan sich wohl klar war, wieviel sie zu seinem Erfolg beitrug? Er war zu fair, Logan deswegen zu kritisieren, weil er zufällig in dessen Frau verliebt war. Logans dynamische Art bewunderte er aufrichtig, und er mußte sogar

zugeben, daß Logan, wenn er wollte, sehr charmant sein konnte. Ihn motivierten aber eher Dinge als Menschen; als James seine berühmte Sammlung griechischer Antiquitäten bewunderte, hatte Logan Field nur trocken bemerkt, daß sie besser als Geld auf der Bank seien. Typisch für eine Geisteshaltung, die James immens irritierte. Alles mußte einen Zweck haben. War es nicht Macht, so wenigstens Profit. Ihm fiel auf, daß Eileen Field blaß aussah. »Ich würde gerne eine kleine Gesellschaft für Khorvan geben«, hörte er Logan sagen. »Etwas ganz Besonderes, in Ihrem Haus. Das ist doch intimer als ein Hotel.«

»Ich glaube nicht, daß er kommen würde«, gab James zurück. »Minister akzeptieren Privateinladungen sehr selten; aber man kann es natürlich versuchen.«

»Gehen wir mal rüber«, meinte Logan und stand auf, »fragen wir ihn gleich selber.«

James wunderte sich, daß der Minister sofort akzeptierte.

»Aber gerne«, lächelte er, »ich freue mich, Gelegenheit zu haben, mich mit dieser charmanten Dame zu unterhalten. Sie hat mir alles über Sie erzählt, Mister Field!« Einen Augenblick lang starrte er Field fast feindselig an, der mit einem betont freundlichen Lächeln konterte.

»Sie müssen aber unser Ehrengast sein, Herr Minister, über das Datum können wir uns morgen früh bei der Verhandlung einigen.«

Wieder tauchte der Mann mit dem Tablett neben ihnen auf. Logan nahm sich noch einen Whisky. Habib wartete ergeben und schweigend; Khorvan ignorierte ihn.

»Wie lange werden Sie diesmal hier bleiben?« fragte er Logan.

»So lange, bis dieses Geschäft unter Dach ist.«

»Und Ihre bezaubernde Gattin?«

»Fliegt wahrscheinlich schon vorher zurück. Unsere kleine Tochter ist daheim geblieben, die läßt sie nicht allzu gern lange alleine.«

»Ach ja?« murmelte Khorvan verständnislos. Töchter waren unwesentlich. Warum sollten sie nicht daheim gelassen werden? Die Sentimentalität der Europäer bezüglich ihrer Kinder stieß bei ihm auf wenig Sympathie. Allerdings hatte er auch wenig Sympathie für die Leu-

te des Westens überhaupt. Der Präsident der Imperial Oil, der so offensichtlich bemüht war, sich bei ihm einzuschmeicheln, ahnte gar nicht, welche Überwindung es Khorvan gekostet hatte, dem Schah zuzustimmen, eine britische Gesellschaft als Partner der iranischen zur Entwicklung der Ölfelder von Imshan zuzulassen. Niemand wußte, wie er sich gewunden, wie er alles probiert hatte, um die Verhandlungen zu stören. Er hatte zwingende Argumente gegen amerikanische Interessen vorgebracht. Es gab schon genug amerikanische Truppen und Basen im Iran, man mußte ihnen wirklich nicht noch einen weiteren Stützpunkt auf dem vermutlich größten Erdölfeld des Vorderen Orients zugestehen. Der Minister hasste die Vereinigten Staaten, war zutiefst gegen deren Einfluß auf sein Land, und er konnte wahrheitsgemäß erklären, daß die Sowjetunion eine amerikanische Beteiligung als Affront der gegenseitigen Beziehungen ansehen würde. Es gab noch andere Bewerber: ein französisch-deutsches Konsortium und außerdem die Russen selbst. Ehe James Kelly eine Privataudienz beim Schah erhielt, hatte Khorvan das Projekt Imshan sanft in Richtung Sowjetdelegation gesteuert. Er warf einen Blick auf Kelly. Dessen Anstellung bei der Imperial Oil war ein sehr kluger Schachzug gewesen.

Die diplomatische Laufbahn des Mannes hatte den Schah beeindruckt. Mit Geschäftsleuten fühlte er sich nicht auf gleicher Ebene und verachtete die meisten von ihnen. Kelly war ein Mann, mit dem er breitere Aspekte der Ölfeldernutzung besprechen konnte. Der ersten Audienz waren im darauf folgenden Jahr verschiedene private Treffen gefolgt. Europa stand bei dem Anstieg der Ölpreise dem Bankrott gegenüber, was Khorvan gleichgültig war, denn er neigte politisch zur Linken und war zutiefst verbittert über die jahrzehntelange Ausnutzung seines Landes durch den Westen. Von dem Entschluß des Schahs, die Ölpreise zu senken, ohne daß dies offensichtlich wurde, hatte Khorvan nach dem letzten Zusammensein mit James Kelly erfahren. Es war ihm unfassbar, aber er mußte so tun, als stimme er zu. Ablehnung der Politik des Schahs war gleichbedeutend mit Entlassung. Nur indem er so tat, als sei er dafür, konnte er versuchen, den Plan zu sabotieren. Er hatte auch zugestimmt, daß man die Imperial Oil zur Ausbeutung

dieser Ölfelder heranziehen sollte, und dadurch ermöglicht, die letzten Verhandlungen selbst zu führen.

Er lächelte Eileen charmant zu. Wieder war der Bediente an seiner Seite, er nahm noch einen Orangensaft. Was immer die leitenden Herren der Imperial Oil auch denken mochten, die einander schon sichtlich gratulierten und annahmen, daß die Bemühungen einer hübschen Frau ihn irgendwie beeindruckten – Logan Field hatte noch nicht gesiegt.

»Ich komme gerne zu Ihnen«, versicherte er Kelly abermals. »Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen – die anderen Gäste haben auch ein Recht auf mich.«

»Ich sollte wohl seinem Beispiel folgen«, sagte Logan zu James. »Kümmern Sie sich ein bißchen um Eileen?« Ehe Kelly noch antworten konnte, war er schon weg.

»Sie sehen phantastisch aus«, wandte sich James an Logans Frau. »Und beim Minister haben Sie einen ganz großen Stein im Brett.«

»Er mag Frauen«, sagte Eileen, »wie die meisten Perser. Das Gespräch mit ihm war gar nicht schwierig. Er hat ziemlich viel Humor.«

Sie kannte James bereits seit seinem Eintritt in die Firma. Ihr Mann hatte ihn nach Hause eingeladen, ein Privileg, das nur den leitenden Herren zuteil wurde. Dieser Abend blieb James unvergesslich. Logans Frau kam ihm unendlich zart vor. Er erfuhr dann, daß sie nach der Geburt ihres einzigen Kindes schwer krank geworden und gerade erst aus der Klinik gekommen war. Sie verstanden einander auf Anhieb und hatten viele gemeinsame Interessen; Eileen schien sich über die Bemühungen James' zu freuen, auch die anderen Gäste zu unterhalten. Irgendwie kam es ihm absurd vor, daß gerade sie einen Mann wie Logan Field geheiratet hatte. Sie trafen einander danach noch mehrmals, denn auch Logan schätzte ihn als Gast. Kurz vor der Abreise nach Teheran wurde er zu einem Lunch eingeladen, den man für einen arabischen Scheich gab, und zu einer großen Cocktailparty der Firma, bei der er sich die meiste Zeit mit Eileen in einem Winkel unterhielt.

Wie stark war wohl ihre Sympathie für ihn? Er wußte selbst nicht, warum er die folgende Frage stellte. »Janet ist gar nicht dabei? Ich war sicher, daß Logan sie mitbringen würde.«

Janet Armstrong war keine Sekretärin im gewöhnlichen Sinn. Sie hatte mit bestem Erfolg ihr Wirtschaftswissenschaftsstudium abgeschlossen und arbeitete seit zwei Jahren als persönliche Assistentin Fields. Die tüchtigste, intelligenteste Frau, der James je begegnet war, trotz seiner diesbezüglichen Erfahrungen im Außenamt, wo es gescheite Frauen im Überfluss gab. Janet Armstrong hätte jedem Mann Konkurrenz machen können und kannte offensichtlich keine weiblichen Schwächen wie Gefühle oder Sentimentalität. Da er ihren Typ überhaupt nicht mochte, wollte er nicht einmal zugeben, daß sie attraktiv und ausgesprochen smart war.

»Nein, Logan hat sie diesmal zu Hause gelassen.«

James' schmales intellektuelles Gesicht, sein aufmerksamer und doch so warmer Blick hatten ihr von Anfang an gefallen – zu sehr fast. Es war, als hätten sie einander schon seit Jahren gekannt. Sie schob ihm plötzlich die Hand unter den Arm, und er drückte sie unmissverständlich an sich.

»Setzen wir uns ein Weilchen hin?« schlug sie vor.

»Da drüben ist ein Tisch frei.« James steuerte durch die Menge auf ein goldenes Tischchen zu. Er rückte ihr den Stuhl zurecht.

»Ich hole uns Drinks«, sagte er. »Lassen Sie sich ja nicht von hier weglotsen.«

»Bestimmt nicht«, versprach Eileen. Sie war sehr müde, leichte Kopfschmerzen plagten sie. So sehr hatte sie sich bemüht, dem iranischen Minister zu gefallen – Logan zuliebe. Vielleicht bildete sie es sich nur ein, aber je mehr sie versuchte, zu seinem geschäftlichen Erfolg beizutragen und ihre Rolle als Präsidentengattin voll und ganz zu erfüllen, um so gereizter reagierte er. James kam mit zwei Gläsern Sekt zurück.

»Wie lieb von Ihnen, vielen Dank, James.« Ihre Finger berührten die seinen, als sie das Glas entgegennahm.

»Sagen Sie mir doch bitte, was los ist«, bat er freundlich. »Ich weiß, daß irgendwas nicht stimmt. Es ist doch nicht wegen Lucie?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ach wo! Der geht's gut, sie wird jeden Tag lieber und hübscher. Logan vergöttert sie geradezu.«

»Als vernarrten Vater kann ich ihn mir zwar nicht vorstellen, aber Sie

müssen es ja wissen. Na schön, wenn es nicht wegen Lucie ist, weswegen dann sonst? Mir können Sie es ruhig sagen, das wissen Sie doch.«

»Ja, das weiß ich«, antwortete sie zart. »Ihnen könnte ich, glaube ich, alles erzählen, und Sie würden mir immer zu helfen versuchen.«

»Sie machen mich sehr glücklich damit«, sagte er.

Einen Augenblick lang ließ er seine Hand auf der ihren ruhen. Jeder spürte den anderen und wußte, worum es ging. Es beruhigte sie beide. Er sah sie an, und sie wußte: wenn sie allein gewesen wären, hätte er sie jetzt geküßt.

»Ich kann nicht darüber reden. Jetzt noch nicht. Aber wenn überhaupt, dann spreche ich mit Ihnen. Ich glaube, Logan macht mir ein Zeichen – wir sollten lieber übergehen.«

Sie stand auf, James zog ihren Stuhl zurück und beugte sich über sie.

»Muß das gerade jetzt sein?«

Sie saßen zu dritt im Apartment an der Torshab Road. Die Drei-Zimmer-Wohnung war vor zwei Monaten von einem Amerikaner gemietet worden, der sich als Student der Archäologie ausgegeben und erklärt hatte, er brauche während der Ausgrabungen in Persepolis, an denen er sich beteiligte, eine Wohnung in Teheran.

Er war achtundzwanzig, groß und kräftig, seine blonden Haare trug er konservativ kurz geschnitten, seine Gesichtszüge und die blauen Augen wirkten eher skandinavisch. Im Paß stand der Name Peters. Zuletzt hatte er in Europa unter den Namen Rauch und Glover, in Guatemala vorher als Mr. Kind gearbeitet. Seinen wirklichen Namen kannte man in Cleveland, Ohio, aber er hatte gar nicht mehr das Gefühl, sich noch mit diesem Namen identifizieren zu können. Seit fünf Jahren war er nicht in den Vereinigten Staaten gewesen. Es existierte ein FBI-Fahndungsblatt über ihn – sobald er das Land betrat, würde er verhaftet.

Das Mädchen neben ihm hatte besitzergreifend eine Hand auf sein

Knie gelegt. Die dunklen Haare waren mit Henna rot gefärbt. Sie war halb Deutsche mütterlicherseits, der Vater war Libanese. Ihrem Paß nach war sie Französin mit einer Pariser Adresse – Madeleine Labouchère. Peters hatte sie in Dublin kennen gelernt, wo beide an einer Geheimkonferenz des äußersten linken Flügels der provisorischen IRA teilnahmen. Sie waren damals beide beigetreten. Für Madeleine bildete es das wichtigste Ereignis seit ihrer politischen Konvertierung. Wie jede emanzipierte Frau hatte sie schon mit vielen Männern gelebt, war aber noch nie verliebt gewesen. Nun saß sie ganz nah bei Peters und wartete auf einen Anruf.

Der dritte im Raum war ein schlanker, drahtiger Syrer. Alle drei rauchten, leere Kaffeetassen stapelten sich auf dem Messingtischchen neben ihnen.

Der Syrer – tagsüber Handelsattache in der Botschaft – gähnte und streckte die dünnen Arme über dem Kopf aus.

»Er hätte schon vor einer Stunde anrufen sollen.«

Peters zuckte mit den Achseln. »Vielleicht hat sich die Party über Mitternacht ausgedehnt. Es gibt ja eine ganze Menge zu feiern.«

Sie kuschelte sich an seine Schulter und steckte sich eine Zigarette an. »Lange werden sie nicht mehr weiterfeiern.«

»Ein echter Meisterplan«, sagte der Syrer, »aber Mord wäre einfacher gewesen.«

»Die Ermordung Khorvans würde nichts ändern«, widersprach ihm Peters. »Das brächte höchstens Ardalans Killer auf den Plan. Es war eine blödsinnige Idee, und das Komitee hat sie zu Recht abgelehnt.«

Der Syrer zuckte gleichgültig mit den Schultern. Der Verweis schien ihm nichts auszumachen.

»Ich beklage mich ja auch nicht über den Plan. Er ist sehr gut gearbeitet.«

»Geschichte war mein Hauptfach«, sagte Peters. »Alles ist voraussagbar, denn die Ereignisse wiederholen sich immer wieder, und auf diese Weise geht es ohne Blutvergießen ab.«

»Seit wann bis du so penibel?« fragte das Mädchen.

»Würdest *du* denn in diesem speziellen Fall töten?«

Ohne zu zögern antwortete sie: »Wenn es keine andere Wahl gäbe, ja.«

»Diesmal wird es nicht nötig sein«, wandte sich Peters wieder dem Syrer zu. »Ich bin für die ganze Sache verantwortlich, und es wird keinen Mord geben und auch keine Notwendigkeit dazu.«

»Eine Revolution ohne Blutvergießen gibt es gar nicht«, protestierte Madeleine; sie wollte ihn nicht zornig machen, aber sie *mußte* einfach widersprechen. »Das leugne ich gar nicht ab«, sagte Peters. »Ich habe meinen Teil dazu schon beigetragen. Aber jetzt ist es etwas anders. Wir werden *moralisch* siegen.«

»Wenn die Geschichte rauskommt, wird man dich für die Entführung nicht gerade öffentlich belobigen«, stichelte Madeleine. Dann begann das Telefon zu läuten.

Der Syrer hob ab, sagte einfach nur »Ja« und lauschte anschließend.

Habib befand sich in der Küche des Hilton. Die meisten Angestellten waren bereits heimgegangen, er benutzte das Telefon des Kochs.

»Tut mir leid, daß ich mich so spät melde. Wir sind gerade erst fertig mit dem Aufräumen. Es waren heute alle da. Seine Frau ist mitgewesen. Er wird eine Weile bleiben. Sie auch, aber sie fliegt vorher noch mal zurück.« Während er sprach, blickte er sich ängstlich um – falls man seine Stimme nach draußen hörte, kam womöglich jemand nachsehen, was hier los sei.

»In Ordnung«, lobte der Syrer. »Gut gemacht.«

Die Stimme am Telefon wurde noch leiser. »Der Oberst war auch da.«

»Na klar, das macht doch nichts. Warum sollte er gerade dich bemerken? Nur Mut, Bruder. Den kannst du vergessen.«

Er legte auf.

»Na?« fragte Peters. Er war aufgesprungen.

»Er ist nah genug herangekommen, um hören zu können, daß Fields noch eine Weile hier bleibt. Seine Frau ist auch dabei, dann wird die Sache noch leichter. Sie fliegt aber zurück, wir dürfen also keine Zeit verlieren. Er hat Angst, weil Ardalan auch dort war.«

»Wundert mich gar nicht«, sagte Peters. »Vor dem hat wohl jeder ver-

nünftige Mensch Angst. Ich habe gehört, wie du ihm Mut zugesprochen hast. Er hat doch hoffentlich nichts getan, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken?« Er stellte seine Frage ohne jede Spur von Erregung.

Der Syrer sah ihn einen Augenblick lang ebenso ruhig an, ehe er antwortete.

»Und wenn doch«, sagte er dann, »kennt er von uns nichts als diese Telefonnummer.«

»Lass ihn morgen aus Teheran schaffen. Das ist doch sicherer. Ardalan riecht Angst auf fünfzig Meter Entfernung.«

»Ich kümmere mich darum«, versprach der Syrer. »Das Datum ist also festgesetzt?«

»Wir fliegen übermorgen«, antwortete Madeleine. Sie stand auf und sammelte das schmutzige Geschirr ein. »Über Paris nach London. In Paris trennen wir uns und kommen in England an.«

»Dort machen wir dann die endgültigen Vorbereitungen«, setzte Peters fort. »Resnais trifft Madeleine in Paris; sie fliegen zusammen nach London.«

»Na, dann viel Glück.« Der Syrer stand auf und schüttelte beiden die Hände. Bei der Tür drehte er sich um und verbeugte sich leicht, hob dann die Faust zum Gruß und ging hinaus.

Madeleine brachte die Tassen in die Küche. Sie war kein häuslich erzogenes Mädchen. Im Haus ihrer Eltern in Beirut gab es ein Dutzend Angestellte. Der Luxus daheim war ihr sündhaft und degeneriert vorgekommen; sie hatte heftig dagegen protestiert, schäbige Kleider getragen und sich stolz unfrisiert sehen lassen. Schon bevor sie mit zwanzig ihre Familie verließ, hatte es ihr Spaß gemacht, das Gegenteil von dem zu tun, was ihre deutsche Mutter unter Ordentlichkeit verstand. Seit sie Peters liebte, zog sie sich gerne hübsch an und achtete sonst auf ihr Aussehen. Mit aller Leidenschaft ihrer halborientalischen Erziehung wollte sie Peters gefallen und vor allem von ihm hören, daß er sie liebte – ohne dabei zu erwarten, daß er das auch ehrlich meinte. Dafür war sie zu realistisch. Sie ließ die schmutzigen Tassen in der Küche stehen und folgte ihm ins Schlafzimmer. Er hatte schon das Hemd ausge-

zogen, Madeleine drängte sich an ihn, legte die Arme um seine Taille und streichelte ihn; sein muskulöser Körper erregte sie.

Ihre Koseworte flüsterte sie auf französisch; Englisch und Deutsch waren ihr zu grob und unromantisch. Er umarmte sie. Später, ehe sie in befriedigten Schlaf fiel, sagte sie ihm immer wieder, wie wunderbar er sei und daß sie ihn herrlich finde.

Er gab ihr keine Antwort. Sie war sehr wild im Bett, und ihm gefiel ihre Hingabe. Aber er liebte sie nicht, und ihre Sentimentalität störte ihn. In ihrem Kampf für die gemeinsame Sache war kein Platz für Gefühlsverwicklungen. Sex konnte man sich erlauben, auch, mit einer Frau zu leben. Aber Peters war es wichtiger, daß sie zusammen arbeiteten, als daß sie zusammen schliefen. Er rückte von ihr ab und vergaß ihre Anwesenheit sofort. Sein ganzes Sinnen und Trachten war auf die Details des Planes konzentriert, den sie bei der Konferenz in München im Mai gefaßt hatten. Die Mitglieder des Zentralkomitees konnten sich in Deutschland leichter unbemerkt treffen als in Damaskus, wo europäische Mitglieder den israelischen Geheimdienstlern aufgefallen wären. In der deutschen Bundesrepublik arbeiteten viele Araber, und die palästinensischen Mitglieder konnten ganz leicht als Arbeitskräfte einreisen, während Leute wie Peters als Touristen kamen. Das Treffen fand im Haus eines deutschen Zahnarztes in einem Arbeiterviertel statt. Ausländische Patienten gingen dort ein und aus, ohne daß man ihnen Beachtung schenkte. Die Konferenz wurde während der Sprechstundenzeit abgehalten. Peters gehörte bereits seit zwei Jahren dem Sonderkommando der palästinensischen Befreiungsarmee an. Im Namen der Roten Zelle, bei der er arbeitete, war er von Südamerika aus nach Ägypten gereist, und man hatte ihn von dort aus als Sonderbeobachter nach München eingeladen. Er verließ die Stadt mit dem Auftrag des Komitees, die wichtigste Mission gegen die Kräfte des westlichen Kapitalismus seit der Schließung des Suezkanals durch Nasser durchzuführen.

James Kelly wohnte in einem wunderschönen Haus in Shemiran, einer eleganten Vorstadt auf den unteren Hängen des Gebirges hinter Teheran. Die rosa Ziegelfassade des aus dem neunzehnten Jahrhundert stammenden Gebäudes war mit Türmchen und Kuppeln und wunderbaren Steinornamenten geschmückt, und es lag in einem großen, ummauerten Garten. Die Vorstellung, in einem der häßlichen Häuser wohnen zu müssen, die die neureichen Perser in der Stadt bauten, hatte ihn abgeschreckt – dieses etwas baufällige Haus sagte ihm mehr zu, und mit den reichlichen Zuschüssen der Firma hatte er es zu seiner einstigen Schönheit restaurieren lassen.

Eileen und Logan waren vor ihm zu Hause angekommen. Sie blieb einen Augenblick lang im Mondlicht draußen stehen. Die warme stille Nacht war erfüllt von dem betörend süßen Duft des Jasmins, der vom Garten herüber drang. Der Mond hing riesengroß wie eine Perle am Himmel. Die modernen, häßlichen Gebäude der Innenstadt, die verstopften Durchfahrtsstraßen hätten ebensogut Tausende Kilometer entfernt liegen können. Dieses Haus mit seinem duftenden Garten und dem zarten Geräusch der Springbrunnen, die James wieder hatte herrichten lassen, versinnbildlichte das, was für den Europäer den Zauber Persiens ausmachte. Persien, das jetzt Iran hieß, dessen alte Herrscherdynastien es nicht mehr gab. Der Sohn eines Unteroffiziers saß auf dem Pfauenthron, und die schwächliche, verweichlichte persische Aristokratie wurde von den frechen, ehrgeizigen Mittelständlern abgedrängt, die unermesslichen Reichtum aus den riesigen Bodenschätzen schöpften. Ein häßlicher Kontrast in dem Land, dessen Poesie und dekorative Kunst zu den Wundern der Welt gehörten.

»Ich geh' schon rein«, sagte Logan. Als seine Frau stehen blieb, hatte er eine Weile gewartet, während sie um sich blickte. Eine herrliche Nacht! Auch er roch den Jasminduft und sah das Schattenspiel im Garten. Noch vor kurzem hätte er sie beim Arm genommen und einen Spaziergang vor dem Schlafengehen vorgeschlagen. Aber nicht heute.

»Ich bin todmüde«, gähnte er und fügte dann rasch hinzu: »Du mußt doch auch müde sein. War ein ganz schön anstrengender langer Tag.« Sie folgte ihm schweigend ins Haus.

Zweimal schon hatte James sie beherbergt. Sie wohnten in einem einfach-stilvoll möblierten Zimmer. An den Wänden hingen ein paar schöne Kelims, und in der breiten Nische über dem Bett standen seltene Bronzen und Vasen. Der Raum war gemütlich und ungewöhnlich, aber irgendwie männlich, fand sie. Warum James wohl nie geheiratet hatte?

In ihrer Müdigkeit und ihrem Ärger über Logan stellte sie die Frage plötzlich laut. »Warum mag er wohl noch immer Junggeselle sein?«

Logan zog sich bei offener Tür im Bad aus. »Keine Ahnung, fehlen tut ihm nichts. Wir haben alles nachgeforscht.«

»Was meinst du damit: nachgeforscht?«

Ohne seine Hilfe kam sie nicht aus dem Kleid. Inzwischen nahm sie die Brosche und Ohrringe ab und behielt sie in der Hand.

»Wonach geforscht?«

»Na, eben geforscht«, antwortete er gereizt. »Das machen wir doch immer. Dann gibt es später keine Schwierigkeiten. In verantwortlichen Posten kann ich keine Homos brauchen.«

»Du meine Güte«, sagte Eileen, wandte sich ab und legte den Schmuck auf den Frisiertisch. »Das ist ja gräßlich! Wenn er das wüsste!«

»Würde ihn wahrscheinlich gar nicht überraschen. Im Außenministerium haben sie genug Schwierigkeiten mit Schwulen gehabt, darüber brauchst du dich wirklich nicht aufzuregen.« Er schlug die Badezimmertür laut zu.

Seit Monaten hatte sie sich in der Gewalt gehabt, seine schlechten Launen ignoriert, Entschuldigungen für seine Ausbrüche gefunden. Er hatte sich ihr gegenüber verändert, und langsam ahnte sie, warum. Eileen hatte alles versucht, es nicht schwer zu nehmen, sich eingeredet, daß Überarbeitung und Stress daran schuld waren. Sieben Jahre Ehe, davon die ersten vier durch Fehlgeburten und die Geburt Lucies vermurkst, die dann alles verändert hatte.

Sie lief zum Bad und riß die Tür wieder auf.

»Schlag gefälligst nicht mit den Türen!« rief sie. Er war schon im Pyjama, blickte sie erst überrascht an und wurde dann zornrot.

»Und brüll mich nicht an!« fauchte er und drängte sich an ihr vorbei ins Schlafzimmer.

»Ich brülle gar nicht«, konterte Eileen. »Aber ich lasse mir deine schlechten Manieren nicht länger gefallen. Wenn ich es abscheulich finde, in anderer Leute Privatleben herumzuzschnüffeln, dann werde ich das wohl sagen dürfen.«

Er wandte sich um und sah sie an. Die letzten Monate waren auch für ihn schwierig gewesen. Er sprach leiser und ruhiger, aber was er sagte, schmerzte mehr als sein Zorn.

»Ich führe meine Geschäfte so, wie ich es für richtig halte«, erklärte er. »Was du darüber denkst, interessiert mich überhaupt nicht. Wenn ich in einem halbzerfallenen Haus im irischen Moor leben würde und nur daran denken müßte, wie ich Geld aus meinem Schwiegersohn kitzle, anstatt ehrlich zu arbeiten, hätte ich vielleicht auch Zeit für deine großartigen Prinzipien. Du kannst mir damit gestohlen bleiben.«

»Ich zahl' dir das blöde Geld zurück, das du ihm gegeben hast. Dann brauchst du es wenigstens mir nicht vorzuhalten.«

Sie setzte sich aufs Bett und fing zu weinen an. Er hatte ihrem Vater dreihundert Pfund für die Reparatur des Zaunes gegeben. Sie hatte zornig heimgeschrieben, daß er Logan in Ruhe lassen solle, und war mit einem charmanten Anruf voller Entschuldigungen wieder entwaffnet worden. Ihr Vater verachtete Logan Field, er hielt ihn für gewöhnlich und großmäulig und seine Art zu leben für Zeitverschwendung. Logan tat nichts von den Dingen, die John Fitzgerald gefielen. Er mochte keine Pferde, und Rennen langweilten ihn. Zwar war er ein recht guter Schütze, hatte aber keinen Spaß an der Sache. Er reiste und jagte in der Welt herum, und nur daß er reich war, imponierte der Familie, denn alles andere an ihm erschien ihnen lächerlich. Das Dynamische an diesem Mann, das sie selbst von Anfang an so fasziniert hatte, wurde ihnen nicht bewußt, sie fanden ihn zu ermüdend.

Und dann spürte sie, wie er sich neben sie setzte. »Entschuldige bitte,

Liebes«, sagte er, legte den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich. »Das war gemein von mir. Ich war ein Schuft. Entschuldige bitte.«

Sie konnte nicht antworten – Schmerz und Zorn kämpften in ihr gegen ein Gefühl tiefster Verzweiflung. Als sie endlich den Kopf hob, starrte er zu Boden, mit seiner anderen Hand umklammerte er ein Knie.

»Entschuldige bitte«, bat er nochmals, und sie wußte, daß er es wirklich ehrlich meinte.

Dies war nicht der Zeitpunkt, etwas zu diskutieren, aber es drängte sie unablässig, die Auflösung zu beschleunigen.

»Was ist los mit uns, Logan?«

»Nichts«, gab er zur Antwort und ließ sie los. »Wir sind einfach fertig. Brauchen unseren Schlaf und du wahrscheinlich Ferien.«

»Ohne dich war ich noch nie in Ferien«, sagte sie langsam, »und ich will auch jetzt keine.«

Er wandte sich ihr kurz zu und drehte sich dann wieder weg.

»War aber vielleicht doch nicht das Schlechteste. Dann können wir beide alles durchdenken.«

Sie stand auf und suchte in ihrer Handtasche nach Zigaretten. Er warf ihr sein Feuerzeug aufs Bett.

»Ich weiß schon seit einiger Zeit, daß es zwischen uns nicht mehr stimmt, aber ich hielt es für einen vorübergehenden Zustand. Schau mich bitte an, und sag mir die Wahrheit: Gibt es eine andere?«

Er sah sie ganz unglücklich an. An seinen Mundwinkeln erkannte sie, daß er gleich wieder ärgerlich werden würde. »Lass das bitte jetzt, Eileen, bitte nicht heute abend.«

Sie begann erneut zu weinen. »Ich *kann* aber nicht! Ich kann mit dieser Ungewissheit nicht leben! Du wolltest nicht, daß ich mitfliege, hast alles getan, um mich daran zu hindern. Seit Monaten haben wir nicht miteinander geschlafen, immer bist du zu müde oder wehrst mich sonst irgendwie ab. Ich weiß, daß da eine andere ist. Es muß so sein!«

»Na schön.« Er stand auf und starrte ihr ins Gesicht. »Schön, wie du willst. Ja, es gibt eine andere. Ich kann auch nicht mehr länger hinter

dem Berg halten damit.« Er nahm das Feuerzeug und warf es zu Boden.

Sie schwieg. Sie hatte die Wahrheit gewollt, und jetzt wußte sie es. Er liebte eine andere. Den Verdacht zu haben, war doch etwas anderes, als es zu wissen. Die Gewissheit brachte ihr keine Erleichterung, sie brannte wie eine Wunde, und die schlimmsten Schmerzen würden erst noch kommen. In diesem Augenblick wußte Logan Field nicht, wen er mehr hasste: sich selbst oder sie. So lange er ihr nicht weh tun mußte, hegte er freundliche Gefühle für sie, und er versuchte sogar, eine Krise zu vermeiden. So lange sie keine Initiative ergriff, war noch nichts beschlossen auf seiner Seite. Aber jetzt hatte sie ihn dazu gebracht, zuzugeben, daß er sie nicht mehr liebte, und damit war es zur Tatsache geworden.

»Wer ist sie?«

Sie hatte zu weinen aufgehört, und ihre Stimme klang ruhig. Noch nie hatte er sie so bleich gesehen. Jetzt gab es kein Zurück mehr, und vor Verzweiflung wurde er zornig. Er liebte Entscheidungen und hasste jedes Vakuum, aber *diese* Entscheidung war ihm aufgezwungen worden. Es war *ihre* Schuld, und er lastete sie ihr voll an, um selber schuldlos dazustehen. Wenn sie weiter Fragen stellte, gut – sie sollte ihre Antworten bekommen.

»Es ist Janet«, sagte er. »Ich möchte sie heiraten.«

»Ach so. Und mit ihr Kinder kriegen.«

»Nicht unbedingt.« Er begab sich auf den Rückzug. Dieser Wahrheit konnte er nicht ins Auge blicken. Der nagenden Enttäuschung, daß seine Frau nach Lucies Geburt weitere Kinder versagt blieben. Ein Mädchen, ein süßes kleines Mädchen, das alles erben sollte, was er geschaffen hatte. Er konnte nicht zugeben, daß er wieder heiraten wollte, um einen Sohn als Nachfolger zu bekommen – das klang so lächerlich und paradox. Aber seit drei Jahren war er deswegen frustriert und voller Schuldkomplexe, weil es wirklich stimmte. Er sah, wie Eileen am Reißverschluss im Nacken nestelte.

»Komm, ich mach' dir's auf.«

Sie wich ihm aus. »Danke, nein, ich schaff's schon selbst.«

Mit beiden Händen griff sie jetzt zum Hals und riß den Verschluss auseinander. Das Kleid glitt zu Boden, sie stieg heraus. Sie hatte eine gute Figur, schmale Hüften, *zu* schmal, kleine Brüste und eine sehr blasse Haut. Er hatte sie begehrt und geliebt, und in den ersten vier Jahren hatten sie beide höchstes Glück erlebt, trotz ihrer Fehlgeburten und Krankheiten. Er war stolz auf sie gewesen, stolz auf ihren Charme und ihre gute Erziehung, hatte sie vorgezeigt wie einen Schatz, war zärtlich gewesen, wenn ihm danach zumute war. Hatte gewußt, daß sie ihn liebte. Und sie gab ihm das Kind, das er mehr als alles in der Welt liebte. Ihr Anblick weckte keinen sexuellen Wunsch in ihm. Nur sein Gewissen veranlaßte ihn, auf sie zuzugehen.

»Eileen ...«

»Diese gräßliche Frau!« schnaubte sie verächtlich. »Ich fliege morgen heim. Das ist für alle die beste Lösung. Im Nebenzimmer steht ein Sofa; ich hoffe, du schläfst heute nacht dort.«

Sie ging ins Bad und sperrte von innen zu.

2

Als der Anruf aus Teheran durchkam, schlief Janet Armstrong bereits. Ihre kleine Wohnung in einer teuren Ecke Chelseas lag in einem umgebauten alten Haus. Das supermoderne italienische Innendekor war ein Spiegelbild ihrer Persönlichkeit; knapp, klar, brillant und positiv. Das kreisförmige Bett war Logan zuerst komisch vorgekommen, und beim ersten Besuch hatte er sich geweigert, darin zu schlafen. Bald mußte er jedoch zugeben, daß es bequemer war als das Bett in jenem Hotelzimmer in Dallas, wo sie ihre ersten gemeinsamen Stunden verbracht hatten. Es war ganz zufällig passiert. Keiner von beiden hatte vorausgesehen, daß die langhingezogene Konferenz in seiner Hotelsuite enden würde, wo er sie um drei Uhr morgens entkleidete.

Es begann mit einer zufälligen Berührung und endete mit einem Sturm der Liebe, der sie beide in Erstaunen versetzte.

Als sie aufwachte und nach dem Telefonhörer griff, sah sie auf die Uhr. Fünf Uhr dreißig, dazu die Stunden, die der Iran voraus hatte – das mußte Logan sein. Sie holte sich den Apparat aufs Bett. Ihr blondes Haar war kurz geschnitten und mit Silberstreifen aufgehell. Er hatte sie gebeten, es länger wachsen zu lassen, weil er gerne im Bett mit Frauenhaaren spielte, aber sie hatte sich geweigert. Lange Haare waren immer unordentlich und lästig. Außerdem standen sie ihr nicht.

Sie hatte keinerlei feminine Tricks angewandt, um ihn einzufangen. Niemand hätte ihr nachsagen können, daß sie sich genau nach dem Witzblatt-Klischee benommen und ihren Chef geangelt hätte. Nie hatte sie an eine engere Bindung mit ihm gedacht, als ihre Arbeit sie schon mit sich brachte, bis sie damals in Dallas buchstäblich vom Moment überrollt wurden. Zu dem Interesse, das sie beide an der Firma hatten, und der angenehmen Arbeit kam nun noch die perfekte Übereinstimmung in sexueller Hinsicht.

»Logan?«

Seine Stimme kam ganz klar über den Draht. Endlich einmal keine atmosphärischen Störungen.

»Janet? Ich bin's. Wie geht's dir?«

»Mir geht's gut. Du hast mich aufgeweckt. Wie geht's drüben mit den Geschäften?«

Typisch für sie, daß sie zuerst daran dachte.

»Bisher gut«, sagte er. »Heute Vormittag sehe ich den Minister. Danach hoffentlich den Schah. Ich weiß nicht, wie lange ich auf eine Audienz warten muß. Sollten es Wochen werden, fliege ich zwischendurch heim. Es sieht aber alles wirklich gut aus. Wir haben eine große Party für Khorvan gegeben. Er war sehr freundlich. Kelly meinte vorher, er würde vielleicht gar nicht kommen, und das wäre dann ein sehr schlechtes Zeichen. Es ist aber alles gut gelaufen. Wie geht's bei euch?«

»Alles glatt und in Ordnung. Auf Block 211/6 war eine Panik, offenbar stimmte was nicht mit dem Bohrloch, und die langfristige Wettervorschau beunruhigte sie ein bißchen. Jenner kümmert sich darum. Er

fliegt heute nachmittag nach Lerwik zur Bohrstelle. Auf allen Finanzseiten standen Berichte über dich und Imshan. Es war immer noch das alte Foto von dir, du mußt dir wirklich mal ein neues machen lassen. Ich kümmerge mich drum, wenn du zurück bist. Die Reaktion auf dem Markt war gut. In der ›Sunday Times‹ hatten wir einen großen Artikel über den Schah, in Zusammenhang mit dem Ölfeld, und der saudi-arabische Botschafter will dich angeblich sprechen. Wir haben aber noch keinen Termin ausgemacht. Ist doch in Ordnung?«

»Die kriegen jetzt langsam Schiß«, sagte Logan befriedigt. »Wenn wir in Imshan erst einmal voll produzieren, haben wir die Karten in der Hand, und dann können sie uns mal kreuzweise ...«

Er hatte Janet gegenüber immer eine betont ›männliche‹ Redensweise verwendet, wie er das nannte, ohne jede Angst, sie damit zu verschrecken. Bei Eileen wurde er nur vulgär, wenn sie stritten.

»Übrigens, Eileen fliegt heim.«

»Ach ja? Warum denn? Es ist doch hoffentlich nichts mit Lucie?«

Als er seine Frau erwähnte, richtete sie sich unwillkürlich gespannt auf. Sie fragte immer nach seinem Kind. Es war ihre einzige Konzession in diesem Spiel, denn sie wußte, wie sehr Logan an der Kleinen hing. Sie hatte sie schon mehrmals in seinem Haus am Eaton Square gesehen – ein einsames, überbehütetes kleines Mädchen, wie ihr schien, das Brüder und Schwestern gebraucht hätte. Das hatte sie Logan gegenüber auch erwähnt. »Nein, nicht wegen Lucie. Bei uns hat sich die Lage leider zugespitzt.«

»Du meine Güte! Hat sie es rausgefunden?«

»Ich habe es ihr selbst gesagt.«

Es knackte in der Leitung, er mußte lauter sprechen.

»Ich kann jetzt nicht darüber sprechen. Du mußt dann herüberfliegen, ich brauche dich als Gastgeberin. Kannst du zum Wochenende kommen?«

»Ich weiß es noch nicht«, schrie sie zurück. Die Verbindung wurde immer schlechter. »Muß erst sehen, was heute Vormittag los ist. Ruf mich abends an, bei James gegen sieben eurer Zeit.«

»Ist gut, sieben Uhr also. Paß gut auf dich auf.«

»Du auch«, sagte sie.

Sie legte auf und stieg aus dem Bett. Ihre langen, schöngesformten Beine waren nackt, sie trug nur die Pyjamajacke. Im Badezimmer – nichts als weißer Teppich und Glas ringsum – trank sie einen Schluck Wasser und betrachtete sich im Spiegel. Ohne Make-up sah sie blaß aus, ihre grauen Augen brauchten Lidschatten. Sie war einunddreißig. Ihre Ehe lag schon Jahre zurück, und jetzt ergab sich plötzlich die Chance, Logan Field zu heiraten. Sie war gesund und jung, konnte ihm Kinder schenken und war auch dazu bereit. Sie würde nie eine Frau wie Eileen werden, aber er wollte ja auch nicht nur ein hübsches Dekor haben. Logan brauchte eine Partnerin und eine große Familie. Bei diesem Blick in den Spiegel beschloß Janet, ihm beides zu sein und zu geben.

Ohne es zu wissen, lächelte sie bei dem Gedanken. Wenn sie glücklich oder aufgeregt war, sah sie schön aus. An Eileen Field dachte sie nicht. Nicht, weil sie skrupellos war, aber sich wegen der anderen Frau Schuldkomplexe aufzuladen, hatte sie nie einen Grund gesehen. Eileen hatte ihn geheiratet und die Chance gehabt, ihn glücklich zu machen; wenn es ihr nicht gelungen war, konnte man niemand anderen dafür verantwortlich machen, Janet duschte, machte sich zurecht und zog sich an. Sie ging gerne in das riesige Haus der Imperial Oil und liebte ihr hübsches Büro vor dem Logans und den Stimulus, den ihr die Arbeit gab. Macht hatte sie immer schon fasziniert, und Logan personifizierte für sie die Macht. Ihre eigene Sekretärin, eine unglaublich tüchtige ältliche Jungfer, war bereits fünfzehn Jahre bei der Firma. Sie wunderte sich, die kühle, nüchterne Mrs. Armstrong beim Durchlesen der Morgenpost leise summen zu hören.

Eileen schlief lange. Der Hausboy James' klopfte an die Schlafzimmertür; als keine Antwort kam, brachte er Kaffee und Orangensaft wieder in die Küche zurück. Um sieben Uhr war Logan zum Anziehen ins Schlafzimmer gekommen, hatte sie angesehen, wie sie da im Schlaf lag, mit einem Arm über dem Kopf, und ehrliches Bedauern verspürt. Der

Vorfall in der Nacht war ihm peinlich, und er schämte sich nun am nächsten Tag. Aber es war nicht wieder rückgängig zu machen, selbst wenn er es wollte. Zurückgestoßen, wie sie sich jetzt fühlte, war sie plötzlich imstande, ihn jetzt zu verachten, und das war ihm entsetzlich. Er hatte ihre Familie verachtet und sie geliebt. Seiner Meinung nach waren es nutzlose Parasiten, die nichts als komische Geschichten und Rennplatzanekdoten zu einer Konversation beitragen konnten, ohne irgendein Interesse am Weltgeschehen, an der Industrie oder Politik. Ihre Mutter war kurz nach Eileens Heirat gestorben – eine große, kräftige Frau mit weicher Stimme und den blauen Augen ihrer Tochter, die Logan noch irgendwie mochte. John Fitzgerald war ihm dagegen ausgesprochen unsympathisch – ein Nassauer und Snob dazu. Jahrelang schon schickte er dem Alten Geld und bekam nicht mal ein Dankeschön dafür. Jetzt war auch das vorbei, der englische Schwiegersohn konnte nicht mehr gemolken werden. Er nahm seine Kleider unter den Arm und schlich sich hinaus. Unten zündete er sich eine Zigarette an, schickte den Hausboy, der plötzlich aus der Küche kam, um Kaffee und rief Janet an. Noch ehe James Kelly zum Frühstück herunterkam, hatte Logan Field bereits das Haus verlassen.

In der syrischen Botschaft schrieb der Handelsattache, der nachts beim Treffen in der Wohnung an der Torshab Road teilgenommen hatte, einen Bericht.

Das Sonderkommando war aufbruchbereit. Peters und Madeleine Labouchère hatten den Flug nach London mit Zwischenstation Paris gebucht, Resnais sollte dort zu ihnen stoßen. Innerhalb einer Woche hoffte man, die endgültigen Details der Aktion beisammen zu haben und sie dann binnen zehn Tagen durchzuziehen. Der Kellner Habib mußte aus Teheran entfernt werden. Es gab keinen Grund anzunehmen, daß Oberst Ardalan ihn bemerkt hatte oder man ihn je mit dem, was hier geplant wurde, in Verbindung bringen würde. Peters ging jedoch nie ein Risiko ein, weswegen er auch für die Interpol aus einer Reihe von

Pseudonymen bestand, ein gesichtsloser Schatten mit tödlichem Terrorregister. Der Syrer mußte Habib besuchen und dafür sorgen, daß eben jene Chance eins zu einer Million nicht möglich wurde.

Mahmoud Khorvan empfing Logan Field, James Kelly und dessen Stellvertreter Ian Phillipson in seinem Büro im Ministerium, einem großen viereckigen Bau, hässlich wie alle neuen Gebäude in dieser Stadt. Das Zimmer war üppig mit dicken roten Teppichen und goldenen Kronleuchtern ausgestattet. Ein riesiger Schreibtisch und nachgemachte Chippendale-Stühle passten dazu wie die Faust aufs Auge. Hinter Khorvan hing das übliche große Farbfoto des Schahs mit der Kaiserin und dem kleinen Kronprinzen in einem geschnitzten Goldrahmen. Ein signiertes Foto stand rechts vor ihm auf dem Schreibtisch. Kaffee und Orangensaft waren für die Besucher bereitgestellt. Die Sekretärin, eine schlanke, persische Schönheit, schenkte ein und reichte die Tassen herum. Es roch stark nach türkischen Zigaretten, von denen der Minister sechzig am Tag rauchte. Bei öffentlichen Empfängen trank er nie Alkohol, vor allem nicht in Gegenwart von Ausländern; ein Teil seines Bücherkastens enthielt jedoch ein Cocktail-Schränken mit allen Sorten von Alkoholika außer Wein, den er nicht mochte. Sein Lieblingsgetränk war Malzwhisky. Er begrüßte Logan höflich, Kelly freundlich und den dritten mit einem knappen Kopfnicken. Kelly war schon lange klar, daß Perser seines Schlages nie echte Freundlichkeit ausstrahlten. Khorvan bot Zigaretten an; außer Logan lehnten alle ab. »Tja, Mr. Field«, begann er. Sein Englisch war ausgezeichnet, er verstand es allerdings noch besser, als er es sprach. In den drei Studienjahren an der Londoner Wirtschaftsfakultät hatte er seine linksgerichteten Tendenzen entwickelt. »Ich habe Ihr Angebot genauestens studiert – sehr genau, und bin leider zu folgender Entscheidung gekommen.«

Er legte Daumen- und Mittelfingerspitze aufeinander und sah Logan an, der sich nicht rührte, mit keinem Muskel des Gesichts zuckte. Der Minister bewunderte seine Haltung. Wenn er auch die Verhandlungen störte und stoppte, so hatte er wenigstens seinen Spaß daran. James lehnte sich vor, instinktiv bereit, seine Diplomatenrolle zu spielen.

»Inwiefern leider, Herr Minister?«

»Weil ich ja nicht weiß, wie ernst Sie Ihr Angebot meinten«, antwortete er zögernd, wandte sich dabei aber an Logan.

»Verhandlungen sind bei uns immer ernst gemeint, Herr Minister«, beschied Logan knapp. »Bitte erklären Sie uns, worum es geht. Mir wurde vorher bedeutet, daß unser Angebot akzeptabel sei.«

»Für mich schon«, gab sich Khorvan verbindlich. »Aber nicht für höhere Stellen.«

»Und was stimmt nicht daran?« Logan drückte seine Zigarette aus. Khorvans Haltung irritierte ihn nicht im geringsten. Bei einem Gespräch mit östlichen Verhandlungspartnern war immer zu erwarten, daß in letzter Minute noch über die Bedingungen gefeilscht wurde. Er war durchaus mit der Absicht hergekommen, noch ein wenig nachzugeben.

»Sehen wir uns doch einmal den Vorschlag als Ganzes an«, sagte Khorvan. »Es gab viele Bewerber um die Rechte an Imshan. Angesichts der Größe der Ölfelder dort waren alle bereit, genauso viel oder sogar noch mehr als Sie zu bieten, Mr. Field. Seine Kaiserliche Hoheit hat sich indessen für eine britische Gesellschaft entschlossen, wahrscheinlich dank der Überredungskünste von Mr. Kelly.«

»Die Entscheidung war eher politisch als wirtschaftlich. Seine Kaiserliche Hoheit ist ein großer Mann; er denkt global.«

»Sein Entschluß, Ihrer Gesellschaft den Export des Öls von Imshan zu einem niedrigeren Preis als dem von der OPEC festgesetzten zu überlassen, wird nicht nur weltweite Reaktionen hervorrufen, sondern auch die Solidarität der Erdölländer erschüttern. Außerdem wird dadurch die Stellung der Imperial auf dem Erdölmarkt sicherlich sehr gestärkt, Sie könnten unter Umständen so stark werden wie die EXXON.« Khorvan blickte die drei Besucher der Reihe nach an. »Und doch bieten Sie uns als Entgelt dafür nicht mehr als Ihre Konkurrenten.«

Logan lehnte sich vor.

»Ich sehe als unseren Beitrag zu diesem gemeinsamen Unternehmen mit der iranischen Ölgesellschaft den Ausbau der Felder von Imshan.

Die Kosten dafür werden dreihundert Millionen Dollar betragen. Außerdem wird eine Stadt gebaut mit Klinik, Schulen und allen modernen Einrichtungen, und dies in einem Gebiet, das derzeit unbewohnt ist. Wir legen ferner die Rohrleitungen zur Raffinerie in Abadan. Zusätzlich haben wir die Verpflichtung übernommen, die Erzeugung noch wesentlich zu steigern. Falls Seine Majestät Zusätzliches von uns wünscht, so möchte ich es natürlich gerne erfahren.«

»Die Geste seiner Kaiserlichen Majestät wird den Westen vor Bankrott und Revolution retten«, sagte Khorvan kühl. »Der Ölpreis bringt eine derart massive Inflation mit sich, daß ein totaler Zusammenbruch unvermeidlich scheint. Das ist ja allgemein bekannt. Die Vereinigten Staaten würden den arabischen Staaten gerne den Krieg erklären, was sie aber nicht können, weil der Schutz der Sowjetunion dagegensteht. Die westlichen Regierungen planen und verhandeln und versuchen, sich zu retten. Sie können die Israelis nicht als Pfand verwenden, weil die arabischen Staaten ebensogut ausgerüstet sind, wie der letzte Konflikt zeigte. Seine Kaiserliche Majestät will Sie also retten. Sobald bekannt wird, daß der Iran einen Teil seines Öls zu niedrigeren Preisen zu exportieren beabsichtigt als vereinbart war, müssen die anderen OPEC-Länder auch mit ihren Preisen heruntergehen.«

»Bei allem gebührenden Respekt«, wandte Logan ein, »möchte ich doch bemerken, daß dies keine rein philanthropische Geste ist. Sie haben recht mit Ihrer Schilderung: Wir sind im Westen in einer prekären Lage. Aber wenn Europa wirtschaftlich völlig zusammenbricht, wird es zu einem Chaos kommen und danach zu einer kommunistischen Revolution, bei der Ihr Land kaum ungeschoren davonkommt. Das weiß der Schah genau. Sicher rettet er uns mit Preisnachlässen, aber er schützt auch gleichzeitig sich selbst.«

Keiner sagte etwas darauf. Khorvan nippte an seinem Kaffee und ließ deutlich sein Missfallen spüren. James versuchte, Logan vor weiteren Erklärungen zu warnen. Der beachtete ihn aber gar nicht. Er lehnte sich völlig entspannt in seinem Sessel zurück.

»Offenbar genügt Ihnen unsere Investition noch nicht«, fuhr er fort. »Was schlagen Sie noch vor?«

»Sie wollen eine Leitung nach Abadan legen«, sagte Khorvan, »die Entfernung von Imshan zur Raffinerie ist aber zu groß. Für die Mengen Öl, die in Imshan produziert werden sollen, brauchen wir eine neue Raffinerie, die Sie zum Ausgleich für den Ölpreisnachlaß bauen sollen.«

Logan sah James an und wandte sich dann wieder an Khorvan. »Mr. Kelly gegenüber wurde aber nichts davon erwähnt.«

»Nein«, bestätigte der Minister, »aber mir gegenüber. Seine Kaiserliche Majestät will unbedingt, daß noch eine Raffinerie an der Küste bei Imshan gebaut wird. Wer immer Partner unserer Ölgesellschaft wird, soll diese Raffinerie finanzieren. Dies scheint Seiner Majestät ein fairer Beitrag zu sein.«

Der Vorschlag stammte natürlich von Khorvan selbst. Er kannte den Entschluß des Schahs, den letzten Dollar aus jedem westlichen Investitionsbewerber zu quetschen. Die Raffinerie würde viel beitragen zur langfristigen Industrialisierung des Landes. Wenn die Imperial Oil Imshan ausbauen und den Ölpreis brechen wollte, um den Westen zu retten, mußte sie auch das nötige Geld dazu auftreiben. Logan zündete eine Zigarette an. »Eine Raffinerie der nötigen Größenordnung würde weitere drei Millionen Dollar kosten«, sagte er. »Und eine Investition von dreihundert Millionen würde angesichts der Inflation möglicherweise unseren gesamten Profit für die nächsten zehn Jahre verschlingen.«

Khorvan schwieg, er setzte wieder die Fingerspitzen gegeneinander und betrachtete sie eingehend.

»Leider nicht möglich«, fuhr Logan fort. »Keine Firma der Welt würde einem solchen Vorschlag zustimmen. Mein Aufsichtsrat gäbe nicht einmal dann die Zustimmung, wenn ich es empfehlen würde. Das werden Sie doch sicher verstehen.«

»Ja, sicher«, bestätigte Khorvan. »Leider ist das aber nicht mein Problem. *Ich* verhandle ja nicht um unser Öl, sondern *Sie* tun es. Wenn Sie keine Möglichkeit sehen, die Raffinerie zu bauen, müssen wir die Sache jemand anderem offerieren.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Logan, »aber nur EXXON wäre

wohl in der Lage, es zu tun. Sie wissen genauso gut wie ich, daß der Iran die EXXON nicht hier haben will, weil es nicht erwünscht ist, daß die Vereinigten Staaten in einer so lebenswichtigen Sache vertreten sind. Sie haben schon genug amerikanische Soldaten und Militärbasen hier. Wenn Sie die Leute auch noch auf Imshan loslassen, sitzen Ihnen die Russen im Nacken.«

Khorvan war ziemlich blaß geworden, ein Zeichen, daß er bald seine Ruhe verlieren würde; er musterte Field verächtlich. Er war einen solchen Ton nicht gewöhnt.

»Es gibt aber auch noch ein französisch-deutsches Konsortium«, meinte er.

»Aber gewiß«, gab Logan achselzuckend zurück. »Sie sind aber genauso wenig bereit, eine derartige Investition ohne Profit zu machen.«

James versuchte, die gespannte Atmosphäre zu entschärfen. »Vielleicht sollten wir uns lieber die Zahlen noch einmal in Ruhe ansehen.«

»Die kenne ich gut genug«, wehrte Logan ab. »Genauso gut wie der Herr Minister. Wenn wir die Raffinerie bauen, bleibt uns kein Profit, und damit hat sich's.« Er bot Khorvan aus seinem goldenen Zigarettenetui an.

»Nein, ich rauche nur türkische«, sagte der Minister, der jetzt seine guten Manieren zu vergessen begann.

»Die möchte ich auch mal, aber jetzt bin ich auf das hier gekommen.« Er hielt seine Mentholfilterzigarette hoch. »Soll weniger gefährlich sein. Wahrscheinlich ist es ja egal. ›La Illah, illahlah wa huwa qadir all kulli shavy.«

James fiel beinahe vom Stuhl. »Es gibt keinen Gott außer Allah, und er hat Macht über alles.« Er hatte keine Ahnung gehabt, daß Logan Arabisch oder Farsi verstand. Sogar Khorvan war anzumerken, daß ihn das Zitat beeindruckt hatte. Field sah ihn an, die harten Gesichtszüge verzogen sich zu einem Lächeln, das ihn plötzlich ganz charmant wirken ließ. »Und wenn Allah es will, daß wir Ihnen eine Raffinerie bauen, wer weiß? Ich glaube, ich nehme Mr. Kellys Rat doch an. Ich gehe noch mal heim und überdenke die Sache. Es wäre schön, Sie noch einmal vor Ende dieser Woche treffen zu können.«

Khorvan stand auf. »Ich werde leider verreisen.«

Logan rührte sich nicht. »Und wann sind Sie zurück?«

»In zehn Tagen.«

»In diesem Fall meine ich, daß wir uns vorher noch einmal treffen sollten.« Jetzt erhob sich auch Logan. »Ich habe eine Audienz beim Schah und kann nicht in den Palast gehen, ohne diese Frage gelöst zu haben.«

Khorvan zögerte. Er wußte nicht, für wann die Audienz anberaumt war, und wollte nicht, daß Field dem Schah die Sache vortrug, bevor er nicht die ganzen Verhandlungen unterminiert hatte.

»Wie lange werden Sie brauchen, um Ihre Zahlen noch einmal durchzugehen?«

»Wann reisen Sie ab?«

»Donnerstag. Am Freitag reise ich nicht gerne.« Als frommer Moslem vermied er es, am Pendant des christlichen Sabbats zu arbeiten oder zu verreisen.

»Dann werden wir bis Mittwoch früh fertig sein«, sagte Logan. »Mr. Kelly wird den genauen Termin mit Ihrer Sekretärin vereinbaren.« Er streckte Khorvan die Hand hin und drückte so stark zu, daß es dem anderen weh tun mußte. »Guten Tag, Herr Minister.«

Kaum waren die drei gegangen, ließ Khorvan sich mit dem Hofminister verbinden. Er hatte gar keine Absicht zu verreisen, wollte Field damit nur bluffen. Ein Audienzdatum war noch nicht festgesetzt worden. Logan hatte ihm also einen Punkt voraus, aber das wog wenig, neben der unmöglichen Forderung, die Khorvan heute aufgestellt hatte. Sie *konnten* sie nicht erfüllen und er war sicher, daß er ihre Weigerung dem Schah als Zeichen unersättlicher Gier darstellen konnte. Da es sich um eine Regierungsangelegenheit handelte, mußte man der ausländischen Gesellschaft die Bedingungen diktieren oder einen Gesichtsverlust in Kauf nehmen. Auf jeden Fall sollte Imshan nicht in die Hände der Imperial Oil und damit von Logan Field fallen. Die Russen konnten sich dann in aller Bescheidenheit wieder in Erinnerung bringen.

Peters hatte fertig gepackt, nur noch die Zahnbürste, das Rasierzeug und sein Pyjama lagen draußen; mehr brauchte er nicht für die eine Nacht. Er war als Kind unter lauter ›Dingen‹ aufgewachsen, wie er das bezeichnete. Seine Mutter sammelte hübschen Schnickschnack, das Haus in Cleveland war die reinste Hindernisstrecke: überall standen ihre unsinnigen teuren Sachen herum. Sein Vater hatte Autos und eine Werkstätte voller praktischer Geräte. Zum achtzehnten Geburtstag hatten sie dem Sohn ein kompliziertes HiFi-Gerät geschenkt, das er nie benutzte. Sie waren besessen von den Dingen, die sie besaßen oder besitzen wollten. Seine Verachtung für materiellen Besitz konnten sie nicht begreifen. Eine ältere Schwester hatte er noch und einen jüngeren Bruder, den die Mutter immer als ihren ›Nachtrag‹ bezeichnete. Peters fand dies ungemein bedrückend – die Tatsache, daß es immer lächelnd und mit einem Streicheln über den Kopf des Jungen hervorgebracht wurde, machte es nur noch schlimmer. Ihn brachte dieser Ausdruck hoch, seinem Bruder schien es gar nichts auszumachen.

Er war ein Einzelgänger. Das stille, introvertierte Kind, der in sich gezogene feindselige Jüngling. Ein spitzer Stein im Sandkasten der Familie.

Seine Schwester hatte das College und eine Handelsschule absolviert, einen ehrgeizigen jungen Werbefachmann geheiratet und war mit ihm nach San Francisco gezogen. Seit Peters Amerika verlassen hatte, waren ihre Verbindungen total abgebrochen. Der Jüngere ging noch zur Schule, als er die Familie verließ. Er wuchs in die gleiche Schablone hinein, nach der Eltern und Schwester geformt waren.

Peters versuchte nie zu erklären, warum er anders war. Er konnte überhaupt nicht mit ihnen reden, da die Worte für sie andere Bedeutung hatten als für ihn. Wenn sie von Freiheit redeten, sah er das als konservative Repression an. Seine Freiheit war ihnen die reinste Anarchie. Moral bedeutete für sie Sexualverhalten, für ihn war es eine Ethik der Menschheit gegenüber, die mit Kopulation nichts zu tun hatte. Das Wort Erfolg verwendeten sie wie eine Waffe. Man mußte Erfolg haben, in der Schule, im College, bei Mädchen. Mußte konkurrieren und der Bessere sein. Nicht nur die Anstrengung widerte ihn an,

sondern vor allem der in Aussicht gestellte Preis. Er wollte nicht besser sein als seine Freunde, um das Wohlwollen einer Generation zu gewinnen, die er verachtete und deren Regeln er nicht zu akzeptieren gewillt war. Er hatte in der Schule hart gearbeitet und das College mit Diplom absolviert, aber nicht nur aus Gründen, die seinen Eltern wichtig waren. Er wollte das Leben und die Geschichte studieren, das Rätsel der Welt verstehen, ohne vorgefertigte Antworten zu akzeptieren. Er besprach nie etwas mit ihnen und vertraute ihnen auch nichts an. Sie beklagten sich, manchmal auch ihm gegenüber, daß er wie ein Fremder sei. Peters hatte das längst erkannt und sich darauf eingestellt. Die Geburt war reiner Zufall. Er war an der falschen Tür abgegeben worden. Erst als er auf die Universität kam, merkte er, wie einsam er war. Mit anderen Studenten traf er sich kaum, obwohl die Atmosphäre so angenehm war, wie er es noch nie erlebt hatte. Es herrschte eine Art revolutionärer Geist an dieser Universität, eine Freiheit an Gedanken und ein Mangel an Konventionen, die ihn ungemein stimulierten. Ein paar Freunde gewann er, unzufriedene Intellektuelle aus ähnlichem Elternhaus wie seinem, und dann begann die erste tiefe Beziehung seines Lebens. Andrew Barnes wurde sein Berater für politische Wissenschaften. Er war sechsundzwanzig Jahre, Peters gerade achtzehn. Barnes war zart gebaut und hinkte; als Junge hatte er Kinderlähmung gehabt. Er war ruhig und ernsthaft, sein Humor größtenteils Selbstironie. Im Gegensatz zu ihm war sein Lieblingsstudent kräftig, begabt für Athletik jeder Art; vor allem ins Fußballteam hätte er neuen Wind bringen können. So reserviert und still Peters sich verhielt, so gerne redete Andrew Barnes. Er lehrte Peters, Debatten zu genießen, lehrte ihn, zu denken und seine Gedanken auszudrücken. Er half ihm, seine Neigung zu überwinden, sich von Dingen und Menschen, die er nicht mochte, zurückzuziehen, und predigte ihm, daß Änderungen nur durch Attacke zu erreichen seien. Attacke durch Erziehung, Debatte und Ideen, und als letztes Mittel durch Konfrontierung. Barnes war Marxist und hätte empört die Behauptung von sich gewiesen, daß er ein Leben christlicher Selbstlosigkeit führte, völlig dem Wohlergehen anderer gewidmet, ein furchtloser Kämpfer für die Unglückli-

chen, entschlossen, allem Unrecht entgegenzustehen und für die Verbesserung der Gesellschaft zu arbeiten. Für Barnes bedeutete Gesellschaft soviel wie Menschen. Er war nicht der kalte Intellektuelle, der die Menschheit nur in wirtschaftlichen Begriffen sieht. Für ihn war Politologie das Wissen vom Menschen, und Sorge um die Menschen machte seine politischen Glaubenssätze so absolut rein. Er war der anziehendste Mensch, den Peters je kennen gelernt hatte. Dank seiner Persönlichkeit sammelte sich eine Anzahl Studenten um ihn, und für Peters war das erste Semester in Kent unter Barnes ein Schritt auf der Straße nach Damaskus. Sein Leben lang hatte er sich wurzellos gefühlt, dazu verdammt, alles, was ihm geboten wurde, zurückzuweisen, ohne eine andere Wahl zu haben. Barnes gab seinem Leben eine neue Bedeutung. Am Ende eines Tunnels, der so dunkel und sinnlos erschienen war, leuchtete plötzlich ein Licht. Alle Liebe, die in ihm verschüttet lag, fand jetzt ein Ventil, sprudelte geradezu hervor. Der zarte, leidenschaftliche Lehrer nahm den Platz ein, den seine Eltern leer gelassen hatten. Und da er sich um Lichtjahre von seinem beschränkten, konventionellen Vater entfernt fühlte, mit dem er keinerlei Kontaktpunkte mehr hatte, erwähnte er Barnes zu Hause nie und brachte ihn auch nicht mit seinen Eltern zusammen.

Barnes' Unterricht gab Peters einen neuen Lebensinhalt. Er übernahm dessen politischen Glauben mit der Intensität eines Menschen, der danach gehungert hatte, für irgend etwas kämpfen zu können. Er wäre Andrew Barnes bis in die Hölle gefolgt, und am 18. Juni 1968 kam es praktisch auch so weit. Es begann als Protest gegen den Krieg in Vietnam. Eine Anzahl Studenten waren zum Militärdienst aufgerufen worden, man organisierte ein Treffen, das Barnes leitete. Dann gab es noch weitere Demonstrationen, an denen auch Peters teilnahm. Es folgten Ansprachen, Kampfrufe und schließlich Steinwürfe gegen die Polizei. Mit Schlagstöcken ging man auf die Studenten los, es kam zu Gewalttaten, Verletzten, Flucht und neuer Gruppierung. Als die Nationalgarde herbeigerufen wurde, standen Andrew Barnes und er in den vordersten Reihen. Er erinnerte sich nachher noch, wie die Truppen mit angelegten Waffen auf sie zumarschierten und wie er versuch-

te, sich vor Barnes zu stellen. Noch ein Angriff mit den Schlagstöcken, schlimmer als beim erstenmal; einige der Studentenreihen gaben nach, Unordnung und Verwirrung entstand, alles rannte in die verschiedensten Richtungen, verängstigte Mädchen schrien schrill. Peters hörte Barnes ihnen noch zurufen, sie sollten durchhalten, dann krachten Schüsse.

Bis die ersten Studenten fielen, dachten alle, die Truppen feuerten nur über die Köpfe der Menge. Nach ein paar Sekunden Stille wurden dann panische Schreckensschreie laut. Andrew Barnes sank, von einer Kugel in die Brust getroffen, zu Boden.

Noch Jahre danach wachte Peters immer wieder aus einem Alptraum auf; er kniete im Schmutz, von flüchtenden, schreienden Menschen umgeben, den Sterbenden in seinen Armen haltend, hörte Andrews Stöhnen, sah das Blut aus seinem Mund strömen und den Kopf plötzlich zurückfallen, wie bei einer Marionette, deren Fäden gerissen sind. Er weinte, als die Polizisten ihn verhafteten. Zu viert mußten sie ihn wegzerren und den Toten aus seinen Armen reißen. Er hatte um sich getreten und geboxt, auf dem Weg zum Polizeiwagen, wie ein Verrückter gekämpft.

Dann wurden ihm die Hände auf den Rücken gefesselt. Sie schlugen ihn in die Nieren und Leisten und prügelten ihn auf der Polizeistation nochmals. Seine Eltern hatten ihn herausgeholt. Als sie ihren zusammengeslagenen Sohn sahen, nahmen sie sich seiner an, ohne etwas zu fragen oder zu sagen; aber es war schon zu spät. Sie beteiligten sich am Protest gegen die Brutalität der Polizei und die Ermordung der Studenten auf dem Universitätsgelände, aber Peters konnte sich trotzdem in keiner Weise mit ihnen identifizieren. Ihre Betroffenheit, ihr Zorn bedeutete ihm nichts. Der beste Mensch, den er je gekannt hatte, war von jener Gesellschaft getötet worden, die ganze Weltöffentlichkeit verurteilte das Massaker. Peters war wie gelähmt; er blieb in der Klinik und fuhr dann in die Universität zurück, aber es war nicht mehr dasselbe dort, konnte es nicht mehr sein. Der hinkende kleine Mann, der stets mit vorgestrecktem Kopf versucht hatte, mit den schnelleren Studenten Schritt zu halten, fehlte in Peters Leben. Es

gab keine abendlichen Debatten mehr, kein Essen bei Barnes mit Gesprächen, die sich bis in die Nacht hineinzogen. Als man in der Presse über Märtyrertum sprach, konnte Peters nur verächtlich lachen. Nichts als ein Klischee; sie hatten Barnes weder gekannt noch geliebt. Nur Peters und die Gruppe um Barnes wußte, welches Verbrechen der Kapitalismus hier begangen hatte. Für die Studenten jener Universität blieb dieser Junitag unvergessen, hinterließ eine bleibende körperliche oder seelische Narbe. Aber die meisten gingen später in die Welt hinaus und wurden von der Gesellschaft absorbiert, die sie nicht hatten ändern können.

Nicht so Peters. Andrew Barnes hatte ihm beigebracht, was menschliche Wärme und uneigennützig Liebe zu den Mitmenschen bedeutete. Die Nationalgarde, die auf ihn zielte und feuerte, lehrte ihn, was es hieß, zu hassen. Zu hassen mit einer erbarmungslosen, unbeirraren Intensität, die sich ganz natürlich zu einem Extrem entwickelte, das der sanfte Barnes nie gebilligt hätte. Nur mit Gewalt konnte man die organisierte Gewalt der modernen Gesellschaft bekämpfen. Absolute Unbarmherzigkeit und Hingabe an die Sache waren das Rüstzeug der Revolutionäre, die siegen wollten.

Als Peters graduierte, war er bereits führendes Mitglied der extremistischen Roten Zelle innerhalb seiner Studentenorganisation und stand als Agitator auf der schwarzen Liste. Ohne sich von seinen Eltern zu verabschieden, flog er nach Mexiko. Sie beschäftigten ihn von da an nie mehr, er fühlte sich wie im Exil. Lebte und bewegte sich unter Leuten, die ihm selbst glichen: der Sache ergeben, tüchtig und stets bestrebt, sich für die Arbeit, die sie vorhatten, noch zu vervollkommen. Peters lernte zu töten, Explosivstoffe anzuwenden, lange Strecken unter ungünstigen Umständen zu reisen. Man schickte ihn nach Chile, wo er wertvolle Arbeit leistete, Sabotage organisierte und den Guerrillakampf gegen ein Armeecamp leitete. Er blieb lange genug dort, um noch Allendes Triumph mitzuerleben; als er in Deutschland weilte, war die kurze marxistische Regierungszeit vorüber, die Unterdrücker hatten wieder die Macht errungen. In Bonn entführten er und Madeleine Labouchère eine Lufthansamaschine, töteten einen Steward und

verletzten drei Passagiere. Nach längeren Verhandlungen wurden vier palästinensische Terroristen aus dem Gefängnis entlassen und ihm sowie dem Mädchen freies Geleit nach Syrien zugesichert.

Peters blieb einen Moment am Fenster seines Appartements stehen. Die Sonne ließ die Dächer Teherans aufglühen – so weit man blicken konnte, nur Straßen und Häuserblocks, eine hässliche Stadt inmitten einer kahlen Ebene. Das echte Persien hatte er lieben gelernt, mit all seinen unendlichen Verschiedenheiten: die grünenden Nordhänge des Elbrusgebirges, die bis zum Kaspischen Meer reichten, der unglaubliche Frühlingsblumen-Teppich in Kerman – Inspiration der Teppichweber seit tausend Jahren –, die dünnen Zagrosberge mit den kleinen grünen Tälern und klaren Bergbächen dazwischen – ein Kontrast, der die poetische Seele des alten Persiens beflügelte und unsterbliche Verse entstehen lassen. Die gnadenlose Hitze der gelben Wüsten, die fast schon unwirkliche Schönheit der Moscheen von Isfahan. Die Wunder von Persepolis, der Metropole des großen Darius, wo er bei den Ausgrabungen mitgeholfen hatte. Dies war das Land, das Pilger aus der westlichen Welt anzog, die um der herrlichen Kunstwerke der ›Arier‹ willen herkamen, welche als Eroberer zivilisierend auf die östliche Welt eingewirkt hatten. Als Volk waren sie stolz, hinterhältig und zugleich sehr gastfreundlich. Die Ungleichheit zwischen reich und arm war so schlimm wie nur irgendwo in Mittelamerika. Er hatte sich, nach dem, was er bei den Indianern erlebte, dem Elend und Krankheiten gegenüber schon immun geglaubt, aber die krasse Selbstdarstellung des Reichtums Irans brachte ihn zur Weißglut. Er hasste die Reichen, wo immer sie wie Eiterbeulen auf dem Körper der werktätigen Massen saßen. Überfressen, in einer künstlichen Welt lebend, vor Profit schier berstend, genossen sie Luxus und Müßiggang, während andere sich abrackerten und hungerten. Die Jahre hatten Peters nicht milder gestimmt. Er war und blieb ein Fanatiker und tat sich nur mit solchen zusammen, lebte mit einer Frau, die zwei Jahre zuvor in der Passagierhalle eines israelischen Flugplatzes gekniet und Frauen und Kinder mit den Kugeln ihrer Maschinenpistole niedergemäht hatte. In seinem Entschluß, in seinen Meinungen gab es keine Ände-

rung und Abschwächung. Aber diesmal wollte er nicht töten. Er mußte auf Madeleine aufpassen, denn in gewisser Weise war sie für die Sache die falsche Person. Allzu leicht krümmte sie den Finger am Abzug, wobei Alter und Geschlecht der Opfer keine Rolle für sie spielten. Aber er brauchte eine Frau für diesen Plan und hatte das Gefühl, sie lenken zu können. Jetzt, wo alles so nahe bevorstand, wollte er am liebsten bereits unterwegs sein, im Flugzeug sitzen, in Orly landen.

Er hörte Madeleine in der kleinen Küche singen. Nervosität konnte sie nicht. Gefahren erregten sie ebenso wie Sex. Sie war ein bemerkenswertes Beispiel für die moderne arabische Frau – trotz ihrer halbdeutschen Herkunft. Zäh, entschlossen, skrupellos und unbeugsam. Am nächsten kam ihr der Art nach ihre Erzfeindin, das typische Israeli-Mädchen. So wild Madeleine im Bett sein konnte, war es doch unmöglich für ihn, sie im konventionellen Sinne zu lieben. Allein schon aus diesem Grund bildete sie die vollkommene Ergänzung.

Sie tranken gemeinsam eine Flasche Wein, aßen ausgezeichnetes Kebab, das sie selbst zubereitet hatte, und vergnügten sich dann im Bett, bis sie vom Schlaf der Erschöpfung überfallen wurden. Am nächsten Morgen um neun verließ sie allein die Wohnung; er fuhr später mit dem Taxi zum Flugplatz.

»Du fliegst morgen zurück?«

Eileen saß lesend in James' schattigem Wohnzimmer. Die Fenster zum Garten waren offen, morgendliche Kühle drang ein.

»Ja«, sagte sie. »James hat mir für morgen früh einen Platz besorgt.«

Jetzt hätte Logan einlenken, irgendwie auf sie zukommen können. Obwohl es nach wie vor weh tat wie ein körperlicher Schmerz, hatte sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Ob aus immer noch vorhandener Liebe zu ihm oder aus Feigheit – sie wußte es nicht. Er wirkte kühl, sogar etwas ungeduldig, als irritiere es ihn, mit ihr reden zu müssen.

»Ich habe Janet hergebeten. Mit dem blöden Khorvan gibt es Schwierigkeiten. Ich werde noch einige Zeit lang hier alle Hände voll zu tun haben. Warum fährst du nicht nach Irland?«

Auf die Idee war sie nicht gekommen. Ihr Vater würde nicht allzu viel Mitgefühl zeigen. Er hat es sowieso für eine Narretei angesehen,

daß sie Logan heiratete, und wenn sie jetzt ihn und sein Geld verließ, würde er sie noch mehr schelten.

»Ja, mit Lucie«, sagte sie.

Er runzelte die Stirn. »Nein, sie soll nicht so herumgezogen werden, sie ist am besten zu Hause aufgehoben.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Wenn ich heimkomme, regeln wir dann alles. Tut mir leid, daß es so gekommen ist, das weißt du hoffentlich. Aber im Moment kann ich mich nicht einmal damit befassen; ich muß erst die Sache mit Ims-han durchboxen.«

Eileen stand auf und ging zur Gartentür. »Du weißt immer genau, was dir wichtiger ist, nicht wahr? Und was mein Kind betrifft – wenn ich es zu meinem Vater mitnehmen will, so werde ich das eben tun.« Ohne seine Antwort abzuwarten, lief sie in den Garten hinaus.

James Kelly fuhr sie zum Flugplatz. Er hatte ihr die Adresse seiner Anwälte gegeben. »Die sind zwar ein bißchen altmodisch, nicht die Sorte, die mit einem Kerl wie Logan fertig wird, aber sie können bestimmt jemand empfehlen. Sie müssen mir versprechen, daß Sie hingehen.«

Sie warteten in der Abflughalle. Der Flug war schon aufgerufen worden, sie sollten eben durch die Passkontrolle gehen. Zwei iranische Polizisten kontrollierten alle Passagiere und das Handgepäck mit einem Detektor. Vor ihr war gerade ein großer Blonder dran, der wie ein junger, amerikanischer Professor aussah.

»Bestimmt, ich verspreche es«, versicherte Eileen. »Ich weiß gar nicht, was ich ohne Sie getan hätte, James.«

Er lächelte, sein dunkles Haar fiel ihm über die Stirn, als er sich zu ihr beugte. »Sie hätten es trotzdem gutgemacht«, sagte er, »Sie haben die Stärke aller Iren. Leben Sie wohl, Eileen, ich rufe Sie bald einmal an. Passen Sie gut auf sich auf, und machen Sie sich nicht zu viele Sorgen. Wenn Sie mich brauchen – ein Telegramm genügt, und ich bin schon unterwegs.«

Eileen zog seinen Kopf herab und küßte ihn; sie fühlte, wie seine Hand ihre Schulter umfasste. Dann wandte sie sich um und ging. Der Flug wurde eben zum letztenmal aufgerufen. Nach der Detektorprü-

fung gab man ihr die Handtasche zurück, und sie folgte dem Blonden zum Tor sieben.

Eine Iranerin im traditionellen Gewand mit verdecktem Gesicht, aus dem die Augen hervorlugten, trippelte ein paar Schritte vor ihnen. Sie trug einen kleinen Jungen mit aufmerksamen dunklen Augen, der gierig an seiner Faust lutschte. Obwohl das Kind gar nicht dem ihren ähnelte, mußte Eileen sofort an Lucie denken. Seit sie aus dem Entbindungsheim zurück war, hatte das Kind eine eigene Pflegerin gehabt. Sie war damals zu krank gewesen, um gegen die Annektion ihres Kindes zu protestieren. Erst jetzt, als sie das Flugzeug bestieg, wurde ihr plötzlich klar, daß Lucie seit ihrer Geburt nun zum erstenmal zu ihr gehören würde. Und daß sie mit Logan um jeden Schrittbreit kämpfen mußte, das Kind so zu erziehen, wie es ihr für richtig erschien.

Eileen nahm ihren Platz ein, befestigte den Sicherheitsgurt und öffnete das Buch, das sie schon am Tage zuvor hatte lesen wollen. Den Amerikaner neben sich bemerkte sie gar nicht. Beide würden sich später einmal unter ganz anderen Umständen daran erinnern, daß ihre vielen gemeinsamen Erlebnisse mit dieser ersten Reise begonnen hatten.

3

Während Jean Resnais in Orly auf Peters und Madeleine wartete, beobachtete er die Mädchen ringsum. Die hübsche Blonde gefiel ihm. Ein schmales Mädchen mit langen Haaren und winzigen Brüsten, die durch die Hemdbluse hervorstachen. Er hätte sie leicht erobern können, aber leider hatte er dazu jetzt keine Zeit.

Jean Resnais war klein und dunkelhaarig, mit blassem, intelligentem Gesicht, und konservativ gekleidet. Er trug eine Aktenmappe und sah aus wie ein wohlhabender Geschäftsmann von etwa dreißig Jahren. In Wirklichkeit war er fast fünfunddreißig und ein erfahrener Revolver-

und Gewehrschütze. Sein Flug nach London sollte in einer Stunde abgehen. Als er zur Ankunftsstafel ging, blickten ihm einige Frauen nach. Der Flugzeug aus Teheran war schon gelandet. Madeleine mußte jede Minute in der Abflughalle zu ihm stoßen. Soviel er wußte, nahm Peters den nächsten Flug nach London.

Und dann sah er sie schon durch die Kontrolle gehen. Sie trug nur einen leichten Koffer. Ohne sie zu begrüßen, folgte er ihr. Beim Sicherheitsposten wurde er gestoppt. Madeleine hatte man durchgelassen. Der Flug wurde bereits aufgerufen. Der Polizist tastete ihn von oben bis unten ab. Grinsend, als sei das Ganze ein Riesenspaß, stand Resnais mit erhobenen Händen da. Der Detektor wanderte über seine Aktenmappe und klingelte plötzlich laut. Resnais zuckte mit den Achseln, öffnete die Tasche und zeigte eine Metallflasche vor. Sie war voll mit Brandy. Sie winkten ihn weiter, er konnte das Flugzeug besteigen. Er setzte sich nicht in Madeleines Nähe und sah auch keine anderen Passagiere an. Sobald die Maschine abgehoben hatte, kippte er seine Lehne nach hinten und schlief ein. Eileen Field bemerkte er nicht, sie war vorne im Erste-Klasse-Abteil.

Auf dem Flughafen in London stellte sich Resnais bei der Taxischlange vor dem Gebäude Nummer eins an; Madeleine stand neben ihm, er grinste sie an. Sie hatten gemeinsam einen Trainingskurs in Syrien besucht, und sie mochte ihn nicht. Sein Lächeln erinnerte sie an einen Hund, der beißen wollte.

»Wo fährst du hin?« fragte er.

»Victoria Station.«

»Ich auch«, sagte er. »Da könnten wir doch zusammen fahren, die Taxis sind hier ohnehin so teuer.«

»Warum bist du nicht mit dem Bus gefahren?«

»Weil ich meinen Zug erwischen muß.«

»Na schön. Dann nehmen wir eben zusammen das nächste Taxi.«

Sie stiegen ein; Madeleine nannte dem Fahrer eine Adresse in Pimlico, hinter dem Bahnhof. Es war ein drittklassiges Hotel, in dem man sich um die Kunden kaum kümmerte. Auch stundenweise konnten dort Paare unterkommen, ohne Anstoß zu erregen.

»Guten Flug gehabt?«

»Sehr gut sogar und sehr langweilig. Ich hasse die Fliegerei.«

»Du siehst gut aus.« Resnais wußte, wie alle aus der Gruppe, daß sie mit dem Amerikaner schlief. Er wußte auch, daß sie ihn nicht mochte, und ihre Haltung amüsierte ihn. Frauen hatte er noch nie als gleichberechtigt akzeptiert. Er arbeitete mit ihnen zusammen, aber sie hatten für ihn nur *eine* Funktion, und die war nicht revolutionär. Geliebt hatte er noch nie in seinem Leben; dafür besaß er eine sentimentale Ader für Hunde, die einmal für ihn fast tödlich ausgegangen wäre. Auf einem Vorposten in Syrien hatte er sich eines halbverhungerten Kötters angenommen, beim Angriff in der Morgendämmerung war ihm das Tier nach Israel gefolgt und bellend zum Kibbuz gelaufen. Trotzdem hielt er sich in seiner kleinen Pariser Wohnung einen Schäferhundbastard. In seiner Abwesenheit kümmerte sich ein Freund um diesen Hund. Er hatte ihm erklärt, daß er seinen kranken Vater in Marseille besuchen müsse.

»Alles in Ordnung?«

»Nach Peters Meinung, ja«, antwortete sie. »Und wenn er es sagt, wird es wohl stimmen. Heute abend treffen wir uns. Wir beide bleiben diese Nacht in Pimlico und sehen morgen weiter.«

»Und Peters?«

»Er kommt woanders unter. Wir treffen uns dann erst wieder zum Abflug.«

Resnais lachte. »Das wird dir nicht gerade passen, was?«

Madeleine sah aus dem Fenster. Reihe um Reihe sauberer Vorstadthäuschen, die alle gleich aussahen.

»Wir sind auf Kommando«, sagte sie, ohne Resnais anzusehen. »Vielleicht der wichtigste Auftrag bisher. Deine müden Witze sind hier nicht angebracht.«

Er lachte erneut.

Im Hotel trugen sie sich ein und gingen ins Zimmer hinauf. Madeleine öffnete ihren Koffer und nahm ein Nachthemd heraus. Resnais beobachtete sie.

»Schade, daß du mich nicht leiden kannst, Chérie. Ich muß wohl auf dem Fußboden schlafen?«

»Nein«, sagte Madeleine, und ihr Blick streifte ihn kurz. »Im Sessel. Wir müssen etwa eine Stunde hier bleiben, dann können wir zum Abendessen ausgehen. Peters hat mir gesagt, wo wir hin sollen. Wir treffen ihn dort.«

Sie nahm eine französische Illustrierte aus dem Koffer, setzte sich aufs Bett und blätterte darin. Resnais räkelte sich in dem zerfransten Lehnstuhl und überlegte, ob sein Hund ihn wohl vermißte.

Um halb sieben kam Eileen am Eaton Square an. Kelly hatte per Telegramm ihre Ankunftszeit angekündigt. Der portugiesische Butler öffnete die Haustür, nahm ihr den Koffer ab und hieß sie willkommen.

»Danke, Mario. Ist alles in Ordnung?«

Eine bloße Floskel. Der Haushalt lief wie am Schnürchen. Sie hatten jede Menge Personal, und Logan zahlte erstklassig, verlangte allerdings auch exzellente Bedienung dafür. Trotz der Knappheit an Haushaltspersonal bekam er, was er wollte. Typisch für ihn. Die Halle zierte ein wunderschönes Arrangement frischer Blumen. In ihrem Zimmer standen Treibhausrosen, und das Mädchen wartete schon auf sie, um ihr den Mantel abzunehmen und ihr ein Bad zu richten. Seit Jahren lebte Eileen in diesem Stil, und nach der ersten Reaktion auf diese Lebensart, die sich so von ihrer irischen unterschied, hatte sie diese Bequemlichkeit voll akzeptiert. Es gehörte eben dazu, wenn man mit einem reichen, anspruchsvollen Mann verheiratet war. Die Einrichtung des Hauses hatte sie selbst übernommen, hatte sich geweigert, den Innenarchitekten zu holen, der Logans Büros eingerichtet hatte. Logan gefiel die von ihr gewählte elegant-luxuriöse Ausstattung. Er hatte eine natürliche Begabung, Qualität zu erkennen, und ihr Geschmack war genau das, was ihm vorschwebte. Eileens Vater hatte ihm zur Hochzeit ein phantastisches irisches Chippendale-Schreibpult geschickt. Es war eine großzügige unrealistische Geste, von der Logan nichts hielt, zumal der Mann so wenig Geld hatte. Er hätte sich lieber seinen Schreibtisch selbst gekauft und wäre dafür in den Jah-

ren danach nicht um Anleihen gebeten worden, die ohnehin nie zurückgezahlt wurden.

Eileen ging in den Oberstock. Das kleine, weißgestrichene Gitter mit dem Sicherheitsriegel war angebracht worden, um Lucie vor dem Hinunterfallen zu sichern. Auf Eileen wirkte es aber immer wie ein Gitter, das sie aussperren sollte. Sie ging ins Kinderzimmer, einen rosa-weißen Raum mit viel zu vielen Bildern und Krimskrams und von peinlicher Sauberkeit. Die Spielzeuge standen alle an einer Wand aufgereiht, rosa und weiße Feen tanzten auf dem Fries rund ums Zimmer. Das Kindermädchen saß bei einer Näharbeit. Als sie Eileen erkannte, erhob sie sich lächelnd und doch irgendwie Distanz wahrend, als hieße sie eine Besucherin willkommen.

»Ah, guten Abend, Mrs. Field. Hatten Sie eine gute Reise? So bald haben wir Sie noch gar nicht zurückerwartet.«

»Es hatte keinen Sinn, länger zu bleiben. Wo ist Lucie?«

»Sie schläft schon.«

Ohne die Pflegerin anzusehen oder etwas zu sagen, ging Eileen zum Kinderzimmer und öffnete die Tür. Als sie eintrat, hörte sie hinter sich deren Stimme: »Bitte wecken Sie das Kind nicht, Mrs. Field, Sie können doch morgen früh ...«

»Sie schläft ja gar nicht«, sagte Eileen nur. »Machen Sie bitte die Tür zu.«

Sie schaltete das Licht ein. Das kleine Mädchen saß mit ausgestreckten Armen in dem rosa-weißen Bett.

Eileen war gerade dabei, ihren Koffer auszupacken, als es an der Tür klopfte.

»Madame! Da sind Sie ja wieder! Tut mir leid, daß ich gerade weg war.«

Bridget Hagans Familie hatte schon seit Generationen auf Meath gearbeitet. Ihr Vater war Eileens Reitlehrer in ihrer Kinderzeit. Das kräftige, fröhliche Mädchen arbeitete jetzt bereits fünf Jahre bei Eileen.

»Sie sehen aber müde aus!« äußerte sie besorgt. »War die Reise so schlimm? Lassen Sie mich das nur machen, ich packe schon alles weg.«

»Es war ermüdend, außerdem fliege ich nicht gerne. Heute ist dein freier Tag, nicht wahr?«

»Ja, und der Prince of Wales wartet schon darauf, mich auszuführen. Ich kann ja später weggehen. Soll ich Ihnen Tee bringen?«

»Nein, danke, Biddie, ich werde deine Hilfe brauchen. Ich kündige morgen der Kinderpflegerin.«

Bridgets Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Gott sei Dank! Die alte Hexe wird sich aber ärgern!«

»Wirst du mir bei Lucie helfen? Ich will keine solche Person mehr haben. Ich möchte die Kleine von nun an selbst erziehen.«

»War auch höchste Zeit«, stimmte das Mädchen zu.

»Und was sagt Mr. Field dazu?«

Sie zögerte. »Er hat schrecklich viel zu tun im Iran. Ich habe ihn damit nicht belästigt.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte Bridget. »Ich tue alles für Lucie. Ich wollte mich immer schon um sie kümmern, aber die Alte hatte mich ja nicht mal ins Kinderzimmer gelassen.« Sie lächelte Eileen zu und begann die Sachen auszupacken und aufzuhängen.

Eileen hatte keinen Hunger, aber Bridget ließ es sich nicht nehmen, ihr eine kleine Stärkung in die Bibliothek zu bringen. Auch dieser kleine, gemütliche Raum war mit einer Eleganz eingerichtet, deren Unauffälligkeit viel Geld gekostet hatte. Fotografien von ihr selbst und Lucie hingen an der Wand und eine große Porträtstudie Logans, die oft in der Zeitung erschien. Sieben Jahre Ehe mit einem Mann, der ihr zum Fremden geworden war. Der eine andere Frau hatte – eine Frau, die seine Passion für geschäftliche Dinge teilte und auf gleicher Stufe mit ihm stand. Eileen war nie seine Partnerin gewesen, hatte sich nie auf gleicher Ebene befunden. Auf seiner Prioritätenliste rangierte sie ganz unten, und sie akzeptierte das. Nicht einmal Lucies Einstufung auf dieser Liste kannte sie – sofern es bei ihm um die Firma ging. Er hätte nie wie James gesagt: »Wenn ich gebraucht werde, bin ich sofort da.«

Es wäre leicht gewesen, ihm ein Telegramm zu schicken, den heimlichen Liebhaber herbeizurufen. Leicht auch, der Gewohnheit der letzten sieben Jahre zu folgen und die Initiative dem Mann zu überlas-

sen. Aber gerade das wollte sie diesmal nicht tun. Nichts beschämte sie mehr als die Erkenntnis dessen, was sie Logan mit ihrem Kind zu tun erlaubt hatte. Die nervöse, ältliche Pseudomutter mit ihrer strengen Routine, das klinisch saubere Kinderzimmer und die pedantisch aufgereihten Spielsachen. Die Mutter ausgesperrt, gehindert an jedem engeren Kontakt mit ihrem Kind.

Das alles war jetzt vorbei. James hatte behauptet, daß sie Mut habe, und sie entdeckte zu ihrer Freude, daß er recht hatte. Daß sie Mut besaß, das Leben selbständig zu meistern und mit Logan um das Sorgerecht für ihr Kind zu kämpfen.

Eileen trank den Kaffee aus und ging in ihr Schlafzimmer im zweiten Stock. Logan hatte auf einem extragroßen Bett bestanden. Vor zwei Jahren schenkte er ihr die wunderschöne Poussin-Landschaft. Ob er Janet Armstrong Bilder oder Juwelen geschenkt hatte? Eher wohl Aktien; die würde sie mehr zu schätzen wissen.

Sie ging zu Bett und schlief nach wenigen Minuten ein. Es hatte eben elf geschlagen.

In einem billigen indischen Restaurant unweit der Victoria Street saßen Madeleine, Resnais und Peters an einem Tisch und planten die Entführung von Lucie Field.

Seit fünf Jahren war Oberst Ali Ardalan Chef der iranischen Geheimpolizei, der gefürchteten SAVAK. Seine Militärkarriere hatte er bei der Armee begonnen, wo er sich im Kampf gegen die kurdischen Stämme auszeichnete, die an der irakischen Grenze einen Guerillakrieg um ihre Selbstbestimmungsrechte führten. Sein Vater war mit dem Vater des Schahs im gleichen Regiment gewesen, jenem Unteroffizier, der den letzten Qajar-Herrscher entthront und sich selbst auf den Pfauenthron gesetzt hatte. Ardalan gehörte zu einer der so genannten tausend Familien, zur alten persischen Aristokratie. Erst nach einer Generation hatten sie sich damit abgefunden, der emporgekommenen Reza-Familie zu dienen. Ali kannte keine solchen Skrupel. Er bewun-

derte den Schah um seines Mutes willen, seines kämpferischen Nationalismus und seiner Fähigkeit, die Menschen in persönlicher Loyalität auf sich zu vereinen.

Einige Monate hatte der Oberst einen Kurs an der britischen Militärakademie besucht. Sandhurst gefiel ihm, und er bewunderte die Engländer. Er war ein intelligenter Mann, der allen Dingen offen stand und bereit war zu lernen, was immer für den Iran von Nutzen sein konnte. Außerdem war er Soldat und Patriot und glaubte, daß die Sicherheit des Landes und die persönliche Sicherheit des Schahs vorrangig behandelt werden mußten. Seit seiner Ernennung zum Leiter der SAVAK hatte Ardalan ein System der Spionage und des Gegenterrorismus aufgebaut, das bei allen Geheimdienstexperten Bewunderung hervorrief. Seine Feinde beschrieben ihn als ein Monster der Grausamkeit und Unterdrückung. Aus seinen Folterkammern kamen angeblich wenig Verdächtige lebendig wieder heraus. Er wußte alles über jeden im öffentlichen Leben. Sein Schatten fiel auf Minister und Staatsbeamte, auf das Heer, den diplomatischen Dienst und die Universitäten. Intellektuelle und Gemäßigte schauderten bei der Nennung seines Namens. Er war ein enger Freund und Berater des Schahs und der einzige, der jederzeit Zutritt zu ihm hatte, Tag und Nacht. Mit seiner zweiten Frau hatte Oberst Ardalan drei kleine Kinder. Sie lebten in einem großen, gutbewachten Haus am Rande von Teheran. Im Privatleben war er ruhig, bescheiden in seinen persönlichen Ansprüchen.

Über Logan Field hatte er alle nur möglichen Informationen gesammelt. Das war eine Routinemaßnahme bei jedem, der um Audienz beim Schah nachsuchte; Ardalan bestand darauf, egal, um wen es sich handelte. Er wußte also, daß Fields Frau nach England zurückgefliegen war, da alle Häuser der Europäer überwacht wurden und außerdem James' Hausboy als Polizeispitzel arbeitete. Der Oberst wußte auch, daß Field mit Minister Khorvan Schwierigkeiten hatte. Und er traute keinem von beiden. Der Engländer versuchte, Irans riesige Ölreserven auszubeuten, und der Minister spielte seine linksgerichteten Tendenzen in den Verhandlungen aus, die er zu stören beabsichtigte. Ardalan wußte weiter, daß man den Bau einer Raffinerie ver-

langte; der Schah selbst hatte es ihm gesagt. Ob sich die Imperial Oil dazu bewegen ließ? Der Schah hatte nichts dagegen, daß Khorvan europäischen Gesellschaften die härtesten Bedingungen diktierte. Ardalan auch nicht, solange das Motiv dahinter den Interessen des Irans und denen des Schahs zugute kam. Ob dies bei Khorvan zutraf, dessen war er nicht so sicher, aber er kannte den Schah zu gut, um dies im Augenblick zu erwähnen. Wenn der Minister Erfolg hatte, würde der Schah sich freuen; mißlang ihm jedoch die Sache und die Verhandlungen wurden abgebrochen, dann konnte man seine Motive in Frage stellen. Ardalan mochte den Minister nicht. Er ließ ihn sehr scharf überwachen, was der Schah allerdings nicht wußte.

Ins Büro fuhr der Oberst an diesem Tage wie stets in einem kugelsicheren Armeewagen. Er nahm jedesmal eine andere Route und wählte eine andere Zeit. An diesem Morgen hatte er dem Fahrer aufgetragen, einen Umweg durch eines der ärmeren Viertel zu machen. Da niemand den Verlauf seiner Route kannte, fühlte er sich sicher vor einem Angriff aus dem Hinterhalt. Nicht daß Ardalan dies beunruhigt hatte, aber er ergriff immerhin seine Vorsichtsmaßnahmen. Er war tapfer und hatte vor einem gewaltsamen Tod keine Angst.

In einer engen Seitenstraße blockierte plötzlich eine kleine Menschenmenge den Weg. Ein Polizeimotorrad lehnte an der Wand, der Fahrer betätigte dauernd die Hupe, um die Leute auseinander zutreiben. Der Oberst trug Zivilkleidung: englischer Maßanzug, weißes Hemd und unauffällige Krawatte. Er beugte sich vor und gab Anweisung zu halten. Seiner Meinung nach waren neun Zehntel der Begabung eines Geheimdienstlers das Talent für Puzzlespiele und das letzte Zehntel Instinkt. Der Instinkt machte ihn neugierig, und seine Neugier ließ ihn das Auto stoppen, um den Grund des Menschaufbaus zu erkunden.

Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und rief den Polizisten herbei. Ardalan fragte ihn, was los sei.

»Ein Mann ist im Haus ermordet worden, seine Leiche liegt noch drinnen.«

»Ach ja?« In Teheran gab es wenig Morde. Überhaupt waren Ge-

walttaten selten, so hoch auch die Diebstahlrate lag. Der Oberst stieg aus dem Wagen und äußerte gegenüber dem Polizisten nur das Wort ›SAVAK‹. Sofort fuhr der Mann zusammen und führte ihn ins Haus. Drinnen war es dunkel. Er hörte schrilles Jammern einer Frau. Die Polizei öffnete die Tür zu einem kleinen Hinterzimmer. Ardalan spürte, wie ihm Schlachthausgeruch entgegendrang. Überall am Boden war Blut; er mußte aufpassen, daß seine Schuhe nicht fleckig wurden. Der Tote lag auf dem Rücken, nur mit einem schmierigen Hemd bekleidet. In einer Ecke hockte die Frau. Ardalan befahl ihr, still zu sein, und beugte sich über die Leiche. Das Gesicht über der klaffenden Kehle war unversehrt, die Augen standen offen. Eine Minute lang starrte der Oberst den Toten an. »Wie heißt er?«

»Habib Ibrahimî.«

»Und was haben Sie bisher herausgefunden?«

»Noch nichts«, stammelte der Polizist. »Das ist seine Frau. Sie konnte uns nicht viel sagen. Niemand weiß, wer das getan hat.«

»Die Frau hat Angst«, sagte Ardalan. »Hier kann man sie nicht befragen. Lassen Sie sie zu mir ins Büro bringen, ich will mit ihr reden. Im Augenblick darf nichts angerührt werden. Meine Leute kommen dann zur Untersuchung. Ist irgend etwas geraubt worden?«

»Nein. Die beiden haben in diesem Zimmer gewohnt. In den anderen sind Familien. Niemand hat etwas gehört, und es fehlt auch nichts.«

»Also schicken Sie die Frau zu mir«, wiederholte der Oberst. »Sagen Sie ihr, daß sie nichts zu befürchten hat.«

Er ging wieder auf die Straße; die Menge machte ihm sofort Platz, der Polizist öffnete den Wagenschlag und salutierte. Als sie anfuhr, nahm der Oberst sein Taschentuch vors Gesicht. Er verwendete ein starkes Eau de Cologne, mit dem er den dumpfen Blutgeruch zu vertreiben hoffte, der ihm noch in der Nase stak.

Das eine Zehntel Instinkt hatte ihn nicht betrogen, und die anderen neun würden es auch nicht. Ein Mann namens Habib Ibrahimî war in einem schäbigen Hinterzimmer im Armenviertel abgeschlachtet worden. Der Name sagte ihm nichts, aber das Gesicht hatte er sofort wieder erkannt – es war der Kellner, der beim Empfang von Mini-

ster Khorvan die Drinks servierte, derselbe Kellner, den er um Fields und den Minister herumschleichen gesehen hatte. Das war kein Zufall, sondern bereits ein Teilstück des Puzzles. Eine halbe Stunde später saß er Habib Ibrahims Frau in seinem Büro gegenüber und redete geduldig und sanft auf sie ein.

Peters hatte beim Bahnhof einen ›Ford Cortina‹ gemietet. Kurz nach neun fuhren Madeleine und er damit zum Eaton Square. Sie wirkte ausgeruht und sah hübsch aus in ihrem dunkelblauen Kostüm mit dem bunten Tuch über dem Haar.

»Sie müßten bald herauskommen«, mutmaßte sie, »aber es ist nicht sehr warm. Ich würde bei diesem Wetter nicht mit einem Kind Spazierengehen.«

Peters blickte sie an und lächelte.

»Man merkt, daß du keine Engländerin bist. Die glauben nämlich, daß frische Luft gut tut.«

Die Zeit verging. Der Lieferwagen eines Delikatessenladens hielt an der Tür, eine Kiste wurde zum Kellereingang getragen. Es war kurz nach zehn. Eine Politesse patrouillierte die Straße entlang und musterte die Autos. Peters legte seine Hand auf Madeleines Knie und krallte so fest, daß es ihr fast weh tat. »Schau!«

Die Tür des Hauses öffnete sich. Ein Mann mit weißer Jacke kam rückwärtsgehend die Treppe herunter. Er trug einen Kinderwagen an der Vorderseite. Danach tauchte eine ältere Frau in braunem Mantel und Hut auf. Sie hielt pro forma das andere Ende des Wagens, ohne sich allzu sehr anzustrengen. Der Wagen wurde sanft aufs Pflaster gesetzt, dann ging der Diener wieder ins Haus. Die Frau glättete die Decken. Im Wägelchen saß ein kleines Mädchen in rosa Mantel und Mütze, eine Decke über den Beinen. Sie drückte einen weißen Teddybären an sich.

»Das ist sie«, sagte Peters leise.

Madeleine antwortete nicht, sie beobachtete die Szene genau.

Der Kinderwagen wurde an ihrem Auto entlang in Richtung Belgrave Place geschoben. Peters startete den Motor und fuhr an den beiden vorüber. Am Ende der Straße wendete er und folgte vorsichtig dem Kindermädchen.

»Wahrscheinlich geht sie in den Park. Dann beginnt deine Arbeit.«

Das Kindermädchen schritt energisch aus – das erleichterte ihre aufgestauten Gefühle. Sie überquerte die Straße beim Buckingham-Palast und steuerte auf den St.-James-Park zu: die Route ihres Lieblings-spaziergangs. An diesem Morgen irritierten sie die Touristengruppen, die auf die rotuniformierten Wachen starrten, obwohl die königliche Flagge nicht aufgezo-gen war und daher jedermann wußte, daß die Kö-nigin gar nicht hier war.

Das Kind reagierte sehr empfindlich auf ihre Stimmung, es wußte, wann es Fragen stellen konnte und wann nur ein zorniges »Sei still« zu erwarten war. Am Fuße des Wagens lag ein Plastiksäckchen mit Brotkru-men. Seit zwanzig Jahren brachte das Mädchen die Kinder anderer Frauen in den St.-James-Park und zeigte ihnen, wie man die Was-servögel fütterte.

Sie fand eine leere Bank und setzte sich. Der Rücken tat ihr weh, vom schnellen Gehen war sie müde.

»Darf ich raus?« fragte Lucie schüchtern.

»Gleich«, raunzte sie. »Wart noch ein bißchen.«

Sie konnte den Vorfall noch immer nicht fassen. Als sie zu Mrs. Field hinuntergegangen war, hatte sie ihr klarmachen wollen, daß es so nicht weiterging. Es war unmöglich, daß eine Mutter einfach hin-einmarschierte und das Kind zu jeder Zeit aufweckte. Mrs. Field hätte wirklich mehr Vernunft zeigen müssen. Sie war aber gar nicht dazu ge-kommen, ihre Meinung vorzubringen. Mrs. Field hatte ihr gekündigt, das zustehende Gehalt ausbezahlt und ihr ganz höflich erklärt, daß sie mit dem Kind verreise und ihre Dienste nicht mehr benötigt würden. Schade, daß sie vor lauter Verblüffung bei der Szene nicht besser abge-schnitten hatte. Das kleine Mädchen saß brav im Wagen.

»Was für ein schönes Kind«, bemerkte plötzlich eine Frau neben ihr. Die Kinderfrau drehte sich überrascht um – es war ihr völlig entgan-

gen, daß sich jemand neben sie gesetzt hatte. Normalerweise unterhielt sie sich gern mit fremden Leuten, und es freute sie, wenn Lucie bewundert wurde. Die junge Frau sprach mit ausländischem Akzent, sie war gut angezogen und lächelte.

»So hübsch«, sagte sie. »Sie sorgen für sie?«

»Ja.« Ärger stieg in ihr auf. »Einfach aus dem Haus gewiesen zu werden ... In zwanzig Jahren hat das noch keine Mutter gewagt.«

»Wie alt ist sie?«

»Drei Jahre«, antwortete sie. »Ich betreue sie seit ihrer Geburt. Komm mal her, Kleine, du darfst jetzt herumlaufen. Aber geh nicht zu nahe ans Wasser.« Sie hob das Kind aus dem Wagen und strich ihm das Mäntelchen glatt. »Spiel hier bei mir, wo ich dich sehen kann. Zeigst du mal der Dame deinen Teddy?«

Madeleine Labouchère nahm das Stofftier einen Moment lang in die Arme; sie lächelte dem kleinen Mädchen zu, und Lucie lächelte zurück. Für ihr Alter war sie ziemlich klein, blaß und verglichen mit den dicken, verwöhnten Kindern reicher Libanesen dünn. Sehr munter schien sie auch nicht zu sein.

»So ein liebes Dingelchen«, murmelte die Pflegerin und spürte, wie ihre Augen zu brennen begannen. Lucie würde ihr fehlen und das schöne Haus. Das bequeme Leben mit so viel Dienerschaft, die auch für sie da war. Alles würde ihr fehlen. Sie holte ihr Taschentuch heraus und putzte sich die Nase.

»Ich weiß gar nicht, wie das ohne mich weitergehen soll. Die Kleine kennt ja nur mich als Mutter, das arme Ding.«

»Du meine Güte«, sagte Madeleine. »Gehen Sie denn weg?«

»Ja.« Wieder schnüffelte sie und schnäuzte sich erneut. Mitgefühl war genau das, was sie jetzt brauchte. »Man hat mir gekündigt. Einfach so. Die Mutter hat beschlossen, sich selbst um das Kind zu kümmern. Wer weiß, wie lange das anhalten wird.«

Madeleine umklammerte ihre Handtasche fester. »Wie schrecklich für Sie. Wann gehen Sie denn schon?«

»Morgen«, kam die Antwort. »Ich habe ihr heute gesagt: ›So lasse ich mich nicht behandeln! Nach alledem, was ich für das Kind getan habe.

Gleich morgen früh gehe ich!« Das paßte ihr natürlich gar nicht.« Wie leicht die Wahrheit doch umzudrehen war. Beinahe hatte sie sich schon selbst überzeugt, daß alles so abgelaufen war. »Wenn Mr. Field hier gewesen wäre, hätte sie es nicht gewagt. Er hat mir völlig vertraut.«

Einen Augenblick lang war Madeleine der panische Gedanke durch den Kopf gezuckt, daß Logan plötzlich zurückgekommen sein könnte. Sie löste ihre Hände von der Tasche. Auf dem Leder zeichneten sich Schweißspuren ab. »Wahrscheinlich nimmt sie sich dann doch eine andere Kinderfrau. Aber für Sie ist es schlimm.«

»Nein, das tut sie nicht. Sie verreist mit ihr nach Irland. Gräßliches Land, finden Sie nicht? Will sich selbst um das Kind kümmern. Ich hasse die Iren. Sie sollen sich ruhig selbst gegenseitig umbringen. Sie *ist* Irin. Lucie, wisch dir doch nicht die Hände am Mantel ab!«

Madeleine stand auf. Das kleine Mädchen starrte sie aus riesigen runden Augen an. Irland. Unwillkürlich dachte sie an Peters Schlagwort: »Jesus Christus auf Rädern.« Irland. Die Mutter war in London, die Pflegerin aus dem Haus. Das Kind wurde nach Irland gebracht. Der ganze Plan zerbrach.

»Ich muß leider gehen«, sagte sie. In ihrer Handtasche war eine Pistole. Resnais hatte sie, versteckt in einer Brandyflasche, hereingeschmuggelt. Einen Augenblick lang kam ihr der wahnwitzige Gedanke, die Frau zu erschießen und das Kind zu ergreifen. Ein Pärchen näherte sich ihnen. Sie waren um die Ecke gekommen, ohne daß Madeleine sie bemerkt hatte. Keine Chance mehr. Sie winkte dem kleinen Mädchen zu und ging weiter. Erst in einiger Entfernung fing sie zu rennen an und lief, bis sie das Auto erreicht hatte.

»Wir haben das da gefunden«, sagte Oberst Ardalans Assistent.

Es war ein Zettel, vielleicht fünf Zentimeter lang, von einem größeren Blatt abgerissen. Offenbar der weiße Rand einer Zeitung. Sechs Zahlen waren mit Bleistift darauf notiert, kaum leserlich, das Papier ganz zerknüllt. »Es steckte in seiner Hosentasche.«

Ardalan glättete das Papier und besah es sich. »Und das war alles?«

»Ja, Herr Oberst. Ein paar Haushaltsgegenstände, ein zweiter Anzug und die Sachen von der Frau. Nicht viel – es waren ganz gewöhnliche arme Leute. Er hat im Hilton als Kellner gearbeitet, ich habe seinen Chef befragt. Der sagte, daß er gut gearbeitet habe, und sonst wüßte er nichts von ihm.«

Ardalan zog an einer dünnen Zigarre, nahm sie dann aus dem Mund und drückte sie in dem Onyxaschenbecher auf dem Schreibtisch aus. »Seine Frau hat gesagt, daß ihr Mann sehr klug war.« Es hatte lange gebraucht, bis er die Frau zum Reden gebracht hatte, zu verständlichem Reden. Die Information war interessant für Ardalan. Klug in welcher Weise? Habib Ibrahimî wußte in der Politik Bescheid. Hatte mit ihr darüber reden wollen, aber sie war zu dumm dafür. Sie senkte beschämt den Kopf. Politik war nichts für Frauen. Aber Habib war sehr zornig gewesen, ging immer in die Cafés und sprach mit anderen klugen Männern. Drei Nächte bevor er starb, hatte er sie beim Heimkommen geweckt, war ganz aufgeregt, und sie dachte, er wolle sie schlagen. Er sagte aber nur lauter böse Sachen über den Minister Khorvan.

Was für Sachen? versuchte Ardalan aus ihr herauszubekommen. Einen Verräter habe er den Minister genannt. Der Oberst ermutigte sie mit einem freundlichen Lächeln. Eine hübsche junge Frau war sie, etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Die Hand, mit der sie den schwarzen Gesichtsschleier vor den Mund hielt, zitterte. Daß sie noch am Leben war, verdankte sie Habibs Gewohnheit, das Bett für sich zu beanspruchen. Er ließ sie auf dem Boden schlafen, und daher hatte der Mörder sie nicht gesehen, als er sich ins Zimmer schlich. Im Dunkeln war sie dort gehockt, zu erschrocken, um auch nur aufzuschreien, als ihr Mann sich wehrte und aus dem Bett fiel. Daß er ihm die Kehle durchschnitt, hatte sie nicht gesehen, nur das gräßliche Gurgeln gehört und dann den Mörder davonschleichen sehen.

Ardalan gab ihr Geld und ließ sie mit einem Polizeiauto zu ihrer Familie zurückbringen, die auf der anderen Seite von Teheran lebte. Er betrachtete den Zettel mit den Zahlen. Dann nahm er den Hörer

ab, drückte auf den Verbindungsknopf und wählte langsam die Zahlen. Es läutete, aber niemand hob ab. Der Oberst übertrug die Zahlen auf ein Blatt und gab es seinem Assistenten. »Jemand soll die Adresse dazu herausfinden. Ich vermute, dieser Habib Ibrahim war an irgendeiner subversiven Aktion beteiligt. Die Sache muß gründlich untersucht werden – fangt gleich damit an.«

Peters verließ seine Pension mittags und mietete sich in einem angesehenen Mittelklassehotel auf der Cromwell Road ein. Er gab sich als Tourist auf der Durchreise nach New York aus und buchte für den Abend einen Tisch für drei Personen im Restaurant. Den Nachmittag verbrachte er nachdenkend in seinem Zimmer. Er hatte Madeleine zugehört, ohne eine einzige Frage zu stellen. Sie erwähnte auch, daß sie das Kind beinahe gepackt und mitgenommen hätte. Peters runzelte die Stirn. »Gott sei Dank hast du nichts dergleichen getan.«

Sie wollte nicht zu Resnais zurück, wollte bei ihm bleiben.

»Wie sieht denn die Kleine aus?«

»Ach – ziemlich mickrig. Typisches Oberklassenkind. Du, wenn wir nicht gleich was unternehmen, haben wir keine Chance mehr.«

»Wir unternehmen bestimmt was, aber erst müssen wir uns überlegen, wie.« Damit war die Unterredung beendet.

Madeleine hatte recht. Wenn sie zögerten, verschwand das Kind nach Irland, und für eine Flucht von dort waren keinerlei Vorbereitungen getroffen worden. Für die Flucht aus England hingegen stand alles bereit. Er mußte nur telefonieren, wenn der Zeitpunkt gekommen war. Sie trafen sich um sieben in der Hotelhalle. Er schüttelte Resnais die Hand und küßte Madeleine auf die Wange. In seinem Anzug mit dem seidenen Rollkragenpullover sah er wie der typische amerikanische Reisende aus, der zwei ausländische Gäste empfing. Sie bestellten jeder einen Drink und redeten belangloses Zeug. Es befanden sich noch drei Paare im Raum. Zwanzig nach sieben nahmen sie ihre Plätze im Restaurant ein, das zu dieser Zeit fast leer war. Vier Gäste saßen in

großen Abständen verteilt. Peters bestellte das Abendmenü und eine Flasche Wein.

Resnais beugte sich über den Tisch. »So einfach wie nach dem ursprünglichen Plan wird es nun nicht mehr gehen.«

»Ein Kind zu rauben ist nicht einfach. Vielleicht wäre es Madeleine gar nicht gelungen.«

»Doch!« unterbrach sie ihn. »Die Frau wollte mit dem Kind gar nichts mehr zu tun haben. Sie hätte es mich mitnehmen lassen.«

Es wäre ein so einfacher Plan gewesen. Je weniger kompliziert ein Manöver war, um so besser ließ es sich abwickeln. Peters hatte immer den kürzesten Weg zu seinen Zielen gewählt. Madeleine sollte sich mit der Kinderfrau bekannt machen, sie zwei- oder dreimal treffen und damit auch das Vertrauen des Kindes gewinnen. Dann irgendwann darum bitten, daß sie mit der Kleinen einmal einen Augenblick lang weggehen dürfe, da sie ihr etwas zeigen wolle. Peters und der Wagen hätten schon bereitgestanden. Im Kinderwagen wäre eine Nachricht hinterlassen worden: »Lucie ist in Sicherheit. Wenn Sie das Kind gesund zurückhaben wollen, *informieren Sie nicht die Polizei*. Gehen Sie heim, wir melden uns.« Entwaffnend einfach, das Ganze. Kein Gerangel mit einem erschrockenen kleinen Mädchen, das von Fremden in ein Auto gezerzt wurde, denn sie würde Madeleine schon kennen und freiwillig mitkommen. Und bis die aufgeregte Kinderfrau zum Eaton Square zurückgekehrt wäre, hätte man dort bereits angerufen und die Warnung wiederholt, daß die Polizei nicht informiert werden solle, sondern nur Logan Field, und daß man genau seinen Anweisungen zu folgen hätte. Es war undenkbar, daß eine verantwortungsbewusste Angestellte, die das Leben des ihr anvertrauten Kindes bedroht wußte, etwas anderes tun würde, als die Kidnapper ihr auftrugen.

»Merde«, fluchte Resnais. »Merde, merde! Alles muß jetzt geändert werden. Was sollen wir bloß tun? Die Sache abblasen?«

Peters fixierte ihn. Er wartete, bis der Ober ihnen den ersten der drei langweiligen Gänge serviert hatte – eine halbe Grapefruit mit einer klebrigen Kirsche in der Mitte.

»Wir holen sie uns morgen«, sagte er. »Ich erkläre euch noch, wie.«

4

Die Telefonverbindung zwischen Teheran und London war besser als sonst. Als James Eileen erreichte, hörte er ihre Stimme zwar schwach, aber deutlich. Es war fünf Uhr nachmittags – er hatte den Anruf schon um neun Uhr morgens angemeldet. Im Büro waren Logan, der oberste Bergwerksingenieur und der Buchhalter die Zahlen durchgegangen. Geld langweilte Kelly, der im Kaufmännischen nicht zu Hause war. Für komplizierte Kalkulationen hatte er nichts übrig und tat nur so, als verstünde er das Geheimnis des Geldtransfers. Er beschäftigte sich mit Menschen und Situationen. Irgendwie spielte da auch noch ein Rest Snobismus aus der Zeit im Außenministerium mit hinein, der seine Einstellung Bilanzen gegenüber bestimmte. Logans Gehirn arbeitete dagegen wie eine Rechenmaschine. Ihm war der Umgang mit Zahlen nicht nur vertraut, er hatte sogar ausgesprochenes Vergnügen daran. Seine Versuche, sie so zu manipulieren, daß die zusätzliche Investition gerechtfertigt erschien, faszinierten James zwar, blieben ihm aber unverständlich.

Kelly teilte Logans Auffassung nicht, daß es Khorvan ernst meinte. Sicher beabsichtigte der Perser nur, das Gesicht zu wahren; eine kleine Übung in Gemeinheit, ein Spiel vielleicht. Keinesfalls ein Vorschlag, der akzeptabel werden mußte, wenn man Imshan haben wollte. Logan schob seine Einwände beiseite. »Der Kerl ist darauf aus, uns dranzukriegen«, sagte er vormittags. »Ich hab' es in seinem Büro gespürt und weiß es immer noch genau. Er meint, die Kosten der Raffinerie würden die Verhandlungen zerschlagen. Vermutlich hat *er* diesen Zusatzpunkt sogar vorgeschlagen. Irgendwie muß ich da drumrumkommen, ehe wir mit dem Schah sprechen.«

Kelly war sich bei der ganzen Sitzung ziemlich überflüssig vorge-

kommen. Ohne daß es Logan recht bemerkte, entschuldigte er sich dann am Nachmittag, um rechtzeitig bei seinem Anruf zu sein. Eileens Stimme zu hören, machte ihn glücklich. »Wie geht's dir? Wie war der Flug?« banale Fragen, die man einfach stellen mußte. Teil eines Rituals aller Telefongespräche. Während er in Wirklichkeit sagen wollte, wie sehr sie ihm fehlte, und wie sehr er sie liebte. Er konnte sie sich lebhaft vorstellen, während sie sprachen. Normalerweise war sein visuelles Gedächtnis schlecht, aber Eileens Gesicht stand klar vor ihm.

»Ich glaube, ich werde zu meinem Vater fahren, er hat Lucie schon solange nicht gesehen. Biddie kommt mit uns.«

»Ja, tut das«, bekräftigte er. »Aber erst setz die Sache beim Anwalt in Gang. Der Urlaub wird euch beiden gut tun. Bist du sicher, daß du mich nicht brauchst?«

»Nein«, sagte sie, und er spürte die Dankbarkeit in ihrer Stimme. »Vielen Dank, James. Ich habe mich jetzt entschlossen, und es ist gar nicht so schlimm, wie ich es mir vorstellte.«

»Darf ich dir was sagen?«

»Natürlich. Was du willst.«

»Ich liebe dich. Und ich will dich nicht hetzen. Ich möchte nur, daß du es weißt. Leb wohl, Liebes, und mach's gut. Rufst du mich dann von Irland aus an?«

»Ja, bestimmt.« Ihre Stimme klang plötzlich ganz unsicher. »Ich rufe an, sobald ich kann.«

Trotz dieses Gesprächs mit James und der Unterstützung ihres Vaters, den sie informiert hatte, konnte Eileen nicht schlafen. Es gab Momente, in denen sich alte Denkgewohnheiten einstellten und sie mit sich selbst argumentierte, daß ihr Vorhaben überflüssig sei. Warum sollte sie Lucie aus ihrer gewohnten Umgebung reißen? Sie mußte doch nicht Krieg führen mit Logan! Immerhin war sie sieben Jahre lang seine Frau gewesen. Nach alledem, was sie einander einmal bedeutet hatten, mußte es doch noch gegenseitiges Verständnis und eine gewisse Flexibilität geben. Er war ja weder grausam noch rachsüchtig, und nur, weil er sich in eine andere verliebt hatte, mußte man ihm doch nicht alle anständigen Gefühle absprechen.

Und dann opponierte ihr Instinkt gegen diese Logik. Soweit es das Kind betraf, hatte Logan keinerlei Sensibilität gezeigt und seine Tochter als sein Eigentum betrachtet.

Seine besitzergreifende Liebe hatte das Kind einem erdrückenden Zwang unterworfen und ihm die normale Bindung an die Eltern verweigert. Nie ließ er sie mitfahren oder mitfliegen, und keinerlei Argumente oder Bitten konnten ihn umstimmen. Ein Großteil seiner einstigen schützenden Liebe für Eileen galt jetzt dem Kind – das wußte sie seit langem. Was sollte es da, schwach oder sentimental zu werden; Logan war es ja auch nicht.

Sie gab ihren Versuch einzuschlafen auf, knipste das Licht an und las bis in den frühen Morgen. Um acht Uhr weckte Bridget sie mit Kaffee und Zeitungen. Nach den wenigen Stunden unruhigen Schlafs fühlte sie sich schlimmer als vorher, aber ihr Entschluß war gefaßt. »Ich muß nur noch etwas erledigen«, sagte sie zu dem Mädchen, »und dann fahre ich mit Lucie heim zu Vater. Könntest du mitkommen?«

»Das wäre ja toll, Madam.« Bridget strahlte sie an. Gegen den Widerstand ihrer ganzen Familie hatte sie damals die Heimat verlassen. Als Mrs. Fields Mädchen zurückzukehren war gerade das richtige. »Ich würde gerne heimfahren. Wann geht es los?«

»Schon morgen. Ich lasse die Karten durchs Büro besorgen.«

An der Schlafzimmertür blieb Bridget zögernd stehen. Sie sah ihre Herrin noch einmal an. Neid kannte das Mädchen nicht, soweit es Eileen betraf. Weder das handgearbeitete Nachthemd noch der wunderbar eingerichtete luxuriöse Raum oder die Mühe, das Tablett drei Treppen hinaufzubringen, störten sie. Sie bemerkte nur, wie blaß und unglücklich die arme Mrs. Field aussah, welche Ringe sie unter den Augen hatte, als hätte sie keine Sekunde geschlafen.

»Stimmt irgend etwas nicht, Madam?« fragte sie zutraulich und besorgt.

»Ich sag dir's, wenn wir daheim sind«, wich Eileen aus. Es gelang ihr sogar ein kleines Lächeln. »Mach dir keine Gedanken, Biddie, es wird schon alles wieder.«

Das Kindermädchen verließ mittags das Haus. Peters und Madeleine saßen in dem Mietwagen an einer Stelle der Straße, von der aus sie die Haustür gut beobachten konnten. Sie sahen ein Taxi eintreffen und die Frau mit einem Diener herauskommen, der ihr zwei große Koffer nachtrug. Lucie Field war an diesem Vormittag nicht ausgeführt worden; auch sonst hatte niemand das Haus verlassen. Peters zündete sich eine Zigarette an.

»Es ist vielleicht sogar besser als vorher«, meinte er dann. »Wir mußten uns ja darauf verlassen, daß das Mädchen nicht zur Polizei gehen würde. Die Mutter tut es bestimmt nicht. Sie läßt sicher sofort ihren Mann herkommen.«

»Das Risiko ist aber größer«, entgegnete Madeleine.

»Das Haus ist doch voller Leute.«

»Bist du etwa nervös?« Er sah sie kurz an.

»Ein bißchen«, sagte sie achselzuckend. »Wenn sich irgendwer einmischt, dann müssen wir schießen – das ist dir doch hoffentlich klar?«

»Nur im äußersten Fall«, mahnte er. »Und dann ist Resnais dran, und wir können ohne Schwierigkeiten weg. Aber lass uns gar nicht an eine solche Möglichkeit denken. Es ist ja schließlich kein Überfall.«

»Wär' mir aber lieber«, sagte sie. »Ich fände das viel leichter.«

Er sah auf seine Uhr. Zehn nach zwölf.

»O.k.«, kommandierte er. »Wir haben jetzt genau drei Stunden Zeit, um zum Flugplatz zu kommen. Resnais kommt eben um die Ecke. Los jetzt!«

Es war, als habe der Butler auf ihr Klingeln gewartet. Madeleine war kaum einen Schritt von der Tür zurückgetreten, als sie sich schon öffnete. Mario sah sich einer gutgekleideten Frau und einem großen Amerikaner gegenüber.

»Ja, bitte?«

»Ist Mrs. Field da?« fragte Madeleine lächelnd und trat schon ein. Sie konnte Angestellten gegenüber souverän auftreten; schließlich war sie daheim unter Dienern groß geworden. Mario trat zurück. Peters und Madeleine gingen in die Halle.

»Wen darf ich melden?«

»Mr. und Mrs. Lions aus San Francisco.«

»Wenn Sie bitte im Salon warten wollen? Ich rufe Mrs. Field herunter. Ich glaube, sie ist oben im Kinderzimmer.«

»Ach, dann gehen wir gleich hinauf.« Madeleine hängte sich bei Peters ein. »Ich habe Lucie schon so lange nicht mehr gesehen. Sicher ist sie mächtig gewachsen ...« Sie lächelte den Butler strahlend an und marschierte die Treppe hinauf. Er hörte, wie sie lachte und zu ihrem Mann sagte: »Mein Gott, wie viele Stufen! Kein Wunder, wenn Eileen ihre Figur so gut hält.«

Ihn beschlich zwar das Gefühl, daß die beiden in den Salon gehört hätten, aber wie sollte er eine Dame aufhalten, die so bestimmt auftrat und Mrs. Field so gut zu kennen schien? Ein englischer Butler hätte nicht gezögert. Mario fehlte die Tradition dieser Ehrfurcht einflößenden Gattung von Menschen. Er nahm an, daß alles in Ordnung sei, und ging in das Souterrain, um mit seiner Frau und Bridget noch die Abreise der verhaßten Kinderfrau durchzukauen.

Eileen hatte Lucie an der Hand. Das Kind vermißte seinen Morgen Spaziergang, es zog am Arm der Mutter.

»Park«, sagte es.

»Wir gehen heute nachmittag hin, Kleines«, beschwichtigte sie. »Dafür darfst du jetzt mit mir zum Essen hinunter. Das macht doch Spaß, nicht? Wir essen zusammen unten am Tisch ...«

Sie öffnete die Tür zum Treppenhaus. Das kleine weiße Gatter stand offen. Von unten waren Stimmen zu hören. Im zweiten Stock unterhielten sich leise zwei Leute; die Stimmen kamen näher.

»Ganz oben – um so besser.«

Eine Männerstimme, amerikanischer Akzent.

»Wir nehmen uns einfach das Kind und marschieren los.«

Eileen blieb ganz steif stehen. Sie fühlte, wie das Kind wieder an ihrer Hand zog, sie nach draußen zu ziehen versuchte.

Das Kind! Panik erfasste sie, blinde, entsetzte Panik. »Wir nehmen ...«

Logan hatte jemand geschickt, um das Kind abzuholen. Es blieb kei-

ne Zeit für vernünftige Überlegung; die Panik siegte. Sie hob Lucie hoch und rannte mit ihr ins Zimmer zurück.

»Mami ...«, fing das Kind zu heulen an, es spürte den Schrecken der Mutter.

Eileen rannte mit Lucie ins Schlafzimmer, wollte instinktiv das Kind irgendwo hinbringen, wo es in Sicherheit war. Feste Wände zwischen sie und den oder diejenigen bringen, die Logan hergeschickt hatte.

Sie setzte das Kind aufs Bett. »Bleib bitte hier, Lucie, ganz ruhig. Ich komme gleich zurück. Da, nimm deinen Teddy.«

An der Außenseite der Tür steckte ein Schlüssel – sie hatte ihn noch nie bemerkt. Eileen schlug zu und sperrte ab. Als sie sich umwandte, waren Peters und Madeleine bereits im Zimmer. Sie sagte nichts, schrie nicht einmal auf. Stand nur an die Tür gepresst, hinter der sie das Kind in Sicherheit gebracht wußte. Peters hatte die Pistole aus der Manteltasche geholt und zielte damit auf sie. Er sprach ganz ruhig. Madeleine schloß die Tür zum Flur. Alle drei standen sie jetzt in dem rosa-weißen Raum mit den aufgereihten flauschigen Spieltieren.

»Mrs. Field – keinen Lärm schlagen bitte! Bleiben Sie ganz ruhig und hören Sie zu, dann passiert Ihnen nichts.«

»Was wollen Sie überhaupt?« Die Stimme versagte ihr fast. »Wer sind Sie?«

»Gehen Sie von der Tür weg«, befahl Madeleine. Sie sprach schärfer als Peters. Die verängstigte Mutter, die ihr Kind bewachte, war ihre Feindin, sonst nichts.

»Nein«, weigerte sich Eileen, und dann hörte sie sich selbst laut und deutlich sagen: »Nein, mein Kind kriegt ihr nicht!«

Peters trat einen Schritt auf sie zu; sie sah die Mündung der Pistole auf sich zukommen und verspürte nur Angst um Lucie. Die Kinderzimmerfenster waren weit offen, aber mit weißgestrichenen Gittern geschützt, so daß die Kleine nicht hinausfallen konnte. In ihrer geschlossenen Hand hielt sie den Schlüssel. Sie bewegte sich so rasch, daß die beiden gar nicht mitbekamen, was geschah. Der Schlüssel flog durchs Fenster und klirrte irgendwo auf der Straße.

Peters packte sie bei der Schulter und zog sie von der Tür weg. Sie

schrie laut auf und wehrte sich. Er setzte ihr die Pistole in den Nacken. Madeleine rüttelte an der Tür. Sie fluchte wütend auf arabisch. »Sie hat zugesperrt! Der Schlüssel ...« Sie wirbelte zu Eileen herum. »Wo ist der Schlüssel?«

»Den hat sie gerade aus dem Fenster geworfen«, knurrte Peters. Er drückte ihr mit der Hand den Mund zu.

»Erschieß sie«, wütete Madeleine. »Erschieß sie, dann können wir die Tür aufbrechen.«

»Nein, das Kind kriegen wir nicht. Wenn wir sie töten, fällt der ganze Plan ins Wasser. Das ist reiner Mord und Kidnapping. Wir müssen die Sache ändern.« Seine letzten Sätze hatte er auf arabisch gesprochen. Er übergab Madeleine seine Pistole. »Tu genau, was ich dir sage. Wir nehmen eben statt des Kindes die Frau.« Er wandte sich an Eileen, die er immer noch fest im Griff hielt.

»Jetzt hören Sie mal zu, Mrs. Field. Wahrscheinlich steht Ihr Kind gleich hinter der Tür und lauscht, was wir hier machen. Ich nehme jetzt meine Hand weg; aber wenn Sie schreien oder sonst irgendwie Lärm schlagen, schießt meine Freundin durch die Tür. Verstanden?«

Er wartete kurz und ließ sie dann los. Sie starrte zuerst ihn an und dann das Mädchen, das die Pistole an die Tür gelegt hatte, hinter der man Geräusche hörte.

»Mami, Mami!« rief die Kleine plötzlich.

Eileen schrie vor Angst und Verzweiflung noch einmal leise auf. »Nicht, nicht ... Um Himmels willen!«

»Wir wollen ihr ja nichts tun«, sagte Peters, »außer wir sind dazu gezwungen. Sie müssen jetzt mit mir kommen, Mrs. Field, und alles tun, was ich Ihnen sage, sonst feuert meine Freundin durch die Tür, bis Ihr Kind tot ist. Oder verletzt.«

Eileen war einer Ohnmacht nahe. Peters hielt sie am Ellbogen fest. »Wir werden zusammen hier hinausgehen, hinunter auf die Straße. Meine Freundin wartet genau drei Minuten. Wenn es keine Störung gibt, folgt sie uns. Dem Kind passiert nichts, solange Sie mitmachen.«

»Sie sind nicht von Logan geschickt worden«, flüsterte Eileen, »das würde er mir nicht antun. Wer sind Sie überhaupt?«

»Sie befinden sich in den Händen der palästinensischen Befreiungsarmee. Wir nehmen Sie als Geisel mit.« Er wandte sich an Madeleine. »Ich lasse die Tür offen. Horch genau nach unten: wenn du etwas Ungewöhnliches hörst, schieße. Gib uns drei Minuten Zeit; wenn bis dahin alles ruhig ist, komme nach.« Dann wandte er sich wieder an Eileen. »Sind Sie bereit?«

Sie machte sich von ihm frei. Die Panik war vorbei, vor Angst fühlte sie sich ganz taub und kalt. Sie sah nichts als die Frau mit der Pistole im Anschlag.

»Lucie«, rief die Frau, »komm her, komm zur Tür!«

Eileen griff wild nach Peters. »Nein – nein – nein! Ich komme schon mit Ihnen, ich tue alles, was Sie sagen!«

Er führte sie nach draußen und gab ihr einen Stoß, als sie nochmals zögerte und sich umdrehte.

»Sie tun es doch nicht!« flehte sie. »Bitte, tun Sie es nicht ...«

Das Mädchen blickte sie verächtlich an. »Tun Sie eben, was wir Ihnen sagen. Ich habe noch ein Ersatzmagazin in der Tasche. Und ich werde keine Kugel übrig behalten.«

Eileen ging vor Peters hinunter. Er hatte keine Pistole, keine Möglichkeit, sie zum Mitgehen zu zwingen. Oben war ihr Kind in höchster Gefahr. Im ersten Stockwerk kam ihnen Bridget entgegen. Das Mädchen trat zurück, um sie durchzulassen, Eileen ging wortlos vorbei.

Mario war im Souterrain; Resnais hatte dort geläutet und nach einer Adresse am Eaton Square gefragt. Er beschäftigte den Butler einige Minuten lang. Peters ging jetzt neben Eileen und öffnete ihr die Außentür.

Sie blieb stehen. »Bitte, rufen Sie das Mädchen herunter«, flüsterte sie. »Ich bitte Sie ...«

Er öffnete die Tür, sie traten in den Sonnenschein hinaus. Resnais kam von der Außentreppe aus dem Souterrain hoch. Peters nahm Eileen beim Arm. »Wenn Sie ganz ruhig bleiben, geschieht dem Kind nichts. Tun Sie nur, was ich sage. Da hinüber.«

Auf der anderen Straßenseite war ein ›Ford Cortina‹ geparkt. Peters öffnete die hintere Tür und ließ Eileen einsteigen. Von der anderen

Seite kam Resnais herein und setzte sich ans Steuer. Peters nahm neben ihnen Platz und beobachtete die Haustür der Fields. Sie öffnete sich bald, Madeleine Labouchère trat heraus und kam herüber zum Wagen.

Peters erkundigte sich auf arabisch: »Alles in Ordnung?«

»Ja«, antwortete sie. »Das Kind hat geweint. Ich habe die Tür geschlossen. Von unten hört es niemand.«

»Gut«, sagte er. »Ruf doch bitte an und sag ihnen, daß sie uns in Or-ral erwarten sollen. Du fährst dann direkt zum Flugplatz und besorgst dir eine Karte. Lass die Pistole verschwinden. Wir treffen uns wie abgemacht.«

Resnais startete den Wagen, sie fuhren los.

»Meine Freundin wartet noch hier«, wandte sich Peters an Eileen. »Wenn Sie nicht tun, was wir sagen, geht sie ins Haus zurück und tötet Ihr Kind. Sie kennt keine Skrupel.« Er beobachtete, wie sie sich vorlehnte und die Hände vor das Gesicht schlug. »Sitzen Sie doch still!« sagte er. Ansonsten widmete er ihr wenig Aufmerksamkeit.

Was sollte sie auch groß tun? Da Madeleine beim Haus geblieben war, konnte sie nichts unternehmen. Das Kind war in seinem Zimmer gefangen, seine Mutter ausgegangen, wie ihr eigenes Mädchen gesehen hatte. Irgend etwas mußte geschehen, aber er wußte noch nicht genau, was. Der Dienerschaft mußte versichert werden, daß die Tür zufällig verschlossen war, und das konnte nur Eileen Field besorgen. So bald wie möglich. Es war zwölf Uhr fünfundzwanzig; Resnais stoppte den Wagen bei einer Telefonzelle am Ende der Straße.

»Es darf niemand wissen, daß Sie zum Mitgehen gezwungen wurden«, schärfte er Eileen ein. Mitleidlos sah er ihr in das verzweifelte Gesicht. »Die Sicherheit Ihres Kindes hängt davon ab und auch Ihre eigene.«

»Mir ist egal, was mit *mir* passiert«, sagte Eileen. »Mit mir könnt ihr tun, was ihr wollt – laßt nur Lucie in Frieden.« Tränen rannen ihr übers Gesicht.

»Sie rufen jetzt zu Hause an und denken sich irgendeine Geschichte aus, die Ihrem Personal glaubwürdig erscheinen kann. Sagen Sie,

die Türe wäre aus Versehen verschlossen und daß Sie jemanden bestimmen, der sich in der Abwesenheit um Ihr Kind kümmert, weil Sie überraschend eine Weile wegbleiben müssen. Ich werde neben Ihnen stehen – versuchen Sie also keine Tricks! Hier, wischen Sie sich Ihr Gesicht ab.« Er gab ihr sein Taschentuch. »So, und jetzt steigen Sie aus.«

Sie standen nebeneinander in der Zelle. Eileen wählte ihre eigene Nummer und legte dann eine Münze ein.

»Passen Sie auf!« warnte er. »Keine Tricks!«

»Bestimmt nicht«, beteuerte sie und sah ihn ernst an, »ich will nur, daß Lucie in Sicherheit ist.«

Sie bat, Bridget an den Apparat zu holen; der Schrecken hatte sie plötzlich hellwach gemacht, sie überlegte rasch: »Biddie, hör zu, ich muß ein paar Tage wegfahren. Ja, wegen der Sache, von der ich dir erzählt habe. Keine Sorge, ich krieg' das schon hin. Lucie hat sich in ihrem Zimmer eingesperrt – nein, keine Panik, es ist schon in Ordnung. Sie hat die Tür zugeschlagen, und das Schloß klemmt. Bestell einfach einen Schlosser. – Ja, natürlich alles in Ordnung. Kannst du sie bitte allein zu meinem Vater bringen? Die Karten werden heute nachmittag ins Haus geschickt. Ruf Vater an und sag ihm, daß ich einen oder zwei Tage später komme, wenn ich alles hier erledigt habe. – Ja, Biddie, es ist wegen Mr. Field. Ich erklär' dann drüben alles. Sag Mario, daß ich auf ein paar Tage weg bin und direkt nach Irland fahre. Du brauchst dir überhaupt keine Sorgen machen, wir sehen uns bald. Kümmere dich gut um Lucie.« Sie legte auf – selbst zum Schluchzen zu hilflos. Peters ließ ihr einen Augenblick lang Ruhe.

»Okay«, sagte er dann, »gut gemacht. Kommen Sie!«

Draußen gingen Leute vorbei; er legte den Arm um die weinende Frau und führte sie zum Wagen zurück. Resnais beobachtete sie scharf; schöne Beine hatte ihre Gefangene. Er war noch gar nicht dazu gekommen, sie näher zu betrachten.

»So«, wandte sich Peters an ihn, »jetzt zum Flughafen. Aber schön langsam, nicht, daß man uns wegen Schnellfahrens aufhält.«

Er zündete sich eine Zigarette an. Eileen lehnte sich zurück, sie hatte die Augen geschlossen. Peters sah sie an; ihm fiel die Frau im Flug-

zeug von Teheran ein. Als er morgens in das Kinderzimmer getreten war, meinte er, sie schon einmal gesehen zu haben, und zwar nicht nur auf den Fotos, die er für das Kidnapping studiert hatte.

Janet Armstrong wurde von Logan Field am Flugplatz abgeholt; er fuhr sie ins Hilton. Wie elegant und schlank sie aussah in ihrem weißen Kostüm! Er hatte für ihr Zimmer Blumen bestellt.

»Ach, sind die schön – danke, Logan!«

Sie küßte ihn, und er umarmte sie fest. Bei der leisesten Berührung stieg beiden Begehren auf. Sie entzog sich ihm und lachte. »Wieder mal halb verhungert, was? Lass mir noch einen Augenblick Zeit, Liebster. Erst möchte ich einen Drink.«

Langes Herumgerede kannte sie nicht, sie war direkt wie ein Mann, und gerade dieser Zug an ihr erregte ihn so stark.

»Ich habe Sekt bestellt«, sagte er. »Schließlich haben wir ja was zu feiern.«

Janet setzte sich, während er die Flasche öffnete. Sie zog ihre Beine an. Logan gab ihr ein Glas. Sie prostete ihm zu. »Auf dich«, sagte sie.

»Auf uns.« Er setzte sich neben sie und legte eine Hand auf ihren Knöchel. Sie wußte, daß er nicht allzu viel Zeit mit Reden vertun würde. Er wollte Sex, und jetzt konnte sie auf keinen Fall vorschützen, daß sie müde war. Komisch, zum erstenmal war sie nicht völlig echt zu ihm.

Bei anderen Gelegenheiten hatte sie sich schon verweigert, wenn ihr nicht der Sinn danach stand; diesmal war das unmöglich. Sie verstand ihn so gut, daß sie sogar seine Trotzhaltung erkannte. Er wollte, daß sie mit ihm feierte, daß sie zeigte, wie wenig sie sich aus der Sache machte, genauso wenig wie er sich angeblich daraus machte.

Janet wackelte mit dem Fuß; er griff nach ihrem Knöchel und begann, ihn zu massieren.

»Du siehst müde aus«, sagte sie; um seinen Mund waren tiefe Linien eingegraben, und in den Augen stand Erschöpfung.

»Was war los mit Khorvan?«

Er stellte sein Glas ab. »Ich mag jetzt nicht mehr übers Geschäft reden. Ich lasse mich scheiden.«

Sie nippte an ihrem Glas. »Bist du da ganz sicher, Logan? Ich liebe dich zwar, aber ich will nicht, daß du etwas unternimmst, was dir dann leid tut.«

»So wäre es nicht weitergegangen«, entgegnete er. »Eileen hat mich in die Enge getrieben, und ich habe ihr's gesagt. In den letzten Monaten ist es immer schlimmer geworden zwischen uns, und ich hatte sowieso schon genug.« Er goß sich nach, der Schaum floß über.

»Bringt Glück«, sagte Janet.

»Und ich möchte, daß du mich heiratest.«

Sie sah ihn ruhig an. Es war der wichtigste Augenblick ihres Lebens. Sie fühlte die eisige Ruhe eines großen Spielers in sich, der eben darauf wartet, daß die Kugel in das richtige Loch fällt.

»Nur, wenn du sicher bist, daß du mich wirklich liebst.«

»Herrgott noch mal«, sagte er zornig, »das weißt du doch verdammt gut. Komm zu mir.«

Eine Stunde später wachte er wieder auf; sie war schon aufgestanden, stand neben ihm in einem langen Jerseykleid, das ihre Figur betonte. Sie lächelte.

»Du bist ein phantastischer Mann, der beste Liebhaber, den eine Frau sich wünschen kann. Ja, ich werde dich heiraten, und versuch du ja nicht, mir zu entkommen!«

»Es ist schon sieben vorbei«, sagte er. »Ich habe Kelly zum Essen gebeten. Er bringt Ian mit; wir treffen uns hier.«

»Das wird ein fröhlicher Abend«, maulte Janet. Sie setzte sich auf den Bettrand und griff nach seiner Hand. »Kelly kann mich nicht ausstehen, er mag keine Frauen mit eigenem Grips. Und Ian langweilt mich, er redet immer nur über Finanzen.« Sie hob seine Hand an ihre Lippen und küßte sie. »Da werden sie alle missbilligend und steif herumsitzen. Ich hatte gedacht, wir wären heute abend alleine.«

»Die beiden sind aber sonst in Ordnung«, sagte Logan. Ihre Worte berührten ihn nicht weiter. Hätte Eileen jemanden von der Firma kri-

tisiert, hätte es ihn gestört. Bei Janet war es etwas anders. Sie gehörte ja mit dazu.

»Kelly hat fabelhafte Arbeit geleistet, und Ian brauche ich für die Sache jetzt mehr denn je. Läßt du mir ein Bad ein? Ich erzähl dir dann alles.«

Er stieg aus dem Bad und streckte sich. Janet sah seinen nackten Körper mit unverhohlener Bewunderung an. Er hatte eine gute Figur, muskulös und ohne Fettansatz. Ein Mann im besten Alter, im Vollbesitz seiner Kräfte. Nur an seinem Gesicht erkannte man, daß mit ihm seit der Abreise aus England etwas vorgegangen war. Sie trat von hinten auf ihn zu, umarmte ihn, schmiegte sich an ihn – einer der seltenen Augenblicke echter Zärtlichkeit zwischen ihnen.

»Ich werde viele Kinder mit dir haben«, schnurrte sie, »und jetzt lasse ich dir ein Bad ein.«

Normalerweise wurde Apsley Field von Rennplatzbesuchern benützt. Ein kleiner Flugplatz außerhalb New Market, von dem an diesem Vormittag schon ein gutes Dutzend Sportflugzeuge nach York gestartet waren, wo nachmittags ein großes Rennen lief. Der Pilot der ›Piper‹ gehörte nicht zu den Angestellten der Charterfirma. Er war um neun Uhr gekommen, hatte sich im Büro gemeldet und seine Papiere vorgelegt. Jetzt wartete er im kleinen Büro davor, trank Kaffee und unterhielt sich mit der Stenotypistin. Der Direktor der Charterfirma war über sein Auftauchen nicht allzu erfreut gewesen. Er mochte keine fremden Piloten, aber man hatte die Mietgebühr für das Flugzeug um ein Drittel erhöht, um die Erlaubnis zu bekommen, daß ein Pilot flog, den die Passagiere kannten. Im Chartergeschäft wurden die Zeiten härter. Es gab nur noch wenige Pferdebesitzer und Trainer, die reich genug waren, zu den Rennen zu fliegen.

Der Pilot erklärte, daß er für diese Leute immer fliege. Die Frau hätte eine Scheißangst vorm Fliegen, sagte er, und sie vertraue nur ihm. Sie waren reich genug, ihm jeden verlangten Preis zu zahlen, und bestell-

ten ihn immer für die Flüge zu den Rennen in England und Frankreich.

»Und warum haben sie kein eigenes Flugzeug?« wollte der Direktor wissen.

Der junge Mann zuckte mit den Schultern.

»Haben sie ja, aber das ist gerade bei der Überprüfung. Ich gehe mal 'raus und schaue mir den Vogel an. Sie haben nicht gesagt, wann sie genau kommen wollen. Ich soll eben hier warten, bis sie da sind. Typisch für die!«

Die Wartezeit verbrachte er dann im Büro der Stenotypistin, er rauchte und flirtete mit ihr. Er wirkte recht entspannt und sympathisch, schien ein ziemlich ausgeglichener Typ zu sein. Gerade als sich das Mädchen langsam für ihn zu erwärmen begann, kam jemand von dem Bodenpersonal und rief ihn.

»Deine Leute sind aufgetaucht.«

»O.k. Wiedersehen, Süße! Nächstes Mal gehen wir miteinander aus?«

»Zum Nachmittagsrennen kommt ihr ja gar nicht mehr zurecht«, sagte sie.

»Die bleiben über Nacht, ihr Hottepferdchen läuft erst morgen.«

»Da, nehmen Sie«, sagte Peters zu Eileen. »Gehen Sie ganz ruhig neben mir her und versuchen Sie ja nicht, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Wir machen jetzt einen kleinen Flug. Kein Theater!«

Er hängte ihr ein Fernglas über die Schulter. Sie starrte ihn verständnislos an und hielt mit zitternden Händen den Lederriemen fest.

»Wohin fliegen wir denn? Wofür ist das Glas?«

»Ist doch egal.« Er nahm sie beim Arm und führte sie rasch über den Platz. Eine ›Cessna‹ hob eben ab und surrte über ihre Köpfe wie eine Biene. Der Pilot ihres Charterflugzeugs kam ihnen bereits entgegen. Er winkte.

»Mister Harris? Hier drüben stehen wir. Alles ist bereit.«

Resnais ging pfeifend hinter ihnen her. Auf der Fahrt von London herauf hatte er kein einziges Wort gesprochen. Peters kannte den Piloten. Er arbeitete freiberuflich, die Organisation hatte ihn schon mehr-

mals für Personen- und Waffentransporte eingesetzt. Er hatte keine politischen Ambitionen, ihm ging es nur ums Geld. Wer genug zahlte, konnte alles von ihm haben. Ursprünglich hatte er zwei Männer, eine Frau und ein Kind transportieren sollen. Das Kind fehlte. Er sah die Frau kurz an, sie war grau vor Angst. Warum, war ihm egal. Leise bemerkte er zu Peters: »Einer fehlt.«

Peters gab keine Antwort, der Pilot zuckte mit den Schultern. Er führte sie zu der kleinen sechssitzigen Maschine. Ein Flugplatzmechaniker wartete bereits auf sie. Eileen sah, wie er sie beobachtete. Eine Sekunde lang war sie versucht, sich loszureißen und um Hilfe zu rufen. Peters hetzte sie zur Treppe, als ahne er ihre Gedanken. Sie ging weiter. Die paar Sekunden Zögern hatten sie ihre Chance gekostet. Sie kletterte vor Peters hinauf, er stieß sie grob in einen Sitz und setzte sich neben sie.

»Schnallen Sie sich an«, befahl er.

Sie rührte sich nicht. Es war zu spät, sich selbst zu retten. Er lehnte sich über sie und machte den Sicherheitsgurt fest. Der Franzose saß hinter ihnen. Eileen klammerte sich fest an den Lehnen an, als die Motoren auf Touren kamen und die Fahrt über das Rollfeld begann. Beim Abheben barg sie das Gesicht in den Händen; Peters beobachtete sie genau, er erwartete einen hysterischen Anfall oder Zusammenbruch. Der Blick, den sie mit dem Mechaniker gewechselt hatte, war ihm nicht entgangen, er nahm an, daß sie beinahe doch um Hilfe gerufen hätte. Der Schock hatte aber ihre Reaktion verlangsamt, den Widerstandswillen gelähmt. An ihrem ursprünglichen Bestimmungsort, dem Flugplatz von Nizza, mit Zoll und Einwanderungsbeamten und Hunderten Passagieren rundum, würde sie nicht durchhalten. Würde nicht durch die Kontrollen gehen, ohne irgendwie Alarm zu schlagen, was immer er ihr auch androhen mochte. Seine Organisation war darauf eingerichtet gewesen, daß ein dreijähriges Kind mitreisen würde, das man in Madeleines Paß zusätzlich eingetragen hatte. Jetzt war der Ablauf geändert worden. Offiziell ging der Flug nach York, wo sie über Nacht bleiben und am folgenden Tag zurückkehren wollten. In Apsley gab es aber keine Funkverbindung, so daß man nicht die tatsächliche

Flugroute feststellen konnte. Gut dreißig Kilometer hinter Nizza lag in einem kleinen Seitental bei Orval ein Landeplatz, den die Briten in den letzten Kriegsmonaten für das Absetzen von Agenten und Nachschub verwendet hatten. Peters hatte dem Piloten neue Instruktionen gegeben. Madeleine würde inzwischen telefoniert haben, daß man sie dort erwartete. Das Auto, das ihn, die kleine Lucie und Madeleine von Nizza abgeholt hätte, würde jetzt zu dem geheimen Rollfeld kommen, und auch Treibstoff für den Rückflug war schon bereitgestellt. Er wandte sich an Resnais.

»Setzt du dich eine Minute hierher?« Sie tauschten den Platz. Resnais schnallte sich an und blickte dann Eileen frech ins Gesicht. So elend und verschüchtert sie aussah, war sie immer noch attraktiv. Es machte ihm Spaß, sie noch mehr zu ängstigen. Eileen sah sein Lächeln und den abschätzenden Blick. Sie drückte sich ganz an die Wand, um nicht mit ihm in Berührung zu kommen.

»Ich heiße Resnais, ich werde mich um Sie kümmern.«

Peters kam wieder zurück. Zuerst dachte Eileen schon, daß er den Franzosen neben ihr sitzen lassen und selbst den hinteren Platz einnehmen wollte. Ohne dessen bewußt zu sein, blickte sie den Amerikaner flehentlich an.

»Danke«, sagte der, blieb neben Resnais stehen, und der Franzose stand auf und ging auf seinen alten Platz zurück. Peters vermied, Eileen anzusehen. Resnais hatte sie verängstigt, und er war gereizt deswegen. Einen hysterischen Ausbruch konnte er während des Fluges nicht brauchen. Er fragte über die Schulter: »Hast du die Flasche mitgebracht?«

»Ja.«

»Gib her.«

Er schraubte den Deckel ab und reichte die Flasche an Eileen. »Brandy. Trinken Sie mal.«

»Ich mag nicht.« Sie schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

»Es ist nichts anderes drinnen«, sagte Peters. »Wird Ihnen gut tun, Sie beruhigen. Trinken Sie jetzt.«

Sie nahm einen Schluck und gab die Flasche zurück. Er setzte sie an den Mund.

»Wohin fliegen wir?«

»Nach Frankreich«, antwortete Peters. »Mehr erfahren Sie nicht, also fragen Sie nicht weiter. Der Pilot arbeitet für uns, bei dem brauchen Sie nichts zu versuchen. Entspannen Sie sich, Mrs. Field. Solange Sie vernünftig sind, tut Ihnen niemand was.«

Er sprach ganz ruhig. Der Brandy hatte ihr geholfen, sie war nicht mehr so leichenblass. Ob sie ihm glaubte? War ja auch egal. Irgendwie bewunderte er die Schnelligkeit, mit der sie ihr Kind in Sicherheit gebracht hatte. Und jetzt mußte sie für ihre Tapferkeit büßen.

5

Oberst Ardalan las den kurzen Bericht noch ein zweites Mal durch. Die Telefonnummer auf dem Zettel in Ibrahims Hosentasche gehörte zu der Wohnung an der Torshab Road. Sie war von einem amerikanischen Archäologen namens Peters gemietet worden, der dort bis vor einer Woche mit einer Frau gelebt hatte. Nach dem, was Nachbarn und Hausherr aussagten, der ideale Mieter. Er hatte nur wenige Besucher empfangen, meistens offenbar Iraner; eine Frau erinnerte sich jedoch, ein Auto mit Diplomatenkennzeichen gesehen zu haben. Er gab keine lärmenden Parties und war nie auch nur im geringsten aufgefallen. *Zu* sauber und ordentlich. Offenbar hatte der unbekannte Amerikaner alles getan, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Ardalan blies Rauchringe vor sich hin und blätterte in dem Bericht herum. Nur Einheimische kamen zu Besuch – bis auf den Diplomatenwagen. Er läutete nach dem Assistenten und ließ sein Auto vorfahren. Eine halbe Stunde später saßen sie beide in der Wohnung der Nachbarin, die das Diplomatenauto gesehen hatte.

Eine Mittdreißigerin, viel zu fett bereits, mit vier Kindern, die im Hintergrund herumlärmten. Ardalan war geduldig und höflich. Die

Frau wirkte verängstigt, aber man konnte sie bestimmt dazu bringen, alles zu sagen. Er fragte sie, wann sie das Auto bemerkt hätte; die Antwort war jedoch ganz vage. Irgendwann in den letzten zwei Wochen. Es hatte nicht bei den Wohnungen gehalten – sie sah gerade aus dem Fenster –, sondern auf der gegenüberliegenden Seite. Ein Mann war ausgestiegen. Sie wunderte sich, als er über die Straße ins Haus herüberkam.

»Das hat Sie natürlich neugierig gemacht«, nahm der Oberst den Faden auf. »Und woher wußten Sie, daß er zu Peters ging?«

»Ich habe meine Wohnungstür aufgemacht und sah ihn hinaufgehen. Oben habe ich dann die Stimme des Amerikaners gehört. Er hat so etwas Ähnliches wie ›Hallo, Homsī‹ gesagt.«

»So, Homsī«, wiederholte der Oberst. »Vielen Dank, das kann uns weiterhelfen. Erinnern Sie sich, ob der Mann noch mal kam oder ob er früher schon einmal da war? Haben Sie ihn erkannt?«

»Nein«, erwiderte die Frau, »aber ich würde ihn wieder erkennen, wenn ich ihn sähe. Er kam nur das eine Mal, soviel ich weiß.« Sie sah Ardalan an, er lächelte ihr ermunternd zu. Er hatte eine geschickte Art, mit Leuten umzugehen. Dann stand er auf.

»Vielen Dank für die Auskunft«, sagte er. »Sie werden begreifen, daß Sie darüber mit niemandem reden dürfen. Natürlich können Sie Ihrem Mann sagen, daß wir hier waren, aber was Sie uns sagten, muß doch geheim bleiben, sonst könnten Sie und Ihr Mann in große Schwierigkeiten geraten! Das verstehen Sie doch?«

Sie nickte. Vor Angst konnte sie kein Wort hervorbringen.

»Große Schwierigkeiten«, wiederholte Ardalan. »Aber wenn Sie still sind und das tun, was ich Ihnen sage, wird der Lohn nicht ausbleiben. Das können Sie auch Ihrem Mann sagen. Wir müssen jetzt gehen, aber ich komme noch mal wieder.«

Auf dem Rückweg ins Büro wandte er sich an Sabeth, seinen Assistenten. Der Mann war von der Zivilpolizei in Ardalans Sonderdienst übergewechselt.

»Homsī ...«, murmelte der Oberst. »Was für eine Nationalität könnte das sein?«

»Wenn er AI Homsî heißt, ein Mann aus Homs, müßte er Syrer sein.«

»Syrer? Ja, das wäre möglich; die haben ihre Pfoten immer in Terroraktionen drin. Blödsinnig, ein Auto mit Diplomatenkennzeichen zu verwenden.«

»Die Leute werden rasch sorglos. Er dachte wohl nicht, daß es auf-fallen würde.«

»Die Frau sagt, daß er nur einmal kam. Ich glaube, es liegt noch gar nicht allzu lange zurück, sonst hätte sie sich nicht so genau daran er-innern können.«

»Sie meint, daß sie ihn identifizieren könnte.«

Ardalan lächelte. »Dann wollen wir uns mal die Liste der Mitglie-der der syrischen Botschaft ansehen. Vielleicht finden wir da unseren Homsî.«

Logan Field und James Kelly fuhren zum Wirtschaftsministerium, wo sie um halb elf einen Termin beim Minister hatten. Zu Kellys Erleich-terung war Janet nicht dabei. Vorne neben dem Fahrer saß der Finanz-manager Ian Peterson. Der blaue Rolls-Royce glitt die Schah Reza Ave-nue entlang. Es war eine Bruthitze, sie hatten die Klimaanlage im Auto voll angedreht.

»Wir könnten mit den halben Kosten starten«, schlug Logan vor.

Kelly sah Petersons Gesicht im Rückspiegel. Er wirkte düster und missbilligend.

»Das lehnt er bestimmt ab.«

James Kelly fühlte sich auch sehr gereizt und schlechter Laune. Früh am Morgen hatte er am Eaton Place angerufen und erfahren, daß Ei-leen nach Irland abgereist war. Die Nummer von dort wußte er nicht und konnte sie auch nicht herausfinden, er hoffte nur, daß sie sich bei ihm melden würde. Da er seine Gefühle bei Logan nicht abreagieren konnte, war er gerade in der richtigen Stimmung, mit dem Minister zu streiten. Oder mit diesem blöden Weib, das sich überall einmischte. Er

hasste Janet und hatte noch nie einen Hehl daraus gemacht. Immer, wenn er erleben mußte, wie sie sich in Besprechungen hervortat, denen sie auf Logans Wunsch beiwohnte, fing James zu kochen an. Sie war so selbstsicher, so kompetent; daß er gegen ihre Meinung nichts vorbringen konnte, ärgerte ihn noch viel mehr. Logan verbrachte jeden Abend außer Haus. Immerhin hatte er bisher so viel Takt besessen, Janet nicht mit zu ihm zu bringen. Er selbst kehrte in den frühen Morgenstunden zurück, manchmal auch gar nicht. Er sah meist nervös und müde aus, während die Frau triumphierend und ausgeglichen wirkte.

»Das wird er ablehnen«, wiederholte er.

Logan musterte ihn stirnrunzelnd. »Haben Sie schon einmal gesagt. Na schön. Er lehnt es ab. Ist eben ein Pokerspiel. Er will uns ausstechen, und wir wissen, daß wir es nicht zahlen können. Zumindest, bevor wir nicht die Sache noch einmal ganz durchgerechnet haben. Es geht uns nur um diesen Zeitaufschub.«

»Es wird aber *nie* durchführbar sein«, wandte sich Peterson zu ihnen um. »Es ist einfach unmöglich, und kein Aufsichtsrat würde so etwas sanktionieren. Ihnen dafür zahlen, daß Sie ihr Öl fördern und nichts dabei gewinnen.«

Logan beugte sich vor. »Den Aufsichtsrat lassen Sie nur meine Sorge sein. Diese Ölfelder werden wir nicht verlieren – ganz gleich um welchen Preis.«

»Vielleicht könnten wir die Amerikaner und unsere eigene Regierung um Subventionen bitten«, schlug Kelly vor. »Schließlich ist die Sache ja für die ganze westliche Wirtschaft wichtig.«

»Die Amerikaner dürfen wir da nicht hineinziehen, sonst verlieren wir das Gebiet noch an die EXXON. Und aus unserer Regierung was rauskitzeln? Sie machen wohl Witze! Wann haben die schon mal geschäftliche Unternehmungen unterstützt? Für die Scheißbeamten ist doch Profit ein Schimpfwort. Außerdem möchte ich die nicht gerade ans Steuer lassen in einer solchen Sache. Lieber gehe ich nach Japan, ehe ich denen in Whitehall in den Arsch krieche.«

Er warf sich wieder in die Polster zurück. Sein Gesicht hatte jetzt einen wilden Ausdruck. Kelly kommentierte Fields Meinung über Be-

amte nicht weiter. Er kannte Logan in solcher Laune und wußte, daß er jetzt bis zu seinem Treffen mit Khorvan darin verharren würde.

»Übrigens gar keine schlechte Idee«, sagte Logan plötzlich. »Japan braucht doch dringend Öl. Die sind absolut abhängig davon und haben keinen einzigen Tropfen im eigenen Land, dafür aber jede Menge Geld. Vielleicht können wir mit ihnen wegen Imshan verhandeln.«

Ob Kelly wollte oder nicht – er mußte seinen Chef bewundern. Logan hatte ein Talent dafür, Ideen auszubrüten, Lösungen zu sehen, die so simpel waren, daß es geradezu lächerlich schien, daß eierst darauf kommen mußte. Es kam aber niemand anderer drauf. Logans einzigartige Kombination von harter Logik und spontaner Inspiration war der Zauberschlüssel. Ian Peterson hatte sich wieder umgedreht und sah seinen Aufsichtsratspräsidenten mit verzogenem Mund an. Leicht zu begeistern war dieser Mensch bestimmt nicht.

»Japan wäre immerhin eine Möglichkeit«, gab er widerwillig zu.

Logan ignorierte ihn. Er war wütend auf Peterson, weil er Schwierigkeiten unterstrich, die er selbst gut genug kannte. Daß ihn seine Abhängigkeit vom Aufsichtsrat beeinträchtigte, daran würde er eine Weile kauen. Demokratische Prozeduren wie Abstimmungen bei Sitzungen schätzte er gar nicht. Dank seiner Autorität und einer speziellen Methode erreichte er meist, was er wollte. Kelly hatte ihn einmal bei der jährlichen Generalversammlung während des zweiten arabisch-israelischen Krieges erlebt und war fasziniert gewesen von seinem Auftreten gegenüber der Opposition. Ein gelegentliches Lächeln, Geist und Witz und vor allem das untrügliche Gefühl, daß *er* wußte, wie es am besten war, hatte die Kritiker zum Schweigen gebracht und ihm ermöglicht, der Krise so zu begegnen, wie er es für richtig hielt. Logan hatte viele Gesichter. Bei dieser Sitzung hatte er sich beispielsweise ganz als autokratischer Präsident der riesigen Ölgesellschaft gegeben. Zu Hause am Eaton Place, als Ehemann Eileens, war er wiederum völlig anders. Keine dieser Facetten gefiel James, und doch konnte er ihm seine Bewunderung nicht versagen. Dabei fühlte er sich aber keineswegs in der Rolle eines Günstlings. Er würde seine Frau heiraten. Wann das der Fall sein würde, wußte er nicht, aber daß es eines Tages geschah, dessen war er sich sicher.

Sie stiegen vor dem Ministerium aus. Khorvan hatte seiner Sekretärin aufgetragen, sie warten zu lassen. Er wollte seinen Kaffee noch austrinken und außerdem Logan Field durch diese Unhöflichkeit brüskieren. Was für eine Lösung mochten sie sich ausgedacht haben? Falls ihnen überhaupt eine eingefallen war. Eine Raffinerie um weitere dreihundert Millionen Dollar! Khorvan lächelte, während er die winzige Silbertasse zum Mund führte. Im Grunde war es sogar eine bessere Sache als die ganzen Annehmlichkeiten, die schon im Vertrag standen. Seine Leute brauchten keine Schwimmbäder und Erholungszentren. Luxus, den sie bisher nie gekannt hatten, würden sie gar nicht zu schätzen wissen. Essen, Geld und eine Frau, das waren die Grundbedürfnisse eines iranischen Arbeiters.

Dazu ein Stück Ackerland – mochte es auch trocken sein und mühsam zu bearbeiten –, und der Bauer war zufrieden. Es würde Jahre der Umerziehung brauchen, die Einstellung seiner Leute zu ändern, und Khorvan verachtete die Schnellmethoden des Westens. Das Resultat dabei waren bloß Korruption und Vergeudung. Amerika hatte nach dem letzten Krieg Milliarden Hilfgelder hereingepumpt und damit nur Neid und die Verachtung derjenigen hervorgerufen, die sie zu indoktrinieren meinten. Khorvan glaubte an die langsame Lösung des marxistischen Sozialismus, für ihn die einzige Alternative für unterentwickelte Völker der Welt.

Er hatte dem sowjetischen Handelsminister geraten, sein Technikerteam noch nicht zurückzuziehen, das seit Wochen in Teheran herumhing, in der Hoffnung, daß die Verhandlungen zwischen der Regierung und der Imperial Oil sich doch noch zerschlugen. Wenn seine Forderungen nicht erfüllt wurden – und er wußte, daß Logan Field durchaus imstande war, bis zum letzten Augenblick zu bluffen –, konnte er auf die leise Tour die Russen wieder ins Spiel führen. Er hoffte zutiefst, daß Logan Field dazu gebracht werden könnte, ihm Bestechungsgelder anzubieten. Damit könnte er dem Schah gegenüber dann die Lauterkeit seiner Motive beweisen. Vielleicht würde er sogar Field gegenüber andeuten, daß ein Geschenk sinnvoll sein könnte. Khorvan drückte auf den Summer für das Vorzimmer.

»Schicken Sie mir die Herren von der Imperial Oil herein.« Er zündete sich eine Zigarette an und stand dann auf, um sie zu begrüßen. Stühle wurden zurechtgerückt, Logan nahm den neben dem Schreibtisch Khorvans. Kelly setzte sich zu seiner Rechten, Ian Peterson auf die andere Seite. Khorvan schenkte Logan ein höfliches Lächeln.

»Ich bitte um Entschuldigung für die Verspätung«, sagte er. »Ich hatte noch soviel zu tun. Sagen Sie, wie geht es Ihrer schönen Frau?«

»Sie mußte leider nach England zurück, unsere Tochter ist krank.«

»Ah ja?« Der Minister sah verärgert drein. Er hatte die Einladung zu der Party angenommen, weil er hoffte, Eileen dort wiederzutreffen. Die Tatsache ihrer Abwesenheit war natürlich im Grunde belanglos für ihn, aber es gab ihm eine Gelegenheit, sich beleidigt zu zeigen.

James fühlte, wie seine Gesichtsmuskeln sich versteiften. Logan hätte hier Eileens Abreise nicht erwähnen dürfen. Er hatte nicht daran gedacht, ihn davor zu warnen.

»Natürlich kommt sie zur Party wieder zurück«, fügte da Logan bereits hinzu. »Sie läßt es sich doch nicht entgehen, Ihre Gesellschaft zu genießen.«

»Ich freue mich schon darauf, sie wieder zu sehen«, entgegnete Khorvan mit höflichem Kopfnicken.

»Meine Kollegen und ich haben Ihre Vorschläge geprüft«, kam Logan zur Sache. »Ian, haben Sie die Mappe zur Hand? Ich möchte sie Ihnen dalassen. Nach unserer Besprechung finden Sie vielleicht Zeit, die finanziellen Details der Investition genauer zu studieren. Leider war es uns nicht möglich, Ihre Forderung nach dem Bau einer ganzen Raffinerie nachzukommen.«

Khorvan lehnte sich zurück. Es war, als hätte er die Jalousien heruntergelassen.

»Dafür haben wir aber eine neue Idee, wie die Kosten zwischen Ihrer Regierung und uns geteilt werden könnten«, fuhr Logan unbeirrt fort. »Ian, Sie sind der Finanzgewaltige. Diesen Teil überlasse ich Ihnen.«

Kelly beobachtete Logan genau. Er steckte sich eine Zigarette an und wirkte völlig gelöst. Wie er den Fehler mit der Reise Eileens sofort wiedergutmacht hatte, war einzigartig. In den drei Jahren bei der Im-

perial Oil hatte Kelly schon oft versucht, Logan zu verstehen. Er erlebte ihn in schlechter Laune, intolerant und arrogant, wurde andererseits aber auch Zeuge seines Talents, mit Schwierigkeiten fertig zu werden. Bis heute war ihm nie so zum Bewußtsein gekommen, wie Logan bei Schwierigkeiten aufblühte. Gerade, als packe ein großer Schauspieler eine praktisch unbespielbare Rolle an und mache sie sich zu eigen. Dazu kam noch die Kaltblütigkeit *des* geborenen Spielers.

Das Projekt Imshan war gefährdet. Der größte Coup in Logans Karriere wurde durch die Feindseligkeit und Gier eines Ministers bedroht. So sah Logan die Sache, und je länger er Khorvans Taktik beobachtete, desto mehr mußte James ihm leider zustimmen. Aber Logan machte sich weder Sorgen, noch ließ er sich entmutigen. Was Kelly an diesem Vormittag sah, während der langsamen und frustrierenden Verhandlungen, von denen alle wußten, daß sie fehlschlagen würden, war ein Mann, der das Spiel von Anfang bis zum Ende genoß. Khorvan hatte offenbar seinen Meister gefunden.

»Beim Botschaftspersonal gibt es drei ähnliche Namen«, sagte der Oberst. Sabeth nickte. »Ja, einen Handelsattache, einen Paßbeamten und einen vom Militär. Ich habe die Frau nochmals aufgesucht, und sie hat den Mann als sehr dünn und mit dichtem Kopfhaar beschrieben. Der Militärattache ist klein und dick, der Paßbeamte kahl.«

»Also der Handelsmensch dann. Aber wir dürfen keinen Fehler machen. Zeigen Sie ihr die Fotos aus unseren Akten, dann kann sie vielleicht den Richtigen identifizieren. Der Name Homsî ist möglicherweise gar nicht echt. Immerhin eine interessante Situation – finden Sie nicht?«

»Sehr interessant«, bestätigte Sabeth.

»Da wird ein Mann ohne jeden Grund ermordet, was bedeutet, daß der einzige Grund der war, ihm den Mund zu schließen. Er ist politischer Aktivist und serviert bei einem Empfang für den Wirtschaftsminister und für den Präsidenten der Imperial Oil Getränke. Trägt

die 'Telefonnummer eines amerikanischen Archäologen bei sich, der in Teheran lebt und sich so seiner Umgebung anpasst, daß er völlig un-amerikanisch wirkt. Dessen Freunde sind Iraner und ein Syrer von der Botschaft. Fahren Sie mit den Fotos in die Torshab Road, ich möchte die Antwort heute noch haben.«

Sabeth verließ ihn; Ardalan rauchte seine Zigarette zu Ende. Ein Puzzlespiel ohne Puzzlestücke. Erst mußte er die passenden Teile finden, ehe das Puzzle aufging. Vielleicht war der Besucher kein Syrer; dann blieben immerhin noch der Amerikaner Peters und sein Mädchen übrig. In den Polizeiakten stand nichts über die beiden. Keinerlei verdächtige Verbindungen. Peters war über Westdeutschland aus Frankreich gekommen. Westdeutschland? Was ließ ihn daran stutzig werden? Er rief beim Ausländeramt an und bat um einen Bericht über Peters, wußte aber im vorhinein, daß nichts drinstehen würde als: »Archäologe, Helfer bei den Ausgrabungen in Persepolis.«

Man brachte ihm den Bericht. Alles war in Ordnung. Peters hatte München am 28. März verlassen. *München*: Deswegen also die Alarmklingel in seinem Hirn! Es gab Berichte von Terroristentreffen in dieser Stadt. Auf höchster Ebene. Interpol war benachrichtigt worden, wegen möglicher Bombenanschläge hatte man die Flugplätze und israelischen Botschaften verstärkt beobachten lassen. 28. März – genau der Zeitpunkt. Dann ließ er sich Details über Madeleine Labouchère kommen. Fünfundzwanzig Jahre alt, französische Staatsbürgerin, wohnhaft in Paris. Keinerlei Verdachtsgründe, außer ihre Verbindung mit dem Amerikaner. Der Oberst trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. Wann würde Sabeth Bescheid wissen? Viertel vor vier klopfte es, und der Assistent trat ein. Er hatte die Vergrößerung eines Fotos dabei, sichtlich mit einer versteckten Kamera aufgenommen.

»Saud Homsî, Handelsattache – sie hat ihn sofort identifiziert.«

Ardalan musterte seinen Assistenten schweigend und blickte dann wieder auf das Foto. »Es gab keinen Zweifel, überhaupt keinen?« fragte er.

»Nein«, sagte Sabeth. »Ich habe ihr alle drei Fotos vorgelegt und sie

gebeten, auf den zu zeigen, den sie allenfalls wieder erkannte. Sie wies sofort auf Homsî: »Der Mann ist hier ins Haus gekommen.«

»Handelsattache«, murmelte Ardalan, »meist versteckte sich der Leiter der Spionageabteilung einer Botschaft in der Paßabteilung. Na schön, den werden wir uns vorknöpfen müssen.«

»Und wie, ohne einen diplomatischen Zwischenfall zu riskieren?«

Ardalan lehnte sich zurück, er rieb sich mit seiner schmalen Hand die Stirn.

»Da gibt es nur eine Möglichkeit«, sagte er. »Dazu muß ich mich aber erst vergewissern, daß sie gerechtfertigt ist. Dann hole ich mir die Bewilligung dazu. Vorher müssen wir den Mann Tag und Nacht bewachen.«

Die Villa stand auf einem Felsen hoch über dem Meer, umgeben von einem kleinen Garten, der an der Uferseite mit einem drei Meter hohen Maschenzaun abgegrenzt war. Das lange, niedrige Gebäude unter Palmenbäumen und riesigen Pinien war an der weißen Vorderfront von Bougainvillea überwachsen.

Eileen hatte man in ein Zimmer im ersten Stockwerk eingesperrt. Das Fenster ging aufs Meer hinaus. Die Landung auf dem kleinen Rollfeld war entsetzlich gewesen; das Flugzeug holperte und schüttelte herum, und ohne Gurt wäre sie aus dem Sitz geflogen. Sie hatte entsetzt aufgeschrien, der Amerikaner packte sie und zerrte sie aus dem Flugzeug, zitternd und halb betäubt mußte sie mit ihm über das Gras rennen. Sie stolperte mit ihren hochhackigen Schuhen, der Absatz brach ihr ab. Er war sehr grob mit ihr umgegangen, hatte sie in das Auto fast hineingeworfen; der Franzose sprang auf der anderen Seite hinein, und der Fahrer startete sofort. Dann beugte sich der Amerikaner vor und übernahm etwas vom Fahrer. Sie hörte die beiden in einer Sprache, die sie nicht verstand, flüstern. Er lehnte sich wieder zurück und drückte ihr die Pistole in die Seite. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos.

»Wenn Sie versuchen, irgendwie die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder sonst etwas Dummes tun, bringe ich Sie um. Sitzen Sie still! Ganz still, verstanden?«

Ihr »Ja« konnte sie nur noch hauchen. Als sie das Landesinnere verließen und auf die Uferstraße kamen, hatte sie versucht, den Teil der Küste zu identifizieren. Es war sehr warm, und offensichtlich fuhren sie am Mittelmeer entlang. Dann passierten sie einen großen Ferienort. Schirme und Badende am Ufer, auf den Terrassen hübscher Hotels saßen Leute.

An Ampeln mußten sie mehrmals anhalten. Jedesmal drückte Peters ihr die Pistole fester gegen die Rippen. Auf der linken Seite erkannte sie ein riesiges Hotel. Es war das »Negresco«. Zu Anfang ihrer Ehe hatte sie mit Logan zweimal dort gewohnt. Sie fuhren also durch Nizza.

Etwa zwanzig Minuten später kamen sie in der Villa an. Das riesige Tor öffnete sich, eine palmenbestandene Auffahrt lag dahinter. Als sie stehen blieben, stieg der Franzose zuerst aus. Er streckte sich und gähnte. Peters stupste sie: »Raus!«

Er hatte die Pistole weggesteckt; als sie draußen stand, glaubte sie einen Moment lang, ohnmächtig zu werden. Sie mußte sich an der Autotür festhalten, der Franzose legte ihr die Hand um die Taille.

»Kommen Sie doch rein«, sagte er freundlich. Peters stand sofort neben ihm.

»Lass Sie los«, fuhr er ihn an und nahm Eileen beim Arm.

Die Villa war kühl und geräumig. Im unteren Stockwerk gab es nur einen einzigen, luxuriös möblierten Raum. Die eine Wand war mit einem abstrakten Gemälde bedeckt. Der Amerikaner führte sie die marmorne Treppe hinauf über den Korridor zu einem kleinen, einfach möblierten Zimmer: Bett, Wäscheschrank und Lehnstuhl, weiter nichts. Das Fenster war vergittert. Erst im Zimmer gab er sie frei.

»Sie bleiben hier drinnen«, befahl er. »Durch die andere Tür dort geht's zum Bad. Machen Sie kein Theater, dann passiert Ihnen nichts.«

»Warten Sie noch«, flehte Eileen ihn an. »Bitte, warten Sie! Was haben Sie vor – warum haben Sie mich entführt?«

Peters schloß die Tür. Er suchte in seinen Taschen nach Zigaretten, holte ein Päckchen heraus und zündete sich eine an.

»Sie sind ja vollkommen fertig«, sagte er. »Setzen Sie sich doch.«

Ohne den Blick von ihm zu wenden, setzte sie sich.

»Was versprechen Sie sich eigentlich davon?« fragte sie. »Ich verstehe das Ganze nicht. Ich bin doch nie in Palästina gewesen.«

»Wir haben nichts gegen Sie«, sagte Peters. »Wir wollten Ihr Kind entführen. Es wäre ihm nichts passiert, wir sind ja vernünftige Leute.« Er zog an seiner Zigarette; ihr bot er keine an.

»Vernünftig? Ein kleines Kind entführen nennen Sie vernünftig? Und mich hätten Sie erschossen, wenn ich mich im Auto gerührt hätte?«

»Ja«, antwortete er. »Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen; da darf nichts in die Quere kommen. Und was Sie betrifft, war es Ihr Pech, daß Sie gerade da waren und statt des Kindes mitgenommen wurden. An Ihnen sind wir nicht interessiert, aber wir können Sie auch verwenden. Ob lebendig oder tot, ist ziemlich egal. Lassen Sie sich also nichts einfallen. Ich bringe Ihnen jetzt etwas zu essen.«

Er ging hinaus, sie hörte, wie er den Schlüssel umdrehte. Eileen stand auf und sah sich um; als erstes lief sie zum Fenster und machte es auf. Es öffnete sich nach innen; das Drahtnetz draußen war steif und gut befestigt. Man sah auf eine Meeresbucht. Nach unten zu schauen war unmöglich. Sie inspizierte das Badezimmer; dort war das Fenster ebenfalls vergittert, der Blick ging auf die gleiche Küstenlinie hinaus. Auch das Badezimmer war nur sehr einfach eingerichtet: offenbar hatte man sie in ein Mädchenzimmer einquartiert: Als Eileen sich im Vorübergehen im Spiegel erblickte, erschrak sie. Ganz verhärtet und unordentlich sah sie aus. Sie wusch sich das tränenverschmierte Gesicht mit kaltem Wasser. Seife und Handtuch waren nicht vorhanden, sie mußte sich an der Bettdecke abtrocknen. Das Zimmer war sehr heiß und stickig. Erschöpft legte sie sich aufs Bett. Als sie fast am Einschlafen war, öffnete sich die Tür, der Amerikaner kam mit einem Tablett herein, das er neben dem Bett abstellte. »Sie bekommen drei Mahlzeiten pro Tag«, sagte er. »Und wenn Sie was brauchen, können Sie Madeleine darum bitten. Sie wird nachher das Geschirr wegräumen.«

»Wenn das die Frau ist, die mein Kind ermorden wollte, dann schicken Sie *sie* ja nicht herauf. Die bitte ich bestimmt um nichts.«

Er zuckte mit den Achseln. »Wie Sie wollen. Dann kommt eben Renais herauf.«

Wieder erschrak sie; sie wußte selbst nicht, warum. Aber mit dem Franzosen wollte sie nicht allein im Zimmer sein. »Nein! Den auch nicht. Ich lasse nur Sie rein. Sie sind hier verantwortlich.«

Peters hatte nicht die Absicht, viel Zeit mit ihr zu verschwenden. Für ihn war sie nicht so sehr Mensch, eher ein Objekt. Er wollte das Tablett schon abstellen und wieder hinausgehen. Bei dem Wort ›verantwortlich‹ stockte er und sah sie an.

»Ich bin für gar nichts verantwortlich, Mrs. Field, außer dafür, daß Sie nicht entfliehen. Und Sie können mir doch nicht hier diktieren, wer heraufkommt und wer nicht.«

Eileen erhob sich und baute sich vor ihm auf.

»Sie haben mich entführt«, funkelte sie ihn an. »Sie haben mich mit Gewalt hierher geschleppt und halten mich aus einem Grund fest, von dem ich überhaupt nichts weiß. Zum Glück habt ihr nicht mein kleines Mädchen hier eingesperrt. Wie hättet ihr denn die behandelt?«

»Genauso gut wie Sie«, sagte Peters, »solange Sie sich benehmen.«

Sie wandte sich von ihm ab. Er hatte eiskalte Augen. Einen Augenblick war sie so zornig gewesen, daß sie ihn aus der Reserve locken wollte. Er reagierte aber nicht, und ihr war, als stünde sie einer Maschine gegenüber. Sie begann zu weinen.

»Es ist keine Seife da und keine Handtücher. Ich habe mich an der Bettdecke abtrocknen müssen. Ich habe keine Kleider da, nicht einmal einen Kamm. Und Ihr Essen will ich nicht – ich werde nichts essen!«

»Wie Sie wollen«, sagte er wieder, ging hinaus und verspernte die Tür.

Eileen weinte weiter, bis sie keine Kräfte mehr hatte. Auf einem Tablett stand auch eine Wasserkaraffe. Sie war sehr durstig und trank fast alles aus. Das Essen ließ sie unberührt. Der Ausbruch hatte sie etwas erleichtert. Sie fühlte sich klarer im Kopf, und ihre eigene Angst wurde durch die unendliche Erleichterung gemildert, daß sie Lucie vor diesem Schicksal hatte retten können. Logan hätte bestimmt nicht erwartet, daß sie so schnell reagierte. Den Schlüssel wegzwerfen war ein momentaner Reflex gewesen. Alles, was sie getan hatte, seit die beiden ihr im Kinderzimmer gegenüberstanden, entsprang der Notwen-

digkeit, ihr Kind zu schützen. Sie war mit hinausgegangen, hatte sich zum Flugplatz bringen lassen und war ins Flugzeug gestiegen. Als der Amerikaner den Namen Madeleine nannte, war ihr unwillkürlich die Frau eingefallen, die gedroht hatte, ihre Pistole im Kinderzimmer leer zu schießen und Lucie zu treffen. Daß ihre Vermutung stimmte, hatte sie zuerst gar nicht weiter beachtet, aber jetzt wurde ihr klar, daß Lucie nicht mehr in Gefahr sein konnte. Sie waren allein in der Villa. Jetzt brauchte sie um niemanden mehr Angst zu haben als um sich selbst. Wieder wendete sie sich dem Tablett zu. Ihr Magen wehrte sich gegen die Vorstellung, etwas zu essen. Kaltes Fleisch, Butter und Brot lagen auf dem Teller. Wahrscheinlich befand sich außer den drei Kidnappern niemand im Haus. Dann fiel ihr der Fahrer ein. Die palästinensische Volksarmee, arabische Terroristen. Der Fahrer war dunkelhäutig gewesen, sichtlich kein Europäer. Sie zwang sich, etwas Brot und Butter zu essen. Irgendwie hatte sie das Gefühl, daß sie ihre Kräfte wahren mußte. Sie meinte, jetzt ganz ruhig zu sein, und in gewisser Hinsicht stimmte das auch. Andererseits zitterte ihr Körper noch vom Schock, und es war ihr trotz der Hitze kalt. Wieder ging Eileen zum Fenster, griff mit den Fingern durch die Maschen des Drahtes und versuchte, daran zu ziehen, aber nichts rührte sich. Sicherlich waren die Vorbereitungen sorgfältig getroffen worden. Die Kidnapper hatten die Sache also schon von langer Hand geplant. Aber warum wollten sie Lucie entführen? Warum gerade sie? Es mußte mit Logan zu tun haben und mit der Firma. Aber warum? Warum? Die Frage hämmerte in ihrem Gehirn, sie bekam Kopfschmerzen. Was hatte Logan oder die Firma getan, oder was erhofften sich die Terroristen von der Entführung? Ursprünglich hatten sie Lucie mitnehmen wollen. Ein Kind als Geisel. Wofür? Wogegen? Wahrscheinlich Geld. Sie hörte, wie sich die Tür öffnete, und drehte sich um. Eine Frau stand auf der Schwelle; sie trug dunkle Hosen und eine weiße Bluse, sah aus wie eine elegante Touristin.

»Sind Sie fertig?«

Madeleine war ein französischer Name, aber das Mädchen war offenbar keine Europäerin. Ihre Haut hatte von Natur aus eine dunkle

Tönung, war nicht sonnengebräunt. Eileen sah sie wieder im Kinderzimmer, hörte, wie sie das Mädchen zur Tür rief, in Schussweite. »Ich habe doch gesagt, daß er Sie nicht heraufschicken soll. Raus hier! Nehmen Sie Ihr Mistessen, und nichts wie raus!«

Das Mädchen lachte nur. »In ein paar Tagen reden Sie auch anders. Seien Sie froh, daß wir Sie nicht im Keller eingesperrt haben. Das hätte *ich* nämlich getan.«

Eileen warf ihr einen Blick zu, daß das Lächeln aus dem Gesicht des Mädchens verschwand.

»Sie hätten mein Kind ermordet«, sprach sie langsam. »Sie wären zu allem imstande. Sie sind ja gar keine Frau.« Mit diesen Worten wandte sie sich wieder zum Fenster.

Ohne es zu wissen, hatte sie etwas gesagt, das sogar Madeleine traf. Hatte ihr abgesprochen, daß sie ein weibliches Wesen sei. Sie sah nicht mehr den Hasserfüllten Blick, den das Mädchen ihr zuwarf, als es das Tablett nahm und hinausging. Weniger als eine Frau zu sein war die ärgste Beschimpfung für eine Libanesin, wie frei und gleichgestellt mit Männern sie sich auch dünken mochte.

Peters hatte ihr aufgetragen, der Gefangenen Seife und Handtuch zu bringen; aus Trotz hatte sie es nicht getan. Warum sollte sie irgend etwas für dieses Weib tun? Die konnte ruhig ohne Bequemlichkeit auskommen. In Flüchtlingslagern gab es auch keinen Luxus.

Sie ging in die Küche hinunter und stellte das Tablett klirrend ab. Resnais saß in der Halle, er grinste ihr zu.

»Wie geht's denn unserem charmanten Gast?«

»Frech ist sie und arrogant!« Madeleine ließ sich auf eines der weißen Sofas fallen. Der Besitzer der Villa, ein algerischer Millionär, war eng mit der Terroristenvereinigung verbunden. Er hatte ein Faible für Weiß.

»Wenn sie Theater macht, werd' ich's ihr schon zeigen!« sagte das Mädchen mit bösem, trotzigem Gesicht. Resnais beobachtete sie amüsiert. Wenn Frauen sich grausam zeigten, überraschte ihn das nie. Die Vorstellung, daß Frauen mitleidvoller und weniger skrupellos als Männer seien, weil sie Kinder gebären, war für ihn ein Mythos. Bei ei-

nem entsprechend starken Motiv waren Frauen jeder Untat fähig. Zwischen Madeleine und der Geisel bestand eine gegenseitige Abneigung, die mit Politik nichts zu tun hatte.

»Wo ist Peters?«

»Draußen auf der Terrasse.«

»Mir scheint das Zimmer nicht sicher genug«, meinte sie. »Wir sollten sie im Keller unterbringen.«

Der Franzose zündete sich eine Zigarette an. »Warum so zornig? Was hat sie denn zu dir gesagt?«

Madeleine sprang fluchend auf und ging Peters suchen. Resnais lachte hinter ihr her.

Eileen war bei Kellys Anwälten nie aufgetaucht. Das war das erste, was er bei einer Reihe von Telefonanrufen herausfand, als sie sich nach mehreren Tagen noch nicht gemeldet hatte. Allein das beunruhigte ihn schon sehr. Sie hatte versprochen, sich selbst und Lucie in Sicherheit zu bringen, aber von ihrem Personal wußte er nur, daß sie nach Irland gereist war. Bei einem zweiten Anruf am Eaton Square ließ er sich die Telefonnummer ihres Vaters geben, und damit begann eine frustrierende Telefoniererei. Die Auskünfte, die er erhielt, passten alle nicht zueinander. Zuerst hatte er befürchtet, daß sie vielleicht doch eine Versöhnung mit ihrem Mann suchte. Nicht, daß er annahm, Logan würde einstimmen oder Janets Einfluß geringer werden. Es war nur die Angst, daß seine Hoffnung enttäuscht würde und daß er bei der Entfernung zwischen sich und Eileen nichts dagegen tun könnte. Mit Irland kam er erst nach vierundzwanzig Stunden in Kontakt, obwohl er sich bei der Gesprächsanmeldung als jederzeit sprechbereit gemeldet hatte. Sollte Logan gerade anwesend sein, wenn der Anruf kam, konnte er auch nichts machen. Wahrscheinlich würde er es nicht einmal merken, und wenn doch, war es James egal. Logans ganze Energie und Konzentration waren zur Zeit auf das Problem Imshan gerichtet. Peterson befand sich schon auf dem Weg nach Japan, um die dor-

tigen Ölimporteure auszuhorchen. Sobald er günstige Nachricht hatte, würde Logan nachfliegen. Die Zeit war nicht auf ihrer Seite. In zwei Wochen fand die Aufsichtsratssitzung in London statt, bis dahin mußten akzeptable Ergebnisse vorliegen. Wurde die jetzige Situation bekannt, so wären wahrscheinlich auch Logans Überredungskünste umsonst. Sie mußten eine halbwegs sichere Zusage von den Japanern haben, ehe auch nur das leiseste Gerücht vom Bau einer Raffinerie London erreichte.

Andererseits mußte auch die iranische Regierung das Gefühl haben, daß man ernsthaft an dem Problem arbeitete und eine günstige Lösung voraussah. Die britische Botschaft hatte James privat informiert, daß sich die russischen Techniker noch in der Stadt aufhielten, und zwar auf Anraten Khorvans.

Die Party für den Minister fand wie geplant in James' Haus statt. Er hatte das Büro bereits nach dem Mittagessen verlassen, um die letzten Vorbereitungen selbst zu überwachen. Als er Logan gerade fragen wollte, wie er Eileens Abwesenheit erklären sollte, kam ein Anruf aus Tokio, und er konnte ihn nicht mehr stören.

James war ein ausgesprochen talentierter Partygeber, er hatte diese Kunst gründlich in den Botschaften gelernt, wo die jeweiligen Botschaftergattinnen sich seiner Hilfe versicherten. Er verfügte über einen Instinkt dafür, wie man verschiedene Leute unterhält, was viele seiner Junggesellenkollegen mit Neid erfüllte. Oft hieß es, James brauche gar keine Frau, um eine Party in Gang zu halten. Diesmal sollte der Empfang im Garten stattfinden; jede Menge Extrapflanzen wurden angeliefert, unter den Bäumen hatte man zwei große Tische aufgestellt, ausreichend Vorräte an Whisky, Gin und Sekt sowie frischer Fruchtsaft für Nichtalkoholiker unter den iranischen Gästen standen bereit. Als Kompliment für den Ehrengast waren die Blumenarrangements in den iranischen Nationalfarben gehalten; Grün, Rot und Weiß. Außerdem hatte James durch die britische Botschaft als Höhepunkt des Abends ein Feuerwerk arrangiert. Alles war überprüft, ihm blieb noch Zeit für ein gemütliches Bad und zum Umziehen, ehe Logan zurückkehrte. In diesem Moment kam der Hausboy und meldete einen Anruf.

In der Annahme, es könnte das Gespräch mit Irland sein, eilte James ins Haus. Er hörte aber eine fremde, stark akzentuierte Stimme. »Mister Kelly? Guten Abend. Mein Name ist Saud Homsî. Ich bin von der syrischen Botschaft.«

James verzog das Gesicht. Er hatte keinen Kontakt mit den Syrern und wollte auch keinen. Außerdem war er stark enttäuscht, daß es sich nicht um das Irlandgespräch handelte.

»Ja?« fragte er fast barsch. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich glaube eher, daß ich etwas für Sie tun kann«, sagte der Anrufer. »Ich habe eine sehr wichtige Information für Mr. Field.«

»Dann würde ich vorschlagen, daß Sie ihm diese Botschaft selbst mitteilen.«

»Das geht leider nicht, es könnte gefährlich sein. Ich brauche Ihre Hilfe.«

James zögerte. »Gefährlich?« Die Sache gefiel ihm nicht. »Ich verstehe nicht ganz«, meinte er. »Würden Sie mir das bitte erklären. Soll ich Mr. Field eine Nachricht überbringen?«

»Nein«, sagte der Mann. »Ich muß selbst mit ihm sprechen, es ist wirklich äußerst wichtig. Ich muß Mr. Field privat etwas sagen, etwas sehr Delikates. Könnte ich ihn heute abend bei Ihrem Empfang kurz sprechen?«

»Mr. Homsî, ich glaube wir kennen uns noch nicht. Welchen Posten bekleiden sie in der Botschaft? Warum können Sie sich nicht in Mr. Fields Büro anmelden?« James hörte genau zu. Er sprach ruhig und überlegte dabei, was zu tun sei. Orientalen liebten die Intrige, aber das hier war schon extrem.

»Ich bin Handelsattache, keine wichtige Person – aber meine Botschaft an Mr. Field ist wichtig. Man darf nicht sehen, daß ich mich ihm nähere. Wir werden alle von Oberst Ardalans Leuten überwacht. Was ich Mr. Field mitteilen will, kann man ihm nur bei einem öffentlichen Zusammentreffen, wie Ihre Party, ins Ohr flüstern. Darf ich kommen?«

»Ja«, antwortete James nach kurzem Zögern. »Kommen Sie. Melden Sie sich bitte bei mir, ich bringe Sie dann zu Mr. Field.« Er hör-

te nur noch ein gemurmertes »Danke«, und dann war die Leitung wieder frei.

Bis er so weit war, daß er seine Gäste empfangen konnte, hatte er sich ein Dutzend Möglichkeiten für den merkwürdigen Anruf durch den Kopf gehen lassen und alle wieder verworfen. Wenn es doch nur nichts mit den Syrern zu tun hätte! Ihre Botschaft war die unbeliebteste in Teheran und stand als mögliches Hauptquartier irgendwelcher subversiver Aktionen von Iranern ständig unter Geheimpolizeibewachung.

Bald hörte er zu seiner Überraschung, daß sich Logan noch nicht zum Umkleiden eingefunden hatte. Die Erklärung war eindeutig und ärgerte ihn maßlos. Sicher holte er Janet ab – die letzte, die sich James auf dieser Party gewünscht hätte. Zwanzig Minuten vor Beginn traf Logans Wagen ein; James ging absichtlich zum Tisch und besorgte sich einen Drink. Als er sich umdrehte, kam Janet Armstrong bereits auf ihn zu. Sie sah sehr kühl und smart aus. Zu ihrem blaßgrünen Kleid trug sie eine mit Smaragden und Diamanten besetzte Brosche auf der Schulter – wahrscheinlich ein Geschenk von Logan, der ihr nachkam.

»Ich gratuliere«, sagte sie. »Sieht ja phantastisch aus, nicht wahr, Logan? Sie kommen wirklich bestens ohne Frau aus.«

James musterte sie kühl. Er wandte sich an Field. »Was möchten Sie zu trinken?«

»Scotch mit Soda und viel Eis.«

Janet hingte sich bei ihm ein. »Mir das gleiche«, sagte sie.

James gab die Bestellung an den Hausboy weiter, ein Kellner kam mit dem Tablett. Alle drei schwiegen. James machte keine Anstrengung, dieses Schweigen zu brechen. Diplomatisches Training hin oder her – er hasste die Frau und verachtete Logan, daß er seine Beziehung zu ihr so offen zeigte. Entweder fiel Logan die Stille nicht auf, oder er hatte einfach keine Lust zum Reden. Janet lächelte James an. Sie wußte, daß er sie nicht mochte, hatte allerdings keine Ahnung, daß es bei ihm mehr war als die gewöhnliche Antipathie einer erfolgreichen Frau gegenüber. Seine Meinung interessierte sie nicht. Er war sehr geschickt, Logan hielt viel von ihm, aber er war nicht ihr Typ. Zu sehr Gentle-

man. Ein bißchen Direktheit war ihr lieber. Sie drückte Logan kurz an sich. Sie waren noch zusammen im Bett gewesen, und sie fühlte sich ihm sehr nahe.

»Schöner Abend«, sagte sie. »Die Party wird bestimmt ein großer Erfolg.« Logan erwartete, daß sie ihre Sache gut machte, und sie war zu selbstbewusst, um sich von James ins Bockshorn jagen zu lassen. »Wahrscheinlich auch ein Trinkmarathon. Ich sollte wohl lieber vorher etwas von den guten Sachen essen.« Sie ging zum Buffettisch und wählte unter den Kanapees aus. James beschloß, Logan jetzt über den Telefonanruf ins Bild zu setzen und es ihm zu überlassen, ob er den Mann sehen wollte oder nicht.

Logan hörte zu, während er weiter an seinem Whisky nippte. »Was mag er wohl wollen? Wir sind den Syrern doch immer meilenweit ausgewichen. Haben Sie eine Vorstellung?«

»Überhaupt nicht«, sagte James. »Aber falls Sie mit ihm reden, sollten Sie sehr aufpassen. Vielleicht ist es eine Idee von Khorvan, irgend etwas, womit man uns beim Schah anschwärzen könnte.«

»Verkehr mit subversiven Elementen? Ohne weiteres möglich. Aber wenn ich nicht mit ihm rede, ist es vielleicht auch falsch. Und allzu bedacht scheint er auch nicht darauf zu sein, sich zu kompromittieren, sonst hätte er ja in mein Büro kommen können. Ich rede wohl besser mit ihm und weiß dann, worum es geht.«

»Na schön«, meinte James. Janet kam gerade wieder auf sie zu. »Jedenfalls sollten Sie sich aber noch absichern. Ich habe Ardalan hergeben. Er liebt Parties, und bei der letzten war er auch. Ich werde ihm davon erzählen, dann kann Sie niemand beschuldigen, etwas hinter dem Rücken der Regierung gemacht zu haben.«

»Ganz recht, das tun wir. Wenn es ein Trick Khorvans ist, geht der Schuß nach hinten los.«

Janet stellte sich neben Logan. Der erste Wagen rollte heran.

»Haben Sie von Eileen gehört?« fragte James noch.

»Nein, hatte ich auch nicht erwartet. Janet wird sich um Khorvan kümmern. Die Nachrichten aus Tokio sind übrigens sehr ermutigend.«

»Ach ja?« James zeigte keinen Enthusiasmus.

»Peterson rief heute nachmittag an. Sie waren doch dabei, oder? Na ja, jedenfalls hat er gesagt, daß die Ölimporteure sehr interessiert sind. Er spricht übermorgen beim stellvertretenden Ministerpräsidenten vor. Wenn der seinen Segen dazu gibt, fliege ich nach und spreche nächste Woche mit dem Ministerpräsidenten persönlich. Ich habe ziemliche Hoffnungen, James. Ich glaube, wir ziehen es doch durch.«

»Wenn überhaupt, dann bestimmt du«, sagte Janet. Sie standen nebeneinander zum Empfang der Gäste bereit. James war es, als habe Eileen Field nie existiert. Während er mit einem Direktor der Bank von Iran sprach, kam ihm zum Bewußtsein, daß er Logan im Grunde genommen hasste.

Kurz nach sieben Uhr tauchte Oberst Ardalan samt seiner hübschen Frau in der Menge auf. Im allgemeinen nahmen Iraner ihre Frauen nicht auf europäische Parties mit. James ging ihm entgegen, und man schüttelte sich die Hände. Sie waren schon öfter zusammengekommen, und James mochte den Oberst irgendwie, fand ihn interessant. Es war schwer, die Gerüchte über seine Methoden zu glauben.

»Eine bezaubernde Party, Mr. Kelly«, lobte Ardalan. Seine Frau nickte nur lächelnd. Sie sprach schlecht Englisch und wollte sich nicht damit blamieren.

»Vielen Dank für das Kompliment«, gab James zurück. »Könnte ich mit Ihnen mal eben was ganz Privates besprechen?«

Sie standen allein unter einer Platane.

»Etwas Merkwürdiges ist uns passiert«, begann James, »und mein Chef meint, Sie sollten darüber Bescheid wissen. Er möchte nichts tun, was eventuell den Wünschen der Regierung entgegensteht.«

»Selbstverständlich. Ich helfe gerne, wenn es mir möglich ist. Um was handelt es sich denn?«

»Ich wurde von einem Mann namens Saud Homsy angerufen, Handelsattache an der syrischen Botschaft.«

»Ich habe schon vom ihm gehört«, sagte Ardalan ruhig. »Und was wollte er?«

»Hierher kommen und sich in einer persönlichen Sache mit Mr. Field

unterhalten. Er habe ihm etwas zu sagen. Mr. Field war der Meinung, es sei das beste, ihn anzuhören und herauszufinden, worum es geht. Sie sollten aber vorher davon wissen.«

»Das finde ich sehr nett von Ihnen«, entgegnete der Oberst. »Es wäre schön, wenn mehr Europäer so vernünftig wären und uns gegenüber so guten Willen zeigten.« Er lächelte James zu. »Meine Aufgabe ist es, den Staat zu beschützen, und ich beschütze auch gerne meine Freunde, wer immer sie sein mögen. Die Syrer sind gefährliche Leute. Mr. Field soll den Mann ruhig empfangen, und es wäre natürlich am besten, wenn Sie mir nachher sagten, was er wollte.«

»Das werden wir bestimmt tun«, versicherte James.

Oberst Ardalan legte ihm einen Augenblick lang die Hand auf die Schulter. »Ich höre da so Gerüchte«, sagte er vertraulich, »daß Ihre Verhandlungen um Imshan nicht glatt gehen. Lassen Sie sich nicht entmutigen. Seine kaiserliche Majestät wünscht, daß eine britische Firma das Ölfeld ausbaut.«

»Das freut mich zu hören«, antwortete James. »Minister Khorvan ist ein harter Rechner. Wir versuchen, seine Bedingungen zu erfüllen.«

»Hoffentlich haben Sie Erfolg«, sagte Ardalan. »Da drüben steht er ja, mit der Dame im grünen Kleid.«

»Ja, das ist die Assistentin unseres Präsidenten.«

»Ich sehe aber Mrs. Field nicht.«

»Sie ist in England.« James und der Oberst verließen ihren einsamen Gesprächsplatz. »Sobald dieser Mr. Homschi sich zu erkennen gibt, bringe ich ihn zu Mr. Field und gebe Ihnen dann Bescheid.«

»Vielen Dank«, sagte der Oberst und ging zu seiner Frau zurück. Die Party war in vollem Schwung, der Garten überfüllt, und die Luft summt von Gesprächen und von Gelächter. Man aß und trank, die Kellner huschten hin und her.

James hörte nur zu. Die Party war wirklich ein Erfolg. Logan, Khorvan, Janet und ein Direktor der Firma bildeten eine Gruppe. Der Minister lachte. Die erste Stunde war die wichtigste. Wenn die Iraner sich langweilten, gingen sie bald weg. Blieben sie zum kalten Buffet, dann bedeutete das, daß ihnen die Party gefiel und sie womöglich bis in die

frühen Morgenstunden ausharren würden. Einige der höheren Beamten hatten ihre Frauen mitgebracht. Es gab hochmodische Kleider und viele Juwelen zu bewundern. Die Neureichen zeigten gerne, was sie hatten, die Frauen glitzerten wie Weihnachtsbäume. Es tat James in der Seele weh, die recht unscheinbaren englischen Botschaftsdamen daneben zu sehen. Eileen hätte das alles wieder wettgemacht, wenn sie dagewesen wäre. Die stahlharte Eleganz Janet Armstrongs imponierte ihm nicht. Sie hatte keine Grazie, keinen natürlichen Stil. Jemand zupfte ihn plötzlich am Ärmel. »Mr. Kelly? Guten Abend.« Es war ein kleiner dünner dunkelhäutiger Mann mit glänzend schwarzen Augen.

»Ich bin Saud Homsî.«

James hatte schon überlegt, wie er die beiden zusammenbringen könnte. Im Freien war es nicht gut möglich, wo mindestens ein Dutzend hochgestellter Iraner Zeugen gewesen wären. Er vertat nicht viel Zeit.

»Kommen Sie bitte mit mir«, forderte er ihn auf und ging ins Haus. Der Syrer folgte ihm. Drinnen wandte sich James um. »Warten Sie hier im Salon – ich sage Mr. Field Bescheid, er kommt dann gleich.«

Er informierte Logan flüsternd. Khorvan beobachtete ihn dabei. Logan verschwand, Kelly nahm seinen Platz ein.

»Herr Minister, ich konnte Sie vorhin nur gerade kurz begrüßen. Hoffentlich haben Sie alles, was Sie brauchen.«

»Ja, danke, alles.« Auch Khorvan gefiel die Party. Er schätzte die üppigen, gutgewürzten Kleinigkeiten, die bei allen iranischen Parties gereicht wurden, und das schöne Dekor hatte ihn in gute Laune versetzt. Logan Field mochte er zwar nicht, fand ihn aber anregend. Sie hatten einander halb freundschaftlich eine Weile aufgezogen. Khorvan war sehr empfindlich, was seine eigenen Gefühle betraf. Die kleinste Leutseligkeit oder Taktlosigkeit vergaß er nie, aber Logan war mit katzenhafter Gewandtheit an allen Klippen vorbeigesteuert. Khorvan würde ihn nie mögen, denn er war geradezu ein symbolischer Feind; dennoch genoß er seine Gesellschaft.

»Alles ist bestens«, versicherte er nochmals, »aber ich vermisse die Hausfrau. Ich bin sehr enttäuscht, sie nicht zu sehen.«

Hoffentlich hat Janet das gehört, dachte James und erkannte dann an ihrem Gesichtsausdruck, daß ihr die Bemerkung nicht entgangen war.

»Mr. Field sagt, seine Tochter sei krank, deswegen müsse seine Frau in England bleiben. Das tut mir sehr leid.«

»Wir vermissen sie alle sehr«, antwortete James laut und hoffte, daß auch diese Worte Janet erreichten.

Im gleichen Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit von einer wunderbar gekleideten, exotischen Iranerin gefesselt, die einen der wenigen Aristokraten zum Mann hatte, die noch im öffentlichen Leben standen. Sie selbst war Erbin eines Riesenvermögens; ihr Vater besaß eines der größten Bergwerke des Irans. Entsprechende ›Gaben‹ von Aktienanteilen an einflussreiche Minister und eine Spende für die Pahlawi-Fonds hatten das Bergwerk vor der Verstaatlichung gerettet. Die junge Frau war lebhaft und attraktiv. Sie sprach fließend Französisch, Deutsch und Englisch. Ihr Mann langweilte sie, und sie hatte schon öfters zu erkennen gegeben, daß sie James attraktiv fand. Wäre nicht Eileen gewesen, hätte er nicht nein gesagt. Jetzt flirtete er nur mit ihr und überlegte, was die beiden da drinnen wohl besprechen mochten.

6

Ich habe Ihnen Handtücher und Seife gebracht«, sagte Peters und legte beides aufs Bett. Eileen saß im Sessel, sie hatte die Nachttischlampe eingeschaltet. Draußen war es dunkel, die Luft im Zimmer stikig heiß.

»Vielen Dank«, sagte sie, »nun kann ich mich wenigstens richtig waschen.«

Er nahm noch etwas aus seiner Tasche und ließ es auf den Handtuchhaufen fallen. Ein Männertaschenkamm.

»Den können Sie auch haben«, brummte er.

Eileen fühlte sich völlig erschöpft. »Mir ist so schrecklich heiß«, seufzte sie. Peters hatte eigentlich gleich wieder gehen wollen. Jetzt blieb er doch noch stehen.

»Muß das Gitter vor dem Fenster eigentlich sein? Das Zimmer scheint doch ziemlich hoch zu liegen, und ich springe bestimmt nicht raus, das verspreche ich. Durch das Gitter kommt noch weniger Luft herein als normal. Ich fühle mich ganz erstickt hier drinnen.«

»Es wurde für das Kind angebracht«, sagte Peters, »damit es nicht hinausfällt.«

»Hätten Sie Lucie denn wirklich hier drinnen festgehalten?«

»Nein, sie hätte hier geschlafen; Madeleine würde sich um sie gekümmert haben.« Er fingerte eine Zigarette hervor und steckte sie an. »Sie hätte tagsüber im Garten spielen können – es wäre ihr nichts abgegangen.«

Wie schrecklich logisch und unmenschlich zugleich. Eileen stritt nicht mit ihm darüber, und ihren momentanen Impuls, ihm ihre Verachtung ins Gesicht zu schleudern, beherrschte sie rasch. Immer, wenn sie mit ihm sprach, schien es ihr, als tappe sie in völliger Dunkelheit. Es waren keine Dialoge, eher Erforschung einer ihr unbekanntem Gattung von Wesen. Und im Gegensatz zu dieser Frau zeigte er keine persönliche Feindseligkeit.

»Könnte ich auch eine haben?«

Er blickte sie überrascht an, dann stand er auf und bot ihr die Schachtel, gab ihr Feuer.

»Eines möchte ich gern wissen«, fragte sie nach einer Weile. »Warum haben Sie mich entführt?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es ist jedenfalls nicht gegen Sie persönlich gerichtet.«

»Es muß mit meinem Mann zu tun haben. Warum können Sie es mir nicht sagen?«

Er sah sie nur an und blies den Rauch aus.

Madeleine hatte sie arrogant genannt, lange mit ihm auf der Terrasse darüber gestritten, daß sie in den Keller gehöre und der Typ sei, der

einem zu schaffen mache. Peters hatte ihr nicht zugestimmt und war auch jetzt noch nicht ihrer Meinung. Nichts an Eileen Field ärgerte ihn persönlich. Sie hatte auf eigene Gefahr ihr Kind gerettet und war offensichtlich mutig. Und sie benahm sich ihm gegenüber keineswegs aufsässig.

»Ja, es hat mit Ihrem Mann zu tun. Mehr kann ich Ihnen nicht verraten.«

Sie fuhr sich mit dem Kamm durch die Haare. Ein Zahn war schon ausgebrochen – es war sein eigener Kamm. Was für hübsche Haare sie hatte – sie wellten sich von Natur um ihr Gesicht. »Und wenn er das Lösegeld nicht zahlt – was immer man da von ihm verlangt?«

»Doch, das tut er bestimmt. Allerdings wäre das Kind eine bessere Geisel gewesen.«

»Wie gemein Sie sind! Haben Sie denn überhaupt kein Gefühl? Ist Ihnen nicht klar, daß es nichts Schändlicheres gibt, als ein kleines Kind für solche Zwecke zu missbrauchen? Ich will mich nicht mit Ihnen darüber streiten; zum Glück habt ihr sie ja nicht gekriegt. Aber wie man so was überhaupt sagen kann!«

»Unsere Vorstellungen sind eben verschieden«, sagte er nur. Ob er ihr seinen Standpunkt wohl klarmachen konnte? In der Befreiungsarmee hatte jeder die Pflicht, alle Gelegenheiten zu nutzen, um die Kampfziele zu erklären. Manche Gefangene waren schon bekehrt worden und hatten gebeten, mitkämpfen zu dürfen. Sie war mutig und klug – keine dieser hirnlosen, reichen Frauen in den Staaten. Nicht von jener Sorte, die bloß heulte und klagte. Und das Zimmer war wirklich zu heiß. Auch ihm klebten bereits die Sachen am Leib.

»Sie sehen nur Ihr Kind«, sagte er, »ich sehe ein ganzes Volk. Tausende Kinder, nicht nur eines. Kinder ohne Essen und schützendes Dach, ohne Hoffnung und Zukunft. Sehe ihre Familien, krank, zerlumpt, in elenden Hütten aus Packkisten. Um dagegen etwas zu unternehmen, hätte ich Ihr Kind entführt, Mrs. Field, und ich sehe nichts Schlechtes daran, solange dem Kind nichts passiert.«

»Und *wenn* ihm was passiert – wenn es krank wird oder einen Unfall hat –, würden Sie es dann auch noch rechtfertigen?«

»Das *Ziel* würde es rechtfertigen.«

»Die alte Jesuitenlüge – Entschuldigung für alle Verbrechen auf dieser Erde. Und was passiert, wenn mein Mann nicht auf die Bedingungen eingeht? Das Geld nicht 'rausrückt – was passiert dann mit mir?«

Er stand auf. »Ich lasse Ihnen die da«, sagte er und legte Zigaretten und Streichhölzer aufs Bett.

»Die Frage hätte ich wohl nicht stellen sollen«, meinte sie bitter. »Sie müssen auch nicht antworten. Ich kann mir's selber denken. Könnten Sie bitte das Gitter vom Fenster wegmachen?«

Er rüttelte daran, wie sie zuvor. Es ging über fünfzehn Meter tief auf die Felsen hinunter, und die Brandung toste gegen die Steine. An den Mauern befanden sich keine Regenrinnen oder Vorsprünge. Außer Selbstmord war hier nichts drin.

»Na schön, ich lass' es morgen entfernen.«

»Vielen Dank. Würden Sie mir bitte Ihren Namen nennen?«

»Peters«, sagte er. »Brauchen Sie sonst noch was?«

»Was zu lesen.«

»Ich werde mal sehen, was da ist.«

Als er weg war, rannte sie zum Fenster und zerrte am Maschendraht. Sobald der weg war, konnte sie vielleicht doch hier raus. Wahrscheinlich ging es steil runter, sonst würde Peters die Bitte nicht gewährt haben. Sie war ganz nervös von dem Gespräch – daß er offensichtlich nichts gegen sie hatte, irritierte sie irgendwie. Gegen ihn anzukämpfen wäre einfacher gewesen. Er würde sie nicht grausam behandeln oder peinigen, aber jederzeit erschießen, wenn der Befehl dazu kam – dessen war sie ganz sicher. Als junges Mädchen hatte sie nur die fröhlichen jungen Irländer gekannt, mit denen sie auf Jagd ritt oder irre Feste feierte, bei denen man sich mit Semmeln bewarf und mit Sodawasser bespritzte. Männer hatten sich in sie verliebt, sie hatte mit ihnen geflirtet. Wäre Logan Field nicht ein Nachbargut besichtigen gekommen, würde sie wohl einen der vergnügten jungen Burschen geheiratet haben, die bei Parties das Geländer runterrutschten. Es gab niemanden in ihrer Bekanntschaft, der ihrem Entführer glich. Sie war mit Logan anfangs viel herumgereist – hatte einen Monat in den Staaten ver-

bracht und viele verschiedene Amerikaner kennen gelernt; alles gastfreundliche, angenehme Leute. Peters schien skandinavisches Blut in sich zu haben – er war groß und kräftig, bewegte sich aber in der lockeren Art, die so typisch für Amerikaner war. Logan hatte einmal gemeint, die Engländer wirkten im Vergleich zu ihnen verkrampft.

Er sprach kein Wort zuviel, hatte kalte, stahlblaue Augen – ausdruckslose Augen, auch wenn er sie anblickte. Weder Feindschaft noch Misstrauen spiegelten sich darin – nichts! Instinktiv spürte sie, daß aggressives Verhalten ihr nichts bringen würde. Es war nicht leicht gewesen, den Impuls zu bezwingen, sich mit gekrallten Fingern auf ihn zu stürzen, als er so gleichmütig erklärte, was man mit ihrem Kind vorhatte. Sie hatte die Ruhe bewahrt und dadurch Wichtiges erreicht – der Maschendraht wurde abgenommen. Wie hoch mochte das Fenster liegen? Vielleicht konnte sie ein Stück weit klettern und sich dann fallen lassen ... sie war eine geübte Schwimmerin. Die Laken, die Bettdecke – die Handtücher, die er ihr gebracht hatte. Daraus ließ sich vielleicht ein Seil machen. Sie befeuchtete sich im Bad das Gesicht. Stickig heiß war es im Zimmer. Noch nie hatte sie jemandem etwas durch Schlaueit abluchsen müssen – wie schnell man im Unglück dazulernte!

Die Zigaretten, die ihr Peters dagelassen hatte, bildeten eigentlich keine Notwendigkeit für sie. Als sie sich eine anzündete, kam ihr zuerst dieser Gedanke, und dann der, daß Logan an Peters Stelle ihr keine gegeben hätte. Und bestimmt auch das Gitter nicht abnehmen lassen würde. Nicht, weil er unmenschlich war oder es genoß, grob zu sein. Gefangene leben hinter Gittern und rauchten nicht – das war seine realistische Einstellung. Sie drehte die Zigarette zwischen den Fingern.

Die kalten Augen, die unpersönliche Haltung ihr gegenüber. Sie erinnerte sich, wie grob er mit ihr umgesprungen war, als sie landeten, wie er ihr auf der Fahrt zur Villa die Pistole zwischen die Rippen drückte. Unwillkürlich erschauerte Eileen. Sie durfte ihn nicht verärgern, mußte ruhig und würdevoll auftreten, das hatte offenbar die beste Wirkung auf ihn. Mußte ihm danken, wenn er ihr das Essen brachte, und sich gelassen und geduldig zeigen.

Bis zu ihrer Befreiung – die kommen würde, kommen mußte! Bis-

her hatten ihre Gedanken über das klügste Verhalten Peters gegenüber nur kritische Erinnerungen an Logan in ihr geweckt. Sie schämte sich ihrer Eifersucht und Kleinlichkeit. Eifersucht, weil er eine andere erwählt hatte, all ihre gemeinsamen Jahre, das Glück, das sie beide erfahren hatten, einfach wegwischte. Sie rauchte die Zigarette zu Ende und zog ihr Kleid aus, legte sich im Unterrock auf das Bett. Es war zu heiß um zu schlafen. Um den Alptraum dieses stickigen Raumes zu verdrängen, rief sie die Erinnerung an ihre erste Begegnung mit Logan hervor.

Der Sohn der Besitzer von Clonagh Castle hatte sie heiraten wollen. Die Familien waren Nachbarn und Freunde. Besitz und Titel der Louth' gingen noch auf die Normannenzeit zurück – was ihren Bankier in Dublin aber nicht über die hohe Verschuldung trösten konnte. So mußte das Schloß zum Verkauf ausgeschrieben werden. Man lud Nachbarn ein, den reichen Engländer kennen zu lernen, der es – hoffentlich – kaufen würde. Eileen war zwanzig – trotz des unmodernen, hausgeschneiderten Kleides sah sie schön aus, schöner, als sie ahnen konnte. Für sie dominierte nur Logan, nachdem er den Raum betreten hatte. Ihr Vater, Lord Louth, der durchaus eine Persönlichkeit war, und schon gar sein Sohn, ihr Verehrer, verblassten neben Field wie Schemen – ihre ewig gleichen Witze, ihre endlosen Gespräche über Nachbarn und Pferde langweilten sie. Der Engländer hatte tausendmal mehr Wissen und Interessen und Autorität. Bei Tisch merkte sie, wie er öfter zu ihr herüberblickte.

Logan hatte das Schloß dann doch nicht gekauft. Irland und die Iren gefielen ihm nicht – das entdeckte sie aber erst nach ihrer Heirat. Als er sie traf, war sein Entschluß gefaßt – binnen eines Monats fand die Verlobung statt, ein Vierteljahr später befanden sie sich schon auf Hochzeitsreise.

Sie wachte aus ihrem Tagtraum auf, sah wieder die hässliche Nachttischlampe, hörte eine Mücke sirren. Wie verliebt sie beide waren. Sie scheu und unbeholfen – er geduldig und zart, bis sie die Leidenschaft begreifen und erwidern konnte. Das konnte doch nicht alles umsonst gewesen sein – die Liebe mochte sterben, aber es blieben doch Spuren

zurück! Wenn er in Gefahr wäre, hätte sie alles gegeben, alles getan, um ihn zu retten. Er war ein starker Mann, voller Kraft; Widerstände forderten ihn heraus. Sie war ein Teil seines Lebens gewesen, wenn auch nicht der wichtigste. Rücksichtslos und ehrgeizig war er, aber auf seine Weise hatte er sie doch sehr gern gehabt. Wenn sie nicht darauf bestanden hätte, die Sache ans Licht zu zerren, ruhig geblieben wäre, hätte es keine Krise gegeben. Nein, er würde sie befreien – daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Sie schlief ein, fing zu träumen an – ein langer, unzusammenhängender Traum, in dem sie an einem Seil ohne Ende aus dem Fenster kletterte und das Meer niemals näher kam. Und plötzlich war das Seil doch zu Ende, und sie fiel. Und wachte auf von dem Alp, sich in Peters Armen zu wehren und auf die Felsen zuzufliegen.

»Das glaube ich Ihnen nicht«, sagte Logan Field und trat drohend auf den Syrer zu, der aber nicht zurückwich. Er zuckte nur mit den Achseln und drehte beide Handflächen bedauernd nach oben.

»Ich bin nur Bote«, beteuerte er. »Ein Mittelsmann. Ich kann Ihnen versichern, daß diese Leute Ihre Frau vor drei Tagen verschleppt haben und daß sie ihre Drohungen wahr machen werden.« Er schüttelte den Kopf. »Natürlich ist das ein Riesenschock für Sie. Ich kann das gut verstehen.«

»Ich glaube es einfach nicht«, wiederholte Logan. »Meine Frau ist in England. Wenn irgend etwas passiert wäre, hätte man es mir sofort mitgeteilt.«

»Anscheinend wurde es so gemacht, daß keiner von ihrem Verschwinden weiß«, sagte der Syrer. »Die Terroristen wollen ihre Aktion völlig geheim halten, das ist eine ihrer Bedingungen. Sie dürfen es niemandem sagen, und ich rate Ihnen auch, sich daran zu halten. Es ist eine sehr gefährliche Extremistengruppe.«

»Ich werde sie finden«, schäumte Logan, »ich werde die Polizei der ganzen Welt auf die Entführer hetzen.«

»Sowie Sie zur Polizei gehen oder irgend jemand etwas sagen, wird sie getötet«, entgegnete Saud Homsy ganz ruhig. »Erkundigungen können Sie natürlich einziehen, Mr. Field, aber wenn Sie Ihre Frau lebendig zurückhaben wollen, müssen Sie sehr, sehr diskret vorgehen.«

Field war ganz blaß geworden, er ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder, ohne daß es ihm bewußt wurde. Als er die Nachricht hörte, schien es einen Moment lang, als wolle er sich auf den Boden stürzen und ihn niederschlagen.

»Sie sind also mit denen im Bunde! Syrien unterstützt solche Schweine ja noch, das wissen wir alle. Sie sind nicht so unschuldig, wie Sie tun! Sagen Sie mir, wo sie ist, und ich werde dafür sorgen, daß Sie mehr Geld kriegen, als Sie sich je erträumten. Arbeiten Sie mit mir zusammen, holen Sie meine Frau aus der Gefahr, und ich zahle Ihnen jeden Preis dafür.«

»Leider kann ich Ihnen überhaupt nicht helfen«, bedauerte Homsy gelassen. »Ich weiß nicht, wo Ihre Frau gefangen gehalten wird, und ich könnte zu ihrer Rettung nichts beitragen. Es ist keine Frage des Geldes, Mr. Field. Es ist ein Problem, das nicht einmal Sie mit einem Scheck lösen können. Diese Leute sind nicht an einem Lösegeld interessiert.«

»Was wollen sie denn sonst? Worum geht es?«

»Das haben sie mir auch nicht gesagt; alles, was ich weiß, ist, daß sich Mrs. Field in ihren Händen befindet. Sie wollen nur, daß Sie Bescheid darüber wissen und jetzt darauf warten, zu erfahren, durch welche Gegenleistung Sie sie befreien können. Sie werden mir in den nächsten vierundzwanzig Stunden weitere Informationen zukommen lassen. Das ist alles im Moment.«

»Herrgott noch mal, ich kann es einfach nicht glauben!«

»Leider werden Sie feststellen müssen, daß es doch wahr ist. Ich gehe jetzt, Mr. Field. Wenn sie mich in zwei Tagen anrufen, kann ich Ihnen mehr sagen. Inzwischen können Sie herausfinden, ob die Information stimmt. Wenn Mrs. Field doch in Sicherheit ist, würde es keinen mehr freuen als mich!«

Er kehrte in den Garten zurück und mischte sich unter die Men-

ge. Logan stand immer noch ganz still da. Dann ging er zum Tisch, nahm sich einen Whisky und goß ihn hinunter. Anschließend griff er zum Telefon und meldete ein Gespräch nach London an, setzte sich neben den Apparat und wartete auf den Rückruf. Langsam ging der Schock vorüber. Im ersten Augenblick hätte er wirklich den Syrer beinahe tötlich angegriffen. Dieses Gesicht war so heuchlerisch, der ganze Mensch mit seinem sauberen, höflichen Englisch so entsetzlich, daß er ihn am liebsten kurz und klein geschlagen hätte. Als das Telefon läutete, griff er hastig zum Hörer und schrie: »Mario? Hier Field. Ist meine Frau daheim? – Was? – Wann? – Jetzt sprechen Sie doch endlich lauter! Es kracht so in der Leitung. Wann ist sie abgefahren? – Und Lucie? – Mit Bridget? – Hat sie sich schon gemeldet? Mrs. Field, meine ich. – Ach so. Gut. Ist schon in Ordnung.«

Er legte auf. Sie hatte das Haus Mittwoch verlassen, und soviel man wußte, wollte sie nach Irland fahren. Lucie war mit dem Mädchen vorausgeschickt worden. Seither hatten sie nichts mehr von ihr gehört. Seit drei Tagen. Drei Tage. Der Syrer hatte gesagt, daß sie vor drei Tagen entführt worden sei. Er hörte ein Geräusch und sah auf. James war ins Zimmer gekommen.

»Logan?«

Field saß im Halbdunkel und rührte sich nicht. Nach einer Pause sagte Kelly: »Ich habe Homsy herauskommen sehen – was ist denn passiert?«

Er schaltete das Licht ein und sah jetzt Logans versteinertes Gesicht. »Mein Gott, was ist denn los?«

»Besorgen Sie mir noch einen Drink? Aber nicht zu groß, ich hatte gerade schon einen.«

»Was ist passiert?« James stellte ihm ein zweites Glas Whisky hin. »Was hat er Ihnen gesagt?«

Logan fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht. Sie waren nass vor Schweiß.

»Eine arabische Terroristenorganisation hat sich an ihn gewandt«, berichtete er übertrieben ruhig. »Er fungiert als ihr Bote, ihr Mittelsmann. Eileen scheint entführt worden zu sein. Das behaupten die Leu-

te jedenfalls.« Er blickte James Kelly nicht an. »Ich habe eben in London angerufen. Sie ist nicht dort. Angeblich nach Irland gefahren. Wenn die Sache mit der Entführung stimmt, dann wäre das natürlich der ideale Ort, sie zu schnappen. Ich muß heimfliegen und selbst nachsehen.«

»Gar nicht nötig«, sagte James Kelly. »Ich habe ein Gespräch mit Irland angemeldet. Es müßte jeden Augenblick durchkommen. Dann wissen wir mehr. Was sind das für Leute, die sie angeblich in der Gewalt haben?«

»Namen weiß ich keine, nur, daß es gefährliche Extremisten sein sollen. Glauben Sie, daß es stimmt, daß sie in ihrer Gewalt ist?«

»Syrrer pflegen mit solchen Dingen nicht zu spaßen«, antwortete James. Ihm war übel. »Was wollen sie überhaupt? Was fordern Sie?«

»Jedenfalls kein Geld«, sagte Logan. »Ich habe vierundzwanzig Stunden Zeit, nachzuforschen, ob sie wirklich weg ist, dann werden die Schufte mir ihre Bedingungen diktieren. Wenn ich zur Polizei gehe oder irgendwas von ihrem Verschwinden sage, wird Eileen umgebracht.« Er sah Kelly an. »Ich glaube es noch immer nicht, kann es einfach nicht fassen.« Der Lärm aus dem Garten drang nur wie sonores Gemurmel durch die geschlossene Tür. Logan trank sein Glas leer. »Warum haben Sie ein Gespräch nach Irland angemeldet?«

Kelly ignorierte die Frage. »Wann kontaktieren Sie diesen Homs wieder?«

»Morgen. James, was soll ich denn bloß tun? Ich habe ihn zu bestechen versucht, um ihn dazu zu bringen, uns zu helfen, aber er ist nicht darauf eingegangen. Herrgott noch mal, was wollen sie denn, wenn es kein Geld ist?«

»Wenn es um Geld ginge, hätte man sich nicht gerade Sie ausgesucht«, meinte Kelly nachdenklich. »So reich sind Sie nicht. Es steckt etwas anderes dahinter. Und versuchen Sie nicht noch mal, diesen Homs zu kaufen. Vielleicht läßt er sich überreden, Geld von Ihnen zu nehmen, und dann haben wir keine Möglichkeit mehr, mit den Leuten zu verhandeln. Ich kenne diese Typen. Ein einziger Zug, der aussieht, als ob man was deichseln will, und schon wird Eileen ermordet.

Das sind keine Kriminellen, das sind Fanatiker. Gehen Sie morgen zu Homsy und tun Sie genau, was er sagt. Für Ardalan muß ich mir irgendwas ausdenken. Ich habe ja versprochen, ihn wissen zu lassen, was Homsy will.«

»Irgendeine Ausrede – lassen Sie sich was einfallen«, sagte Logan. »Glauben Sie nicht, daß wir durch Interpol? Wenn wir ...«

»Nein«, entschied James. »Nichts verlauten lassen und nichts tun, das ist zu gefährlich. Dem Ardalan tische ich schon irgendeine Geschichte auf.«

»Warum kommt denn das blöde Irlandgespräch nicht durch? Ich werde mal nachbohren.« Logan griff nach dem Telefon. Kelly blieb neben ihm stehen, während er mit dem Mädchen von der internationalen Verbindungsstelle herumschimpfte.

»Ist doch zwecklos, Logan«, meinte er schließlich. »Bleiben Sie hier und warten Sie auf den Anruf. Ich gehe inzwischen zu Ardalan raus.«

»Nein.« Logan stand ebenfalls auf. »Ich muß ja wieder zur Party hinaus. Wir dürfen doch den Minister nicht verärgern.«

»Ach ja«, sagte James, »unsere Geschäfte hatte ich einen Augenblick lang vergessen. Man muß die Dinge in der richtigen Reihenfolge bedenken.«

Auf dem Weg zur Gartentür wandte sich Logan noch einmal um. »Wenn wir uns hier kaputtmachen, hilft das Eileen auch nicht. Reden Sie mit Ardalan und warten Sie dann auf den Anruf. Wenn er durchkommt, lassen Sie es mich gleich wissen. Vielleicht sitzt sie ganz vergnügt bei ihrem Vater.«

Kelly sah ihm nach, wie er sich einen Weg durch die Menge bahnte. Janet Armstrongs grünes Kleid wirkte im Dämmerlicht fast weiß. Zwischen den Bäumen und Hecken versteckte Lampen beleuchteten den Garten geheimnisvoll, und schwerer Jasminduft erfüllte die warme Nacht. Sobald es dunkel war, würde das Feuerwerk beginnen. Logan hatte die Tür offengelassen, Gespräche und Gelächter drangen herein. Glas klirrte, jemand hatte etwas zerbrochen. Er sah Khorvan mit Logan sprechen, der zu lachen schien. Kelly setzte sich, suchte nach einer Zigarette und konnte keine finden. Ein bloßer Reflex, er

bemühte sich nicht weiter, obwohl er dann die Kiste auf dem Tisch entdeckte. Eine gefährliche Extremistengruppe. Logan klammerte sich an die Hoffnung, daß Eileen doch in Sicherheit war, hoffte noch, das Telefongespräch könnte den Syrer Lügen strafen. Kelly konnte das gut verstehen. Er hätte gerne seine Hoffnung geteilt, aber er wußte, daß es umsonst war. Eileen Field befand sich nicht bei ihrem Vater. Die Kidnapper würden für ihre Freilassung Unmögliches verlangen. Was dieses Unmögliche war, konnte er nicht einmal errahnen. Tagelange Verhandlungen würde es geben, vielleicht sogar wochenlange. Er kannte das alles. Sie würden die Geisel am Leben erhalten; ihr Code war brutal und erbarmungslos, aber durchaus durchschaubar. Wenn sie bekamen, was sie wollten, opferten sie das menschliche Pfand nicht. Übertrat Logan aber nur eine einzige ihrer Bedingungen oder erweckte den Verdacht, daß er mit irgend etwas hinter dem Berg hielt, dann wurde Eileen bestimmt ermordet. »Exekutiert«, wie diese Typen das nannten. Er erinnerte sich an das gräßliche Foto eines deutschen Diplomaten, der durch den Kopf geschossen worden war, nachdem eine ähnliche Entführung nicht ihr Ziel erreicht hatte. – Einen Augenblick lang wurde ihm ganz schlecht. Ein hässlicher Gedanke stieg in ihm auf. Logan war verzweifelt und erschüttert, gewiß. Was aber würde geschehen, wenn sie einen Preis für seine Frau verlangten, den er nicht zahlen wollte? Er trat in den Garten hinaus, um Oberst Ardalan zu finden. Eine Erklärung für den Besuch Homisis war ihm schon eingefallen. Niemand durfte einen Verdacht schöpfen, daß etwas nicht stimmte. Sein Gespräch mit dem Oberst wurde durch die Nachricht unterbrochen, daß die Verbindung mit Irland gleich hergestellt sein würde. Oberst Ardalan hatte sich auf der Party amüsiert. Er war ein geselliger Typ, der gern unter Leute kam, und das Feuerwerk hatte ihm richtig Spaß gemacht. Nach der Heimfahrt mit seiner Frau blieb er noch auf der Terrasse sitzen. Er rauchte und nippte an einem Whisky. James Kellys Erklärung glaubte er überhaupt nicht. Es klang viel zu glatt, um wahr zu sein. Der Syrer hätte seltene koptische Manuskripte anzubieten, und da Field Antiquitäten sammle, habe er sich an ihn gewandt. Offenbar seien die angebote-

nen Stücke von Staats wegen vom Export ausgeschlossen. Logan wolle sich in keine zweifelhaften Käufe einlassen und habe Homsis dies auch deutlich gemacht. Eine allzu einleuchtende Erklärung, die man unter anderen Umständen durchaus hätte glauben können. Es herrschte ein blühender illegaler Handel mit Antiquitäten, für die es in gewissen Ländern keine Exportlizenzen gab, etwa in Griechenland. Besonders gute Stücke wurden natürlich zu hohen Preisen gehandelt. Ardalan hatte Kelly höflich zugehört, ihm gedankt und noch die Warnung hinzugefügt, daß der Syrer vielleicht später mit einem viel verlockenderen Angebot wiederkommen würde. Daß beide Männer sich nach Homsis Besuch von der Gesellschaft abgesondert hatten, war ihm natürlich aufgefallen. Und als Logan zurückkehrte, sah er nicht aus wie jemand, dem gerade ein geschmuggeltes Manuskript offeriert worden war. James Kellys Hand zitterte beim Abschied. Angst bemerkte Ardalan stets sofort, und die Augen Logans und Kellys spiegelten dieses Gefühl wieder. Er trank seinen Whisky zu Ende. Das Puzzle fügte sich langsam zusammen. Ein Hauptstück war der Syrer. Das zweite – zur Lösung genauso wichtig – Logan Field.

»Schatz«, sagte Janet, »kommst du nicht mit rauf?«

Logan hatte sie zum Hotel zurückgefahren und war bis zum Lift mitgegangen. Zu ihrer Überraschung küßte er sie dort nur kurz auf die Wange. Während der zweiten Hälfte des Abends hatte er sich nicht gerade von der besten Laune gezeigt. Da sie ihn so gut kannte, war ihr der gezwungene Ton bei seinem freundschaftlichen Gekabbel mit dem Minister aufgefallen.

»Nein, heute nicht«, wich er aus. »Ich bin zu müde.«

Das rote Lichtsignal zeigte das Näher kommen des Liftes an. »Stimmt irgendwas nicht? Du bist so komisch.« Sie legte ihm die Hand auf den Ärmel.

»Doch, doch, alles in Ordnung«, sagte Logan. »Ich rufe dich morgen vor dem Büro noch an.«

Die Türen glitten zur Seite, sie betrat den Lift; er hatte sich schon umgewandt und war gegangen, ehe die Türen sich wieder schlossen.

Eileen war nie daheim angekommen. Ihr Vater hatte nur kurz und barsch mit Logan gesprochen. Am liebsten hätte er den alten Nassauer angebrüllt, daß seine Tochter verschwunden sei und sich wahrscheinlich in großer Gefahr befinde. Ihre Abwesenheit schien den alten Herrn gar nicht zu beunruhigen. Vermutlich war er viel zu sehr damit beschäftigt, seine Enkelin zu verwöhnen, dachte Logan wütend. Er hatte einfach wieder aufgelegt. Logan vermied es, Kelly nach dem Gespräch anzusehen. Die Hoffnung war schwach genug gewesen, aber bis er selbst zum Hörer gegriffen hatte, um mit seinem Schwiegervater zu reden, wollte er sich nicht eingestehen, wie sehr er sich an diese Hoffnung geklammert hatte.

»Sie ist nicht da«, war alles, was James sagte, als er ihm den Hörer reichte.

Logan fuhr durch die leeren Straßen Teherans heim. Die zweite Hälfte der Party erinnerte ihn an den klassischen Alptraum, im dem der Träumer sich von allem ringsum isoliert fühlte. Der Abend hatte mit Janet im Bett begonnen. Ganz optimistisch war er zur Party erschienen. Sein persönliches Leben war aufregend, und die Schwierigkeiten mit Imshan ließen sich wahrscheinlich durch einen Pakt mit den Japanern überwinden. Nie war er sich seiner Zukunft so sicher gewesen als bei der Ankunft in Kellys Haus. Während der Heimfahrt hatte er jedoch unentwegt Eileens Bild vor Augen. Das konnte doch nicht wahr sein! Sie konnte doch nicht in irgendeinen finsternen Raum eingesperrt sein! Auf Gnade und Ungnade Fanatikern ausgeliefert, die sie ohne Zögern töten würden. Ihr Gesicht schwebte frei im Raum, dieses Gesicht, das ihm einst so schön erschienen war, daß er seine Frau von Merton hatte malen lassen. Unmöglich, sich Eileen hilflos und verängstigt vorzustellen, womöglich misshandelt. Logan setzte sich ruckartig auf, konnte seiner eigenen Phantasie über die Möglichkeiten nicht mehr standhalten. Was wollten die Leute für ihre Freilassung? Welchen Preis würden sie über Saud Homsis verlangen? Noch vierundzwanzig Stunden! Ein Tag und eine Nacht, ehe er es erfuhr! Wenn es

sich nicht um Geld handelte, dann um irgend etwas Politisches. Etwas, was der Sache der arabischen Fanatiker von Nutzen war, einer Sache, für die er, gleich nach dem extremen Kommunismus, die wenigsten Sympathien hatte. In Kellys Haus brannte noch Licht. Der mondbeschienene Garten und der schwer betörende Duft des Jasmins erinnerten ihn an jenen Abend, an dem er seiner Frau gestanden hatte, daß er eine andere begehrte. Von der Party war nichts mehr zu sehen, man hatte schon alles aufgeräumt. Als er zur Treppe ging, kam James aus dem Wohnzimmer. »Möchten Sie einen Whisky? Vielleicht tut es Ihnen gut, darüber zu reden?«

»Danke, nein«, wehrte Logan ab. »Wir wissen jetzt, worum es geht. Der Dreckskerl hat die Wahrheit gesagt. Sie haben sie! Jetzt kann ich nur abwarten, bis sie mir die Bedingungen mitteilen.«

James lehnte sich an den Türstock. Er hatte seit Ende der Party weitergetrunken. »Werden Sie zahlen, was immer man verlangt?«

»Fragen Sie nicht so blöd«, sagte Logan.

Er ging die Treppe hinauf, Kelly hörte noch, wie er seine Zimmertür schloß. Er blieb noch ein paar Minuten in der Halle, leerte sein letztes Glas. Geld wäre kein Problem gewesen; er wußte genau, daß Logan jede Summe aufgebracht hätte. Imperial Oil würde ihm helfen, wenn es seine persönlichen Möglichkeiten überstieg. Trotz des vielen Trinkens war sein Kopf noch ganz klar. Nur den Kummer hatte er ein wenig betäubt. Logan Field war bereit, alles zu tun, um seine Frau zu retten. Seine Zweifel waren umsonst gewesen. Logan würde sie nicht opfern, egal, was man von ihm verlangte. Auch wenn sie sich gerade trennten und er eine andere liebte. Er mochte ein Schuft sein, aber hier zögerte er bestimmt nicht. James ging ins Wohnzimmer zurück und goß sich noch einen Whisky ein. Er beabsichtigte nicht, auch ins Bett zu gehen. Wollte sich nur besaufen, bis er nicht mehr aus dem Sessel hochkam und dort einschief.

Der Algerier, der sie vom Flugplatz hergebracht hatte, nahm das Drahtgitter ab. Er sah sie nicht an und sprach auch nichts. Packte sein Werkzeug zusammen, spuckte im Vorbeigehen vor Eileen aus und verschloss die Tür von draußen. Sie rannte zum Fenster. Jetzt konnte sie

sich hinauslehnen und sehen, wie tief es hinunterging zum Meer. Vor Enttäuschung hätte sie am liebsten geweint. Die Villa stand auf einem Felsvorsprung. Direkt unter ihr war eine glatte Wand, die zackigen Brocken darunter wurden von einer mächtigen Unterströmung umtost. Sie versuchte, die Höhe abzuschätzen. Jedenfalls wohl weiter, als sie mit geknoteten Leinentüchern und einem Sprung ins Meer riskieren konnte. Peters hatte schon gewußt, was er tat, als er das Schutzgitter abnehmen ließ.

Sie zog sich nach oben und lehnte sich noch weiter raus, hielt Ausschau nach irgend etwas, an dem sie sich festhalten konnte, falls sie doch hinunterzuklettern versuchte, und hörte gar nicht, wie Peters hinter sie trat. Er packte sie um die Taille und zog sie ins Zimmer zurück. Im Umdrehen wehrte sie sich gegen ihn, er drückte ihr die Arme auf den Rücken. Sie sahen einander kurz in die Augen, sie spürte seinen kräftigen Körper an ihrem.

»Was wollten Sie denn da oben?« fragte Peters. Er zog sie vom Fenster weg. Sie war atemlos, er hielt sie fester, als notwendig war. Dann ließ er sie plötzlich los. »Wozu haben Sie sich so weit hinausgelehnt?«

Sie sah ihn herausfordernd an. »Um hinunterzuschauen«, gab sie trotzig zurück.

»Da hinunter gibt's keinen Weg«, sagte Peters. »Kein Spältchen für Finger oder Zehen, und über fünfzehn Meter tief. Das können Sie vergessen, sonst muß ich nämlich das Drahtgitter wieder anbringen.«

»Woher wollen Sie wissen, daß ich nicht runterspringe?«

Er sah sie an. »Weiß ich ja gar nicht. Das ist natürlich Ihre Entscheidung, aber Sie sollten lieber warten.«

Sie wandte sich ab. »Ich werde verrückt hier in diesem Gefängnis«, klagte sie. »Kann ich mir nicht irgendwie Bewegung machen?«

»Nein«, sagte er und wies aufs Bett. »Ich habe Ihnen ein paar Bücher gebracht. Versuchen Sie es einmal mit Lesen.«

Drei Bücher lagen da. Das größte davon erkannte sie als Bestseller, eine Mixtur aus Sex und Sensation.

»Sie haben mir noch immer nichts gesagt«, meinte Eileen. »Hat man mit meinem Mann schon Kontakt aufgenommen?«

Er zündete sich eine Zigarette an. »Vermutlich.«

»Und Sie haben noch nichts gehört? Oder wollen Sie es mir nur nicht sagen?«

Er sah, wie sie sich rasch abwandte; sie wollte ihre Tränen verbergen. Als er sie festhielt, war ihm aufgefallen, wie dünn sie geworden war. So leicht fühlte sie sich an. Offenbar schlief sie auch schlecht, und oft kamen die Eßtablets unberührt zurück. Madeleine meinte daraufhin, man solle sie ruhig ein paar Tage ganz hungern lassen, dann würde sie sich schon anders benehmen. Als er sie beim Fenster sah, dachte er im ersten Augenblick, sie wolle hinauspringen. Zehn Tage konnten verdammt lang sein, wenn man gefangen war. Er erinnerte sich an die Zeiten, da er selbst im Gefängnis gesessen hatte.

Eileen wandte sich wieder zu ihm, sie wischte sich die Augen. »Hat er sich irgendwie geäußert? Ich kann es einfach nicht glauben, daß noch gar keine Nachricht da ist.«

»Soviel ich weiß, verhandelt er noch.«

»Verhandelt? Das verstehe ich nicht! Was habt ihr denn von ihm verlangt; warum konnte er nicht einfach zustimmen?«

»Sie sollten sich wirklich die Bücher ansehen«, sagte Peters. »Sobald ich Nachrichten habe, erfahren sie es. Und lehnen Sie sich nicht wieder zum Fenster hinaus.«

Sie nahm das zweite und das dritte Buch auf. Eine Reiseerzählung über eine Expedition nach Katmandu und ein Roman von jemand, dessen Name ihr nichts sagte.

»Brauchen Sie sonst was?«

»Ich habe nichts zum Wechseln und fühle mich gräßlich schmutzig. Nicht mal eine Zahnbürste habe ich.«

»Madeleine wird Ihnen was besorgen. Ich sage ihr's.«

»Danke für die Bücher«, sagte sie, ohne ihn anzusehen. »In englisch gab es nichts anderes, außer Pornozeitschriften; die würden Sie ja wohl nicht so gerne wollen.« Er ging und sie hörte, wie er von draußen zuspernte.

Verhandeln: ein Wort, das Logan so oft benützt hatte. Handeln, einen Handel durchziehen. Mit den Terroristen verhandeln. Sie sah

ihn in seinem Büro in London hinter dem Pult sitzen mit den Telefonen und Haussprechanlagen, sah ihn um ihr Leben feilschen. Wie er bot und doch nicht alles bot. Seine übliche Geschäftsroutine abwickelte, während sie in diesem kleinen, stickigen Zimmer wartete, bewacht von Leuten, die Befehl hatten, sie zu töten, wenn er die Forderungen nicht erfüllte. Verhandeln: ein unglückseliges Wort, das Peters gebraucht hatte. – Jetzt wurde ihr klar, warum zehn Tage lang nichts passiert war. Sie konnte es gar nicht glauben. Logan mußte doch wissen, daß sie in tödlicher Gefahr schwebte. Hatte keine Ahnung, ob sie nicht misshandelt wurde, in irgendeinem Erdloch steckte. Dann rief sie sich selbst zur Ordnung, schalt ihre Reaktion hysterisch. Bei jeder Entführung und anderen Gewaltverbrechen dieser Art mußte verhandelt werden. Wie das Geld gezahlt werden sollte, in welcher Währung, wie und wo man die Geisel entlassen würde. Das brauchte alles Zeit, ein wenig Zeit jedenfalls. Nicht unbedingt zehn Tage. Sie erinnerte sich an Logan in Krisenzeiten. Damals, im Appartement in Paris, als die arabischen Scheichs die Ölexporte in den Westen gestoppt hatten. Damals stand Logan mit dem Rücken gegen die Wand. Sie hatten gerade Gäste, als er die Nachricht bekam. In ihrem eleganten Salon gab sie eine Cocktail-Party; der österreichische Botschafter und seine Frau waren Ehrengäste, und einige sehr einflussreiche Politiker und Industrielle hatten ebenfalls ihrer Einladung Folge geleistet. Man rief Logan zum Telefon. Als er zurückkam, ging er lächelnd zu ihr und schlug vor, daß sie nachher mit ein paar guten Freunden im ›Maxim‹ dinieren sollten. Erst nach ihrer Heimkehr um ein Uhr – nach dem Dinner und einem kurzen Besuch in einem Nachtclub – hatte er ihr gesagt, was los war.

»Sie haben uns das Öl gesperrt. Jetzt haben sie uns an der Leine.«

»Und was könnt ihr dagegen tun?«

»Verhandeln«, hatte er geantwortet. »Mit ihnen handeln. Sowenig wie möglich bieten und hoffen, daß sie es von allein wieder einstellen.«

Er war im Bett noch zu ihr gekommen. Nach dem Liebesakt schlief er sofort ein.

Ob er die Nachricht von ihrer Entführung genauso ruhig aufgenommen hatte? Sie nahm den Sexroman zur Hand, er öffnete sich bei einer vielgelesenen Stelle wie von selbst. Das Buch würde sie bestimmt nicht lesen. Sie dachte an den Augenblick, als Peters sie vom Fenster zu sich gezogen hatte. In der Art, wie er sie hielt, war irgend etwas. Das hatte sie instinktiv gefühlt und sich dagegen aufgelehnt, und auch er ließ sie schnell wieder los. Offenbar war es unabsichtlich geschehen. Sie versuchte, die Erinnerung zu verdrängen, denn sie ängstigte und verstörte sie. Die Gefahr, in der sie sich befand, erweiterte sich damit noch um eine Dimension. Er bewegte sich so leise und schien doch unheimlich kräftig zu sein, jederzeit sprungbereit. Bei der Entführung hatte sie seine ungute, gnadenlose Seite kennen gelernt. Es war unrealistisch, das zu vergessen, nur weil er jetzt ein bißchen Menschlichkeit bewiesen und ihr Bücher gebracht hatte. Was da zwischen ihnen während des kurzen körperlichen Kontakts aufgeflammt war, mußte vergessen und begraben werden. Sie mußte an Logan denken, sicher sein, daß er sie retten würde. Er würde nicht mit ihrem Leben spielen, nicht endlose Verhandlungen mit organisierten Terroristen führen. Sie durfte nicht an ihm zweifeln, den Glauben nicht verlieren. Eileen nahm das Reisebuch zur Hand und begann zu lesen.

An diesem Abend brachte ihr der Algerier das Essen, Peters sah sie erst nach drei Tagen wieder.

Warum er Madeleine mitbrachte, erklärte er nicht. Er schien es nicht für nötig zu halten. Er sperrte auf, Madeleine spazierte einfach herein. Eileen saß gerade auf dem steifen Stuhl. Sie wechselte immer vom Bett zum Stuhl, versuchte zu lesen, döste manchmal nur in der Hitze. Wenn es kühl war, vor allem frühmorgens, ging sie in dem schmalen Raum auf und ab und versuchte sogar Gymnastik zu betreiben. Als Eileen die Libanesin sah, stand sie auf.

»Na?« höhnte Madeleine. »Die sieht ja ganz normal aus.« Sie wandte sich aggressiv an Peters. »Von wegen nichts essen! Der fehlt doch

nichts!« Sie sah Eileen gehässig an. Wahrscheinlich hatte sie gehofft, sie geduckt und verzweifelt vorzufinden, und wurde von der Verachtung und Beherrschtheit, die die Gefangene zeigte, doppelt getroffen.

»Warum sind Sie hierher gekommen?« fragte Eileen. »Bleiben Sie draußen, mit Ihnen will ich nichts zu tun haben!«

»Halten Sie den Mund!« schrie Madeleine. Sie drehte sich empört zu Peters um. »Muß ich mir das vielleicht gefallen lassen?«

Es war ihm lästig. Szenen zwischen zwei feindseligen Frauen würde er nicht gestatten. Eigentlich hatte er mehr Selbstbeherrschung von Madeleine erwartet.

»Ihr seid beide still!« befahl er.

Eileen sah ihn an. »Diese Person wollte mein Kind töten; solange sie hier ist, gehe ich ins Badezimmer.«

Madeleine vertrat ihr mit einem Schritt den Weg. »Sie tun jetzt, was man Ihnen befiehlt«, zischte sie, »oder es passiert was.«

Die Libanesin öffnete und schloß die Hände. Sie war zum Sprung gespannt, wollte zum Schlag ausholen. Eileen wandte sich um und ging zum Stuhl zurück. Dann fragte sie Peters: »Was wollen Sie?«

»Sie wollten Kleider«, sagte er. »Madeleine, Herrgott noch mal – benimm dich nicht wie eine keifende Basarverkäuferin!«

»Was fällt dir ein?« schrie sie ihn auf arabisch an. »Hast du nicht gehört, wie sie mich beleidigt hat?« Sie wandte sich an Eileen. »Vergessen Sie eines nicht: Ihr Mann hat es gar nicht eilig, Sie freizukriegen. Vielleicht will er Sie gar nicht zurückhaben. Wenn wir das sicher wissen, werde ich hier wieder erscheinen und Resnais zuschauen, wie er seine Aufgabe erledigt. Was damit gemeint ist, können Sie sich ja wohl vorstellen.« Sie legte den Kopf zurück und lachte. »Dann werden wir ja sehen, wie stolz Sie sind.«

Peters packte sie so fest beim Arm, daß es ihr weh tat. »Geh runter! Los, raus hier! Wir sprechen uns später.« Er schob sie nach draußen, sie schlug die Tür zu. Anschließend legte er Zettel und Bleistift auf die Kommode. »Schreiben Sie auf, was Sie brauchen. Nur das Nötigste. Ich kümmere mich dann darum, daß sie es besorgt. Beachten Sie ihre dummen Reden gar nicht.«

»Er hat sich also noch nicht gemeldet«, sagte Eileen. »Jetzt bin ich schon vierzehn Tage hier.«

»Ich habe doch schon gesagt, Sie sollen nicht auf sie hören. Sie hasst Sie und redet deswegen solchen Blödsinn daher.«

Sie blickte ihn an. »Ist der Franzose der Henker?«

»Los, stellen Sie die Liste zusammen!« schrie er sie an. Während sie schrieb, ging er zum Fenster. Er war wütend auf Madeleine; sie erinnerte ihn an ein wildes Tier. Wie grausam und gehässig sie Eileen Field gegenüber auftrat. So etwas stieß ihn bei einer Frau ab. Die Gefangene war bei dem Disput besser weggekommen. Wenn Madeleine doch nur nicht das mit Resnais erwähnte hätte.

Eileen gab ihm die Liste.

Als er sich vom Fenster zu ihr umdrehte, berührte er sie wieder kurz. Sie trat schnell einen Schritt zurück.

»Lassen Sie sie nicht mehr heraufkommen«, bat sie leise.

»Bitte!«

Er ging hinaus, ohne ihr zu antworten. Madeleine wartete auf der Terrasse. Sie hatte einen Drink in der Hand und hielt sich mit größter Mühe ruhig. Er gab ihr die Liste.

»Kauf das morgen in Nizza«, sagte er nur.

Sie nahm das Papier, sah es kurz an und warf es dann zerknüllt auf den Boden. »Kleider! Zahnbürste, Seife und lauter so Luxus! Bist du verrückt geworden? Ich bin doch nicht blöd, daß ich ihr so was kaufe!«

»Ich bin verantwortlich für sie. Du kaufst es, und das ist ein Befehl!«

»Tu ich nicht! Du mitleidiges Seelchen, du! Da wird Madame alles auf dem Tablett hinaufgetragen, du jammerst mir vor, daß sie nichts isst ... Na und, soll sie doch verhungern! Sie muß Kleider zum Wechseln haben. Wo ist sie denn? In einem Luxushotel? Was meinst du, was unsere Frauen in israelischer Gefangenschaft haben? Was ist denn los mit dir? Läßt mich von einem Weib beleidigen, anstatt ihr ins Gesicht zu schlagen und ihr Manieren beizubringen. Willst du sie vielleicht für dich haben? Sag's doch.«

Jetzt schlug er Madeleine ins Gesicht. Sie zuckte nicht zusammen, fing nicht an zu weinen, fauchte nur einen arabischen Schimpfnamen.

»Und ich tu's nicht!« wiederholte sie. »Dazu kannst du mich nicht zwingen, Kaufs doch selber.«

In dieser Nacht zog er aus ihrem Zimmer aus. Als sie hinaufkam, wollte sie es zuerst nicht glauben und war wild vor Eifersucht, denn ihr Instinkt hatte ihr schon vorher verraten, daß er das Interesse an ihr verlor. Die Macht, die sie über ihn hatte, wurde geringer – wie sehr sie sich auch im Bett um ihn bemühte. Nun war alles zu Ende. Sie betrachtete das leere Bett. Der Schlag ins Gesicht hatte sie nicht zum Weinen gebracht, aber jetzt schossen ihr die Tränen in die Augen. Sie war zu stolz, ihm nachzugehen, kontrollierte nur heimlich den Gang, ob Licht aus einem der unbenutzten Schlafräume drang. Er hatte sie verlassen, und sie wußte, daß ihr Streit daran schuld war und ihre Weigerung, für Eileen Field einzukaufen. *Sie* sah seine Haltung als Schwäche an, *er* sprach von Verantwortlichkeit. Madeleine hielt dies für einen Versuch, sich selbst und sie zu betrügen. Noch nie hatte er sich für einen Feind verantwortlich gefühlt. Hatte solche Schwäche nicht gegenüber der Stewardess im Flugzeug gezeigt, die aus einer Rückenwunde blutend dalag, oder für die verschreckten Passagiere. Nur für diese Frau, diese Geisel, die sie als Unterpfand gegen den kapitalistischen Plan zur Unterminierung der arabischen Einheit genommen hatten. Als Repräsentantin der Klasse, die er hasste und zu vernichten geschworen hatte. Zarte Hände, glatte Haut, teure Kleider, ein Haus voller Luxus und Dienerschaft. Madeleine stammte zwar aus ähnlichen Verhältnissen, aber sie bemühte sich, durch harte Arbeit und einfaches Leben ihre Wandlung zu beweisen. War stolz, tüchtig wie ein Mann zu sein. Für eine Frau wie Eileen Field konnte sie nur Verachtung aufbringen. Peters hätte ebenso empfinden müssen. Sollte sich abgestoßen fühlen von einer nutzlosen Parasitin, deren einziger Wert in ihrer Beziehung zu einem der kapitalistischen Tyrannen bestand, die zu zerstören sie sich zum obersten Ziel genommen hatten. Madeleine konnte seine Toleranz gegenüber der Gefangenen wieder vergeben noch verstehen. Die einzige Erklärung dafür war ihr so schmerzlich, daß sie wie eine Wunde

brannte. Er fühlte sich hingezogen zu ihr. Vielleicht war er sich dessen gar nicht bewußt oder würde es nicht zugeben, aber Madeleine wußte es. Etwas an dieser Frau sprach ihn an. Wenn es nur sexuell gewesen wäre, hätte sie es ertragen können. Vergewaltigung würde sie nicht weiter gestört haben. Sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn ihr Geliebter dem Drang nachgegeben hätte, die Frau zu besitzen, um sie dann zu töten. Aber es steckte mehr dahinter: Sie war für ihn ein menschliches Wesen, hatte Gefühle und Bedürfnisse. Madeleine kehrte in ihr Zimmer zurück und überlegte, ob sie Peters klarmachen konnte, daß er sich selbst betrog und alles, woran sie beide glaubten, verriet. Aber selbst wenn ihr das gelang, konnte sie nicht damit rechnen, ihn zurückzugewinnen. Immerhin mußte sie es versuchen.

Sie aßen gemeinsam zu Mittag auf der Terrasse. Der mürrische Algerier hatte das Mal bereitet; er sprach selten und dann nur zu Madeleine. Resnais war vormittags schwimmen gewesen; auch seine Laune stand nicht zum besten. Die gespannte Stimmung zwischen Peters und dem Mädchen irritierte ihn. Die Villa war herrlich, Essen und Wein gut, das Wetter wunderbar. Seine Gedanken wurden nur gelegentlich von Sorge um seinen Hund in Paris getrübt. Er nahm sich vor, anzurufen, ob alles in Ordnung sei. Und dann wollte er sich damit beschäftigen, die Libanesin zu hänseln. Wäre sie nicht so eifersüchtig auf Peters und die Geisel gewesen, hätte sie ihm vielleicht gefallen. Er wußte, daß Peters aus ihrem Zimmer ausgezogen war. Er hatte seit Tagen keine Frau mehr gehabt; eine draußen zu suchen war lästig, und wenn Peters es herausfand, würde er es ihm verbieten. »Wir könnten doch heute mal in die Stadt fahren«, sagte er zu Madeleine, »falls Peters dich abends entbehren kann.«

»Selbstverständlich«, meinte dieser, »ich habe nichts dagegen.«

»Fahren wir doch alle drei«, schlug Madeleine vor. »Wir sind schon viel zu lange isoliert. Uns gehen noch die Nerven durch.« Sie sah ihren Geliebten an, es war eine Bitte um Versöhnung. Er ignorierte ihren Blick völlig. Madeleine ließ nicht locker. »Wir könnten irgendwo essen gehen. Warum sollen wir hier alle Kindermädchen spielen? Das kann Achmed tun. Wir wollen uns heute abend mal amüsieren.« Sie leg-

te Peters eine Hand auf den Arm. Im Moment beehrte sie ihn mehr denn je. »Bitte«, sagte sie, »fahren wir zusammen.« Es war ihr egal, daß Resnais die Szene beobachtete.

»Fahrt nur ihr zwei.« Peters entzog ihr seinen Arm, ihre Hand glitt herunter. »Ich überlasse sie nicht so einem Kerl wie Achmed. Wir haben hier schließlich eine Aufgabe zu erfüllen.«

»Er hat recht«, sagte Resnais. »Wenn Achmed sich plötzlich einsam fühlt und der Dame einen Besuch abstattet ... Komm du nur mit mir, Madeleine; Peters kann sie alleine bewachen.«

Madeleine reagierte, als wäre sie auf eine Schlange getreten. »Bewachen ist gut«, fauchte sie. »Weißt du überhaupt, daß er das Drahtgitter hat abmachen lassen? Schon vorgestern.«

»Das habe ich allerdings nicht gewußt«, sagte Resnais und blickte Peters an. »Warum?« fragte er ganz leise. Die Situation amüsierte ihn nicht mehr. »Ist das nicht gefährlich?«

»Nein. Es sind fünfzehn Meter bis zu den Felsen hinunter. Sie ist schon halb erstickt in ihrem Zimmer.«

»Und woher weißt du, daß sie sich nicht zum Fenster hinausstürzt? Du hättest uns fragen sollen. Ich finde, das Gitter sollte wieder drankommen.«

»Und ich finde, sie sollte gar nicht dort oben sein«, mischte sich Madeleine ein. »Ich habe von Anfang an gesagt ...«

»Ich weiß, was du gesagt hast«, unterbrach sie Peters. »Nur weil sie eine Frau ist und du irgendwas gegen sie hast. Du hältst jetzt deinen Mund in der Angelegenheit, oder ich Sorge dafür, daß du ihn hältst.«

Er wandte sich an Resnais. »Du hast recht«, bestätigte er, »ich hätte es dir sagen sollen. Aber schließlich leite ich die Aktion und bin verantwortlich für ihre Sicherheit. Du kannst mein Wort dafür nehmen, daß sie nicht entflieht und auch nicht hinausspringt. Der Typ ist sie ganz und gar nicht.«

Der Franzose zuckte mit den Achseln. »Wenn du meinst ...«

Sie trennten sich für den Nachmittag. Madeleine ging stumm und verärgert auf die Felsen zum Sonnenbaden, Peters ließ den Wagen vorfahren und fuhr weg, und Resnais ruhte sich im Schatten aus. Allzu

lustig war die Situation nicht mehr, es herrschte Spannung zwischen ihnen, und die Libanesin zog mit ihm an einem Ende des Seils – gegen den Amerikaner. Er hatte noch vorher nie mit Peters zusammengearbeitet, kannte aber seinen Ruf. Das Mädchen war die typische fanatische Araberin, für sein Gefühl nutzlos, außer im Bett. Er verachtete emanzipierte Frauen. Ein Mann wie Peters setzte sich nur deshalb durch, weil er gegen menschliche Schwächen immun war. Was kleine humanitäre Gesten mit einschloss, wie die Beseitigung einer Vorsichtsmaßnahme, die dem Gefangenen Unbehaglichkeit verursachte. Er erinnerte sich an den Fall bei der Lufthansa. Die Schlagzeilen über die Tötung des Stewards und die Fotografien der erschossenen Stewardess und der Passagiere. Peters und Madeleine hatten dafür verantwortlich gezeichnet. Der Amerikaner war auch in Chile aktiv gewesen, in einer Form, die schon beinahe nicht mehr glaubwürdig schien. Jetzt stritten sich er und das Mädchen um Eileen Field. Die Beziehung war gestört, die gemeinsame Treue zur Sache schweißte sie nicht mehr zusammen.

Er streckte sich im Sessel aus und hob die Arme über den Kopf. Dort oben, im ersten Stock, war die Ursache zu suchen. Peters hatte ihn seit der Gefangennahme nicht mehr an sie herangelassen. Sie mochte ihn nicht, das war klar. Als er im Flugzeug neben ihr saß und ihr zuflüsterte, daß er sich um sie kümmern würde, hatte er das gespürt, und es hatte ihm Spaß gemacht, sie zu ängstigen. Bei Frauen ihrer Art bekam er sadistische Anwandlungen. Seine Freundin in Marseille war aus guter Familie. Es erregte sie beide, wenn er sie erniedrigte und beschimpfte. Madeleines Motive teilte er nicht, aber er hätte auch nichts dagegen gehabt, die Frau des Vorsitzenden der Imperial Oil in einem Keller gefangen zu halten. Die Reichen verdienten seiner Meinung nach nichts anderes. Er konnte ihr Fenster nicht sehen.

Logan befand sich schon eine Stunde im Büro, als die Nachricht von Peterson eintraf. Janet war bei ihm. Er hatte sie morgens, wie verspro-

chen, angerufen, und sie spürte, wie angespannt er immer noch war, machte aber nicht den typischen Fehler der meisten Frauen, noch einmal zu fragen, was denn los sei. Im Büro begegnete sie ihm als Kollegin, nicht als Geliebte. Was immer ihn plagte, er war noch nicht so weit, es ihr selbst zu sagen, und nichts wäre schlimmer gewesen, als ihn deswegen zu bedrängen.

Janet hielt sich für eine kühle Natur. Obwohl sie Logan liebte, bestand sie auf ihrer Individualität und völliger Unabhängigkeit, merkte aber selbst, wie sehr seine Stimmung ihr zusetzte. Sie hatte nicht schlafen können und mußte sich anstrengen, ihre normale Haltung im Büro zu finden. Sie war gereizt, nicht wegen Logan, sondern über sich selbst. Einen Menschen zu lieben – schön und gut. Aber Gefühlsduselei war eine Schwäche, die sie sich nicht gestattete. Wenn er ein Problem hatte, würde er es rechtzeitig mit ihr besprechen. Bei einer Krise in ihrem eigenen Leben hätte sie genauso handeln können.

Logan kam mit dem Telex zu ihrem Tisch. »Offenbar sind die Japaner gar nicht abgeneigt. Hör mal: ›Stellvertretender Premierminister Tomo Funasaka wünscht Ihre Anwesenheit bei der Konferenz mit dem Premierminister über mögliche Finanzierung des Projekts. Sehr ermutigende Anzeichen. Heute Treffen der Importeure. Erwarte Sie übermorgen in Tokio. Peterson.« Wenn der wortkarge Schotte sich derart auslässt, dann haben wir die Sache praktisch in der Tasche!«

Er umarmte Janet, und plötzlich schien die ganze Verkrampfung verschwunden. Sie waren zusammen, und sie verstand, was dieses Telex für die Sache in Imshan bedeutete, und war genauso aufgeregt wie er, das spürte er genau.

»Liebes«, sagte er, »ist doch phantastisch – ich glaube, wir können da was deichseln! Möchtest du mit mir fliegen?«

»Wehe, du läßt mich hier!« lächelte sie. »Bei so was muß ich unbedingt dabeisein.«

Logan schaltete die Sprechanlage ein: »Schicken Sie mir Mr. Kelly und Mr. Phillipson herein.«

Er wandte sich wieder Janet zu. Ja, sie liebte diese Spiel genauso wie er.

»Wenn ich sie dazu bringen kann, für eine Garantiemenge Öl eine Staatsanleihe zu geben, können wir die verdamnte Raffinerie bauen, ohne unseren eigenen Profit allzu sehr zu schmälern. Es müßte sich dann gerade noch machen lassen.«

»Wirst du London informieren?«

»Nein, niemanden außer Kelly, Phillipson und dich. Und Khorvan darf nicht das geringste davon erfahren. Sonst denkt er sich bis zu meiner Rückkehr wieder eine andere Teufelei aus. Arrangierst du bitte unsere Buchungen? Dem Personal hier vertraue ich nicht. Ah, kommen Sie rein, James – Sie auch, Phillipson! Setzen Sie sich. Wir haben gute Nachrichten.«

Kelly hatte einen Kater. Er ignorierte Janet völlig und beobachtete nur Logan. Selbstvertrauen, Autorität, beherrschte Freude. Keine Spur von der ängstlichen Spannung der vergangenen Nacht war Logan anzumerken. Einen Augenblick bildete sich Kelly ein, daß die gute Nachricht Eileen betreffen müsse, aber da übergab ihm Logan schon das Telex. »Ist eben von Peterson gekommen.« Er las es und gab es ohne Kommentar an Phillipson weiter. Sein Kopf dröhnte und schmerzte. Wie aus weiter Ferne hörte er Phillipsens überraschten Ausruf und Logans darauf folgende Ausführungen.

»Angeblich hat Tomo Funasaka das Sagen. Wenn er für eine Sache ist, stimmt der Ministerpräsident meistens zu. Ich fliege gleich rüber, Janet kommt mit. Wir müssen die Sache so geheim wie möglich halten; sie bucht privat für uns beide, und hier im Haus soll außer Ihnen beiden niemand wissen, wohin wir sind. Wenn jemand fragt, bin ich eine Woche auf Urlaub.«

»Und London?« wollte Phillipson wissen.

»Am besten nichts verlauten lassen«, sagte Logan. »Sobald die Verhandlungen richtig im Gang sind, schicke ich ein Telex. Das kann aber noch ein paar Tage dauern.«

James trug nichts zu dem Gespräch bei, was Logan gar nicht auffallen schien. Die Diskussion war nur kurz, er hörte, wie Janet irgendwelche finanziellen Vorschläge vorbrachte. Ein Konzert der Stimmen, die mit den Hammerschlägen in seinem Kopf konkurrierten.

Phillipson trug auch nicht allzu viel bei. Er gab nur die erwartenden Zustimmungsgeräusche von sich, denn er wußte, wie man mit Männern wie Logan umgehen mußte. Und in der Imperial Oil würde es für ihn in Zukunft einen bedeutenderen Posten geben. Die Frau mit ihrem männlichen Denken spielte für ihn eine völlig asexuelle Rolle.

Logan war ganz aufgeregt, weil er Khorvan ein Schnippchen schlagen konnte. Kelly stand auf: »Könnte ich Sie eine Minute alleine sprechen?«

»Ja natürlich, Janet?«

Sie lächelte ihm zu und verließ das Büro; Phillipson hatte sich bereits kurz vorher verabschiedet. Logan sah Kelly an. Es war ihm völlig unklar, was James von ihm wollte. So unglaublich es klang, aber er hatte tatsächlich seine Frau vergessen.

»Sie treffen sich doch heute wieder mit Homsî«, sagte James. »Was ist damit, was wird mit Eileen, während Sie in Japan sind?«

James konnte buchstäblich erkennen, wie Logan blitzschnell schaltete. »Ja, ich treffe mich mit Homsî. Wenn sich daraus irgendwelche unmittelbaren Dinge ergeben, erledigen Sie das für mich. Wahrscheinlich werden wir ganz schön verhandeln müssen mit den Leuten.«

»Würden Sie mir verraten, welche Leute Sie jetzt meinen?« Kelly zündete sich eine Zigarette an. Sein Kopfschmerz wurde allmählich erträglicher.

Logan lehnte sich im Sessel zurück. »Beide Seiten. Japan und die Terroristen. Bei der Gelegenheit möchte ich noch etwas betonen: Ich werde alles unternehmen, um Eileen freizukriegen. Was immer man von mir will, werde ich gewähren. Gestern abend haben Sie mir eine Frage gestellt, aber Sie waren schon so weg vom Fenster, daß ich nichts mehr dazu sagte. Ob ich den Preis bezahlen würde, haben Sie gefragt. Ich habe ja gesagt und wiederhole es jetzt abermals. Was Sie das angeht, ist mir zwar nicht ganz klar. Ich treffe mich heute mit Homsî und fliege dann nach Tokio, denn dort kann ich keinen anderen hinschicken. Alles hängt von diesen Verhandlungen ab. Ohne einen Vertrag mit den Japanern können wir gleich heimfahren und Imshan den Russen überlassen. In meiner Abwesenheit kümmern Sie sich um das Lösegeld –

was immer es auch sein mag. Vielleicht bin ich schon bald wieder zurück. Klar?»

James drückte seine Zigarette aus und stand auf. »Absolut. Sie fliegen in Geschäften nach Tokio, und ich darf hier um Eileens Leben feilschen. Das würden nur wenige Leute für Sie tun. Ich werde überhaupt alles für sie tun, während Sie in Tokio herumfurzen wegen unserer verdammten Imperial Oil. Und meine Kündigung kriegen Sie auch heute nachmittag. Ich arbeite nämlich nicht für solche Scheißkerle wie Sie!«

»Wenn Sie sie schon lieben, sollten Sie froh sein, so viel für sie tun zu können. Und jetzt raus hier – ich muß arbeiten.«

Kelly schlug die Tür hinter sich zu. Logan fluchte; nicht so sehr über ihn als über die Umstände. Was mit Kelly vor sich ging, war ihm klar geworden, als er von der Gesprächsanmeldung nach Irland gehört hatte. Da hatte jedoch die Sorge um ihr Verschwinden alles andere verdrängt. Aber jetzt stand Kelly da und beschuldigte ihn und zwang ihn, sich zu verteidigen. »Scheißkerl«, hatte er gesagt; das hatte gesessen. Und die Verachtung, die aus seinen Worten klang, traf ihn noch mehr.

Er sollte wohl hier bleiben und weiter mit Homsî verhandeln? Völlig unrealistisch! Man würde ihm die Bedingungen der Entführer mitteilen, und dann veranlaßte er das Notwendige und überließ es Kelly, den Rest durchzuführen. Schlimmstenfalls war er per Telex erreichbar und konnte auch jederzeit zurückfliegen. Aber niemand außer ihm konnte sich mit den Japanern an den Verhandlungstisch setzen und dafür sorgen, daß Investitionen gemacht wurden, die der Imperial das bedeutendste Ölfeld der Welt in die Hände spielten. Wenn es um Prioritäten ging – und das war es wohl, was Kelly ihm anlastete –, dann lag die Entscheidung bei ihm. Er konnte Eileen nicht helfen, indem er in Teheran sitzen blieb. Wenn er seinen Flug hinauszögerte, würden die Japaner beleidigt sein und die Sache nicht so ernst nehmen; er *mußte* also hinüberfliegen.

Er ließ sich von der Sekretärin mit der syrischen Botschaft verbinden. Gleich darauf sprach er mit Homsî und vereinbarte ein Treffen

in der Bank von Iran, wo man gerade den Staatsschatz ausgestellt hatte. Ein Ort, an dem man sich sehen konnte, ohne unnötig aufzufallen; Scharen von Touristen umlagerten dauernd die iranischen Kronjuwelen. Er legte auf, ehe der Mann ihm Fragen stellen konnte, bestellte sich Kaffee und machte sich dann an seine Schreibtischarbeit. Eine Sache abzuschieben und sich auf eine andere zu konzentrieren fiel ihm nie schwer. Das Telex von seinem Finanzdirektor hatte Eileen völlig aus seinen Gedanken vertrieben. Sie wäre im Hintergrund geblieben bis zum Zeitpunkt des Treffens mit Homsî. Nicht weil er unmenschlich war oder sich keine Sorgen machte, sondern weil seit eh und je das Geschäft bei ihm immer an erster Stelle stand. Die Entscheidung, trotz seiner anderen Probleme nach Japan zu fliegen, bildete eine Art Reflex; ehe James Kelly diesen Entschluß in Frage gestellt hatte, wäre er nie auf den Gedanken gekommen, anders zu handeln. Und jetzt konfrontierte er sich selbst plötzlich mit der Frage und rang mit sich um eine Antwort. Er konnte nicht mehr klar denken, schob seine Arbeit beiseite. Daß er nach Japan fliegen mußte, stand fest. Und er würde Kelly nicht erlauben, ihn in die Rolle des Schuldigen zu drängen und den Flug abzusagen. Ehe er den Syrer nicht gesehen hatte, konnte er sich auf nichts anderes mehr konzentrieren. Erst wenn er mit ihm zu einer Vereinbarung gekommen war, konnte er ohne Skrupel nach Tokio reisen. Was dann noch nötig war, überließ er James Kelly zur Erledigung. Kelly war überreizt; sobald er etwas für Eileen tun konnte, würde er die Dinge wieder im rechten Licht sehen. Sicher ging es um politische Dinge, und schließlich war Kelly nicht umsonst Diplomat gewesen, konnte es also bestens vermitteln, bis er selbst wieder zurück war. Trotzdem dehnte sich der Vormittag endlos, bis schließlich die Zeit gekommen war, zur Bank zu fahren.

7

Peters hatte noch nie vorher Kleider für eine Frau gekauft. Er blieb zögernd vor den kleinen Boutiquen stehen; Kaufhaus gab es keines im Ort. Mit den Toilettenartikeln war es leicht. Haarbürste, Kamm, Zahnbürste, Pasta und Schwamm hatte er schon bekommen, da drängte ihm die Verkäuferin in der Drogerie noch eine Flasche Eau de Cologne auf. Starke Parfüms mochte er nicht, aber das Eau de Cologne roch angenehm frisch. Er dachte an das heiße Zimmer in der Villa. Selbst ohne das Maschengitter vor dem Fenster wurde es in der Nachmittagssonne drückend in dem kleinen Raum, da war das Kölnischwasser wohl eine ganz gute Idee. In einer Boutique brachte er die Mädchen mit der Größe zwölf für einen Morgenmantel in Verlegenheit. Endlich fanden sie einen langen Kaftan, dessen französische Nummer der englischen Größe entsprach. Eine Bluse und ein Baumwollkleid nahm er auch noch – die meisten Preise waren ihm exorbitant vorgekommen, und die Verkäuferinnen hatten ihn mit ihren Bemühungen, ihm Dinge aufzudrängen, die er gar nicht brauchte, irritiert. Höchst missgelaunt fuhr Peters zurück, er wurde den Verdacht nicht los, daß er sich höchst dumm benommen hatte und daß außerdem die Sachen zu teuer waren und nicht passen würden. Madeleines Haltung gegenüber Eileen Field konnte er in keiner Weise entschuldigen, ihre Boshaftigkeit, ja Bösartigkeit stieß ihn buchstäblich ab. Er nahm sich vor, nie wieder mit ihr zu schlafen, und bedauerte bereits, es je getan zu haben. Damals war sie allerdings Waffenkameradin gewesen, ihm gleichgestellt im Kampf gegen die kapitalistische Welt. Er hatte ihren Mut bewundert und sich bei der Flugzeugentführung voll auf sie verlassen. Sie hatte ihn nicht enttäuscht. Es gab keinen Grund dafür, daß ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten bei dieser Mission völlig ausfielen und

nichts als eine eifersüchtige, streitsüchtige Jungfer übrig blieb. Aber Frauen waren eben im allgemeinen unverlässlicher, und es war dumm vom ihm gewesen, von ihr anderes zu erwarten. Er trug die Verantwortung für diese Aktion und mußte sich voll auf Resnais und Madeleine verlassen können. Daß Resnais seine Erklärung wegen des Maschendrahtes so schnell akzeptiert hatte, konnte ihn nicht täuschen. Resnais war nicht einverstanden mit ihm. Erstens, weil man ihn nicht informiert hatte, und zweitens war es Madeleine gelungen, in ihm den Verdacht zu wecken, Peters wäre beeinflussbar. Er fuhr langsamer und stoppte schließlich am Straßenrand, kramte eine Zigarette heraus und zündete sie an. Er war der Anführer und mußte die anderen beiden hinter sich haben. Resnais konnte man besänftigen, und wenn Madeleine ihre persönlichen Beziehungen zu ihm löste, würde sie wohl mit den Störaktionen aufhören. Wenn nicht, ließ er sie zurückbeordern. Vielleicht war das ohnehin die bessere Lösung. Aber er mußte ihr fairerweise noch eine Chance geben. Peters startete den Wagen und fuhr zur Villa hinauf.

Als Madeleine vom Sonnenbad auf den Felsen ins Haus zurückkam, traf sie Resnais in der Halle. Ihr dunkelbraun gebrannter Körper glänzte von Öl und Schweiß, der Bikini ließ ihre großen Brüste, die schmale Taille und die kräftigen Schenkel zur Geltung kommen.

»Fast so heiß wie bei mir daheim«, meinte sie. Der Franzose hatte eine Hand auf dem Geländer, mit einem Fuß stand er auf der untersten Stufe.

»Wohin gehst du denn?«

Er nahm den Fuß wieder von der Treppe.

»Ich muß immerzu an das Fenster denken. Es sind ja schon viele mit Hilfe von Bettüchern hinuntergeklettert. Da wollte ich lieber mal nachsehen.«

»Ich komme mit«, entschied sie.

»Du solltest lieber hier unten bleiben. Ich möchte mich in Ruhe umsehen, und da ist es bestimmt besser, wenn er uns nicht beide dort antrifft. Bleib du lieber hier und halt Ausschau, ob er kommt.«

Sie sah ihn überrascht an.

»Du vertraust ihm nicht?«

»Du etwa? Attackierst du ihn nicht deswegen dauernd, weil du seine Haltung gegenüber der Dame da oben nicht billigst?«

»Ich bin nicht eifersüchtig«, sagte sie lauter als nötig. »Auf so eine elende, blöde ...«

»Du brauchst gar nicht zu schreien«, beschwichtigte Resnais. »Du bist eifersüchtig, meine liebe Madeleine, und ich achte deinen Instinkt. Sie hat deinen Freund umgekrempelt, und es wundert mich nicht, daß du mißtrauisch geworden bist. Ich schaue mir jetzt einmal das Fenster an und die Dame auch. Falls was zwischen den beiden ist, finde ich es vielleicht heraus.«

»Wie denn?«

»Vielleicht frage ich sie einfach danach. Jedenfalls bleib du hier und halt mir Peters vom Leib, bis ich wieder unten bin.«

»Sie wird es ihm aber sagen«, gab Madeleine zu bedenken. »Mach ihn nicht wütend, Resnais, du weißt nicht, wie er da reagieren kann.«

»Die tut schon, was ich ihr sage«, grinste Resnais. Er begann, die Treppe hinaufzusteigen. »Ich kann gut mit Damen umgehen, die sagt bestimmt kein Wort.«

Eileen war eingeschlafen. Der Roman lag aufgeschlagen auf dem Bett. Das ganze Zimmer lag in hellem Sonnenschein, es war unerträglich heiß. Resnais sperrte ganz leise auf und zog den Schlüssel heraus; sie wurde nicht wach davon. Er schloß die Tür und sperrte von innen ab. Dann ging er auf Zehenspitzen zum Bett hinüber, auf dem sie in einem dünnen Unterrock lag. Er war schweißfeucht und klebte ihr am Körper, was fast den Eindruck entstehen ließ, als wäre sie nackt.

Madeleines braungebrannter Körper in dem winzigen Bikini hatte ihn nicht erregt. Die blasse Haut, die schlanken Arme und die seidenbedeckten Schenkel, die handgearbeitete Spitze um die Brüste machten ihn ganz begierig. Er setzte sich auf den Bettrand. Als sie von der Bewegung aufwachte, legte er ihr die Hand auf den Mund. »Guten Tag, Madame«, grinste er, »wir werden uns jetzt einmal ein bißchen unterhalten.«

»Ich weiß, was das für Ihre Gesellschaft bedeutet«, sagte Saud Homsî, »aber schließlich geht es um das Leben Ihrer Frau.«

Logan Field lehnte sich mit dem Rücken gegen einen großen Schaukasten. Er war schon so oft in Teheran gewesen und hatte nie daran gedacht, sich die Kronjuwelen anzusehen. Besichtigungsfahrten interessierten ihn überhaupt nicht. Seine Antiquitätensammlung war eine reine Investitionsfrage.

»Ich kann es einfach nicht tun«, beteuerte Logan. »Und ich will es auch nicht, Herrgott noch mal!«

Wie das rings um sie glitzerte in gedämpftem Licht der elektrischen Beleuchtung. Tausende Diamanten und andere Edelsteine umgaben sie. Die Vitrinen erglühten von Kronen, Tiaras und Halsketten aller Art. Die Entführer Eileens hätten genauso gut den Gegenwert dieser Juwelen in Bargeld fordern können.

»Ich weiß schon, daß es Ihnen jetzt unmöglich erscheint. Sie brauchen mir auch nicht gleich zu antworten. Überlegen Sie sich das Ganze und denken Sie vor allem daran, was es für das Schicksal Ihrer Frau bedeutet, wenn Sie ablehnen.«

Gleich gegenüber Logan stand hinter kugelsicherem Glas ein großer goldener Globus, dessen Reliefs von Diamanten, Rubinen und Smaragden gebildet wurden. Keine Saphire für die Meeresflächen, denn in Persien galt dieser Stein seit alters her als Unglücksbringer. Warum forderten sie nicht Geld von ihm? Jeden Pfennig, jede Aktie, alles, was er besaß. Warum hatten sie *das* nicht gefordert? Aber doch nicht Imschan, eines der reichsten Ölgebiete!

»Sie müssen mir Zeit lassen«, sagte er abrupt. »Ich muß nachdenken.«

»Wieviel Zeit? Die Leute sind ungeduldig. Sie wollen Ihr Versprechen und den Beweis, daß Sie auch dazu stehen. Sonst ...«

»Sie fordern Unmögliches«, sagte Logan und bahnte sich einen Weg durch die Menge, die des Schahs kaiserliche Krone angaffte. Angeblich war das Ding eine Million Pfund Sterling wert. Der Syrer folgte ihm wie ein Schatten. Erst am Ausgang erreichte er ihn wieder. Er zupfte ihn am Ärmel.

»Teilen Sie mir morgen Ihre Antwort mit. Wir können uns wieder hier treffen.«

»Die gebe ich Ihnen schon heute«, sagte Logan. »Ich kann es nicht tun. Ich *kann* meine Gesellschaft nicht da rausziehen.«

Der Syrer stand steif da. Das grimmige Gesicht des Engländers machte ihn nervös. Er hatte Beschimpfungen, Flüche, sogar Drohungen erwartet. Jetzt schien es, als sei es wirklich die endgültige Antwort gewesen. Saud stellte sich ihm in den Weg. »Mr. Field«, flüsterte er noch intensiver als zuvor, »ich muß Ihnen noch etwas sagen. Ich hatte gehofft, daß es nicht nötig sei. Wenn ich bis morgen keine positive Antwort von Ihnen habe, wird man Ihrer Frau einen Finger abtrennen. Es tut mir selbst weh, Ihnen dies mitteilen zu müssen. Überlegen Sie es sich gut! Mit jedem Tag der Verzögerung wird sie auch weiter verstümmelt. Es würde Ihnen wohl nicht viel Spaß machen, den jeweiligen Beweis per Post zu erhalten. Glauben Sie mir, es ist keine leere Drohung. Ich rufe Sie morgen Vormittag an.«

Logan wollte sich auf ihn stürzen, aber der kleine, wendige Mann war bereits nach draußen verschwunden.

Der Beamte Oberst Ardalans, der auf den Syrer abgestellt war, löste sich aus der schützenden Menge und folgte ihm unauffällig. Immer mehr Leute begannen, Logan Field anzustarren. Man hatte seinen Angriffsversuch bemerkt, die Sicherheitspolizei näherte sich ihm, er lehnte sich gegen die Wand, wandte sich dann ruhig um und ging die Treppe nach oben, auf die Straße. Draußen, in der heißen, stauigen Luft, hatte er das Gefühl, erbrechen zu müssen; so stark, daß er schon nach dem Taschentuch griff. Der blaue Rolls-Royce wartete an der Ecke, bei seinem Auftauchen rollte er langsam heran, und Fields stieg ein. Im Büro warteten der Ingenieurkonsulent und der Chefgeologe. Ihm war immer noch schlecht. Erst überlegte er, wohin er sich überhaupt fahren lassen sollte. Kellys Haus? Da war er wenigstens allein, konnte sich übergeben, wenn ihm danach war. Und sich dann erst der Realität stellen, die er eben in der Bank erfahren hatte: Imsham aufgeben. Die Verhandlungen mit der Regierung abbrechen und nach Hause gehen. Das Team abberufen und heimschicken. Sonst

würden sie Eileens Finger abschneiden und ihm einen nach dem anderen schicken.

Er beugte sich zum Chauffeur vor. »Fahren Sie zum Hilton und holen Sie dann Mrs. Armstrong vom Büro. Sagen Sie ihr, daß mir nicht gut ist. Ich habe irgend etwas Verdorbenes gegessen.«

Seine Entscheidungen traf er immer alleine. Im Bankgebäude hatte er ganz *impromptu* erklärt, daß er die Forderung nicht erfüllen könne. In diesem Augenblick war er auch fest davon überzeugt. Er konnte doch nicht freiwillig und absichtlich die Interessen der Imperial Oil sabotieren. Konnte nicht die Chance kaputtmachen, den Weltölpreis zu brechen und Europas Wirtschaft zu retten – ganz gleich, welche Folgen das haben mochte. Er hatte es gesagt und auch so gemeint. Aber gegen die Drohung, die er erst danach erfuhr, war er hilflos. Sein ganzes Leben lang war er alleine gestanden, hatte nie Hilfe gebraucht. Jetzt brauchte er sie. Und Janet, die ihn liebte, war der einzige Mensch, dessen er nun bedurfte. Er fuhr mit dem Lift in ihr Appartement, im Badezimmer wurde ihm endgültig schlecht. Danach goß er sich einen Whisky ein und setzte sich hin, um auf Janet zu warten.

Saud Homsı kehrte in seine Botschaft zurück. Er war durchaus optimistisch. Einen Augenblick lang hatte er beinahe verloren. Seine Intuition, wohl das Wertvollste für einen Menschen in seiner Position, warnte ihn, daß Logan Field durchhalten würde. Die Sache mit der Verstümmelung hatte er sich selbst ausgedacht und im richtigen Augenblick vorgebracht. Europäer haben einen Horror vor physischer Grausamkeit. Für Völker, die seit Urzeiten an Verstümmelungen als Strafe gewöhnt sind, bedeutet es nichts, in vielen Scheichtümern verloren Diebe die rechte Hand, wurden Verräter kastriert und geblendet, aber für heutige Europäer war das unfassbar. Eine gute Idee, Logan Field damit zu drohen, wahrscheinlich nützlicher als eine Todesdrohung. Obwohl nichts in dieser Hinsicht abgesprochen worden war, hatte Homsı das Gefühl, daß die Entführer der Frau dergleichen antun könnten. Den Plan, Logan Field durch Entführung seines Kindes unter Druck zu setzen, hatte er nie befürwortet, sich auch nichts davon versprochen, daß sie nun die Frau gefangen hielten. Entführung

und Verhandlungen waren viel zu kompliziert, um die Bedrohung der arabischen Welt durch die Übergabe Imshans an die Briten zu verhindern.

Auf dem Treffen in München war er nicht gewesen, wußte aber, daß seine Regierung einen Mordversuch am Schah als den sichersten Weg zur Ausschaltung der europäischen Gesellschaften ansah. Sobald Khorvan berichtete, daß der Schah mit James Kelly verhandelte, hatte die Organisation ihre Pläne gemacht und ihre Spione ausgesandt. Der KGB-Geheimdienst hatte alle Details über das Familienleben Logan Fields herausgefunden; man wußte daher, daß er sehr an dem Kind hing. Dann wurden die Vorbereitungen getroffen, Peters und sein Team erhielten ihren Aktionsplan, und es ging los. Syrien hatte zustimmen müssen. Sich auf einen Mordanschlag zu verlassen war zu gefährlich. Mehrere Versuche waren schon fehlgeschlagen, auch solche, die die Russen organisiert hatten, als die kommunistische Partei im Iran verboten wurde. Dank Ardalans Tüchtigkeit war ein Attentat so gut wie unmöglich. Der Schah verfügte über eines der wirkungsvollsten Sicherheitssysteme der Welt. Der einzige verwundbare Punkt war die Ölgesellschaft. Homsy bestellte sich türkischen Kaffee und begann, seinen Bericht zu verfassen. Er betonte zwar Fields anfängliche Resistenz, wies aber darauf hin, daß durchaus Hoffnung auf Änderung bestünde. Die Drohung, seine Frau zu verstümmeln, würde seinen Widerstand brechen, und sollte er dann noch immer zweifeln, müßte man ihm unter Umständen beweisen, daß es ernst gemeint war.

Um fünf Uhr nachmittags des gleichen Tages studierte Oberst Ardan den Bericht über Homsy und einen zweiten über Logan Field. Daß James Kelly ihn angelogen hatte, stand jetzt außer Zweifel. Offenbar war es aus reiner Panik geschehen. Was immer Saud Homsy von der syrischen Botschaft von Logan Field wollte – mit dem Verkauf von gestohlenen Dokumenten hatte es bestimmt nichts zu tun. Daß er sich mit Field in der Austeilung traf, wies ihn als Profi aus. In der Menge dort fielen ein Europäer und ein Syrer, die sich miteinander unterhielten, nicht auf. Ardalans Beobachter hatte mit angesehen, wie Field auf den Syrer losging, ihm offenbar an den Kragen wollte. Er mußte et-

was sehr Böses gesagt haben, daß ein Mensch wie Logan die Selbstkontrolle verlor. Field sah danach ganz elend aus und war nicht in Kellys Haus zurückgekehrt, sondern zum Apartment seiner Assistentin gefahren, ins »Hilton«. Man hatte sie im Büro mitten aus einer Sitzung zu ihm geholt.

Ardalan las die Berichte in Ruhe und dachte nach; er hatte seine Sprechanlage abgestellt, um nicht gestört zu werden. Logan Field war ein wichtiger Mann – als Präsident der großen Ölgesellschaft bildete er eine Zielscheibe für Intrigen aller Art. Erfolg oder Nichterfolg seiner Verhandlungen mit der iranischen Regierung konnten die politische und wirtschaftliche Zukunft des Westens beeinflussen. Offenbar war der Schah gewillt, ihm die Konzession zu erteilen, wenn er die gestellten Bedingungen erfüllte. Das Russenteam befand sich aber auch noch in der Stadt, sichtlich rechneten sie sich eine Chance aus. Khorvan? Was hatte das alles mit dem Treffen zwischen Field und Homsy zu tun? Syrien hatte mit der Imperial Oil nichts zu schaffen, außer daß im ersten Israelkrieg Teile ihrer Ölleitungen von syrischen Truppen zerstört worden waren.

Warum also war Homsy mit Field in Kontakt getreten? Und warum besuchte der Diplomat einen amerikanischen Amateur-Archäologen, dessen Telefonnummer man bei dem Ermordeten gefunden hatte? Einem einfachen Mann, Kaffeehausschwätzer und Freund der Dissidenten, der sich zufällig immer in Logan Fields Nähe beim Empfang für den Minister herumgedrückt hatte. Wenn das noch Zufall war ...

Das Puzzle begann Form anzunehmen. Was immer die Syrer ausbrüteten – zum Wohle seines Staates war es bestimmt nicht. Der Grund, warum sie an Field herantraten, hing mit Bestrebungen gegen den Schah und sein Land zusammen.

Ardalan ließ seinen Assistenten kommen, zeigte ihm die Berichte und bat ihn dann um seine Meinung. Sabeth zögerte – unbedachte Äußerungen waren bei Ardalan nicht gefragt.

»Homsy scheint diesen Field zu erpressen. Ob aus persönlichen Gründen oder als Präsident der Gesellschaft, weiß ich natürlich nicht.«

Ardalan nickte: »Den Eindruck habe ich auch. Aber ich halte es nicht

für persönliche Erpressung. Homschi arbeitet für seine Regierung. Wir müssen herausfinden, warum, falls es auch uns betrifft.«

»Sie halten das also für möglich?«

»Ja, allerdings. Homschi hat mit einem Amerikaner zu tun, der wiederum irgendwie mit dem ermordeten Kellner in Verbindung stand. Der Amerikaner irritiert mich mindestens ebenso wie dieser Homschi. Wir haben bei Interpol nachgefragt – niemand weiß etwas über ihn. Er kam durch München, als dort eine Terroristen-Konferenz stattfand, es gibt aber keinen Nachweis, daß er damit in Zusammenhang steht. Er wohnte im Hotel, unternahm Besichtigungen, flog nach Teheran weiter und hat von Zeit zu Zeit in Persepolis mitgearbeitet.«

Er sah Sabeth an; seine Augen wurden zu Schlitzeln.

»Ich bin aber sicher, daß er an der Konferenz teilnahm, das spüre ich irgendwie. Reiner Instinkt. Ich kann noch nicht alles sagen, was ich darüber denke, es fehlen da noch einige Teilstücke in diesem Puzzle. Ein bißchen Geduld, und dann finden wir noch mehr heraus. Ein Stückchen hier, ein Stückchen dort. Genug, um einzugreifen!«

Er stand auf, auch Sabeth erhob sich. So leger Ardalan seinen Untergebenen gegenüber auftrat, schätzte er es doch nicht, wenn sie es an Respekt fehlen ließen.

»Seine Majestät können Sie also noch nicht aufsuchen?«

»Nein, mit dem Material noch nicht. Es genügt nicht, um die Aktion zu starten, die mir vorschwebt. Wir müssen noch abwarten und beobachten. Mr. Kelly weiß bestimmt, was gespielt wird, aber er deckt seinen Präsidenten und die Firma und wird weiterlügen. Immerhin könnte ich mich noch mal mit ihm unterhalten.« Er streckte sich und gähnte. »Samstag ist ein Empfang bei den Franzosen, da werde ich ihn bestimmt treffen.«

Janet saß auf Logans Armlehne, ihre Hand ruhte auf seiner Schulter.

»Mein Gott, was sollen wir nur tun? Der reinste Alptraum!«

»Ich weiß es auch nicht.«

Ihre Anwesenheit beruhigte ihn. Sie hatte die Nachricht ohne jede Hysterie aufgenommen – eine Reaktion, die er jetzt schwer ertragen hätte. Hatte zugehört, einen Arm um seine Schultern gelegt, war aufgestanden, hatte ihm Whisky nachgegossen und war dann wieder still dagesessen, bis er alles berichtet hatte.

»Bist du ganz sicher, daß sie in ihrer Gewalt ist?«

»Ganz sicher. Ich muß ihre Bedingungen erfüllen, es gibt keinen Ausweg. Mir ist seit Jahren nicht übel gewesen ...«

»Kein Wunder«, sagte sie zart, beugte sich zu ihm und küßte ihn. »Es war ja auch ein grässlicher Schock. Komm, trink aus.«

Zartheit hatte er bei ihr nie vermutet oder erwartet – sie pflegte weder Worte noch Gesten zu verschwenden, war von diamantener Schärfe und Klarheit. Ohne es zu wissen, fand er sie hauptsächlich deswegen so anziehend, weil sie das genaue Gegenteil Eileens war.

»Ich muß jetzt überlegen, was zu tun ist. Wie ich's dem Aufsichtsrat klarmache. Mein Gott, ich *kann* es ja gar nicht erklären! Es muß ja alles geheim bleiben!« Er blickte zu ihr auf. »Wie kann ich meine Firma ohne Angabe von Gründen aus dem Geschäft ziehen? Zehn Millionen Vorspesen vertan! Sechs Monate Vorverhandlungen. Der Abschluß in Tokio – eine radikale Ölpreissenkung vor der Tür! Ich bin doch dem Rat verantwortlich und den Aktionären! Ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Konsequenzen.«

»Du brauchst dich ja nur zu weigern, Khorvans Bedingungen anzunehmen. Ohne Japan könntest du es ohnehin nicht.«

»Und den Kerl gewinnen lassen? Damit er uns den Teppich unter den Füßen wegziehen kann?«

»Ich weiß schon, daß du nicht nachgeben willst – und im Augenblick keine Alternative siehst.« Sie stand auf und nahm sich auch einen Drink. »Wenn du nicht tust, was diese Leute verlangen, werden sie Eileen die Finger abschneiden, einen nach dem anderen, und dir schicken. Darum geht's doch, stimmt's?«

»Ja.« Er senkte den Kopf. »Allerdings glaube ich nicht, daß sie's tun werden.«

Es war ganz still im Zimmer, nur die Klimaanlage sumnte leise. Lo-

gan sah Janet an. Sie war ganz blaß, ihr silbern getöntes Haar betonte die Blässe noch mehr.

»Die Leute, die Eileen entführt haben, sind Fanatiker – sie würden Eileen jederzeit ermorden, wenn du ihre Forderungen nicht erfüllst, aber ich glaube nicht, daß sie sie oder irgendein Opfer je verstümmeln würden. Den Westen von Imshan verdrängen ist ein rein politisches Ziel, da stecken wichtige Leute drin – das ist kein Revoluzzer-Überfall auf einen Kibbuz. Wir sind hier in der Welt der Araber, und die Russen stecken dahinter. Schon wegen der Weltöffentlichkeitsmeinung können sie es sich nicht leisten, Eileen Derartiges anzutun. Stell dir vor, es würde bekannt werden ... Reiner Bluff, sonst gar nichts. Entscheide dich, was du tun willst, aber kalkuliere diese Drohung nicht mit ein. Homschi hat das nur gesagt, um dich zu erschrecken.«

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun?« fragte er ganz langsam. Sie dachte praktisch und klar wie immer, sah das Ganze völlig unpersönlich.

»Wie könnte ich dir darin einen Rat geben? Sage ich, daß du hart bleiben sollst, so denke ich vielleicht an mich, und du würdest es mir nie verzeihen.«

Wie recht sie hatte! Er wartete. Fühlte auch sie, daß zwischen ihnen jetzt alles in der Schwebe war?

»Also, was rätst du mir dann?«

»Sei doch bitte nicht so barsch zu mir – ich versuche dir ja zu helfen.« Zu seiner Überraschung wandte sie sich ab und fing zu weinen an. Er legte den Arm um sie.

»Es ist so entsetzlich«, schluchzte sie, »so gräßlich für dich, diese ...«

»Ich muß ihm bis morgen Antwort geben«, sagte er, »und ich werde wohl zustimmen müssen. Dann kann ich weiter drüber nachdenken.« Er holte Zigaretten für sie beide vom Tisch, zündete sich eine an und rauchte, vornübergebeugt. Noch nie hatte er sie weinen sehen. Irgendwie erleichterte es ihn. Jetzt konnte er ohne Schuldgefühle über Eileen mit ihr sprechen.

»Du riskierst es nicht, zur Polizei zu gehen – Interpol einzuschalten?

Die müßten doch imstande sein, nachzuforschen, ohne daß die Entführer ...«

»Das habe ich auch zu James gesagt, aber er hält es für zu gefährlich. Ich muß seiner Meinung nach ehrliches Spiel mit den Kerlen treiben, wenn ich Eileen freikriegen will. Du weißt ja, daß er sie liebt?«

»Dann solltest du das bedenken, wenn er dir Ratschläge gibt. Er denkt natürlich nur an sie, nicht an dich oder die Firma. Mit *einer* Möglichkeit mußt du jedenfalls rechnen, ehe du das Äußerste zugestehst.«

»Daß ihr schon etwas – etwas passiert ist?«

»Nein, jetzt lebt sie bestimmt noch und wird wahrscheinlich sogar ganz gut versorgt. Was ich aber fürchte, ist, daß die andre Seite, nachdem du Imshan aufgegeben hast, sich nicht an ihren Teil der Abmachung halten wird. Sie haben erreicht, was sie wollten, und es gibt dann keine Zeugen, die aussagen können, warum es geschah. Und keinen, der sie identifizieren könnte. Das macht mir die größte Angst.« Sie lehnte sich an ihn. »Ich würde wirklich alles für sie tun, aber wie ich es sehe, *können* die sie gar nicht freilassen ...«

»Du meinst also, ich könnte Imshan umsonst wegschmeißen – den Arabern in die Hände spielen, Europas Interessen verraten, meine Firma verraten – außerdem meine Karriere beenden –, während Eileen so oder so ermordet wird. Ist das wirklich deine Überzeugung?«

»Ja«, antwortete sie, »leider ja. Die Sache ist verloren, Logan. Noch nie habe ich jemandem etwas so Entsetzliches sagen müssen – ich glaube nicht, daß du sie je wieder sehen wirst.«

Das Telefon läutete, sie stand auf und hob ab. »Ja«, sagte sie, »er ist hier.« Sie legte die Hand auf die Sprechmuschel. »James – er will mit dir reden.«

»Sag ihm, er soll raufkommen. Er muß ja jetzt die Lage erfahren; schließlich hat er mit Homsy zu tun, während ich in Japan bin.«

Sie behielt den Hörer in der Hand. »Du willst also trotzdem fliegen?«

»Ja«, sagte Logan.

Sie sprach wieder zu James. »Kommen Sie doch zu mir rauf, ins Hotel. Logan möchte sie sehen.« Sie legte auf. »Was wirst du ihm sagen?«

»Die Wahrheit«, antwortete Logan. »Daß es um Imshan geht und er die Leute hinhalten soll, solange ich weg bin. So was kann man nicht übers Knie brechen, es steht zu viel auf dem Spiel, abgesehen von Eileen.«

»Und du wirst jetzt schön lieb zu mir sein«, flüsterte Resnais. »Wie zu dem Amerikaner.«

Sie war so erschrocken, von seinem Überfall, daß er sie falsch einschätzte. Er nahm die Hand von ihrem Mund und riß ihr den dünnen Unterrock entzwei.

Madeleine war Peters zum Auto entgegengegangen. Er unterdrückte seine Gereiztheit; sah, wie sie die Schachteln mit den Boutique-Namen betrachtete, und wartete auf einen Kommentar. Aber sie legte nur die Hand auf seinen Arm, und er schüttelte sie nicht ab. Er hatte sich vorgenommen, fair zu sein.

»Sei nicht mehr böse«, bat sie. »Tut mir leid wegen gestern. Und auch wegen heute. Ich will ja nicht mit dir streiten. Kommst du mit in unser Zimmer? Lass uns Versöhnung feiern.«

Sie waren zusammen ins Haus gegangen; wie kühl und schattig es hier war!

»Wir müssen etwas besprechen«, sagte Peters. »Wo ist denn Resnais?«

»Ich weiß es nicht«, tat sie ahnungslos. »Wahrscheinlich schläft er irgendwo im Schatten.«

Der Schrei war nur schwach, aber dennoch deutlich genug zu hören; hielt einige Sekunden lang an und brach plötzlich ab. Peters stieß das Mädchen zur Seite und raste die Treppe hinauf. Versuchte, die Tür Eileens aufzustoßen: versperrt! Er trat zurück und warf sich mit dem ganzen Gewicht dagegen, daß das Schloß herausbrach. Er sah, wie Resnais sich vom Bett erhob, und packte ihn, noch ehe der Franzose auf die Füße gekommen war, mit der linken Hand, schlug ihm mit der rechten von der Seite ins Gesicht. Resnais fiel nach hinten auf einen

Stuhl, der unter ihm zerbarst. Peters riß ihn wieder hoch. Blut floß aus dem Mund des anderen, die Lippen waren aufgeplatzt. Dann schlug er erneut zu. Zog ihn danach zur Tür, warf ihn den Gang hinaus und rief nach Madeleine; sie kam die Treppe heraufgerannt, er sah ihr Gesicht und wußte, daß sie an der Sache beteiligt war. Als er auf sie zutrat, zuckte sie zurück. »Schaff ihn runter, ehe ich ihn umbringe«, knirschte Peters, stieß die halb kaputte Tür zu und ging zum Bett.

Noch nie hatte jemand Eileen tätlich angegriffen, sie hatte nie zuvor mit Gewalt Bekanntschaft gemacht. Der Mann war drauf und dran gewesen, sie zu vergewaltigen, hatte ihr alles vom Leib gerissen. Vor Schreck verschwamm ihr alles vor den Augen. Peters beugte sich über sie. Sie erschauerte und schlang dann rein instinktiv die Arme um seinen Hals, klammerte sich hysterisch weinend mit aller Kraft an ihn.

Er hob sie auf und trug sie in sein eigenes Zimmer. Legte sie aufs Bett und setzte sich daneben; so wartete er geduldig, bis die erste Hysterie abgeklungen war. Er spürte, wie sie am ganzen Körper zitterte.

»Schon gut«, sagte er. »Schon gut. Es ist alles wieder vorbei.«

»Mein Gott«, flüsterte Eileen. »Lassen Sie mich nicht allein ... Lassen Sie mich nicht allein!«

»Tu ich ja gar nicht«, beruhigte er sie. »Sagen Sie mir, was geschehen ist.«

»Ich habe geschlafen«, stammelte sie, »dann wachte ich auf, und er saß auf meinem Bett. Er legte mir die Hand auf den Mund und fragte, ob ich mit Ihnen schlief.«

Sie schloß kurz die Augen, und als sie ihn dann wieder ansah, war es, als erblickte sie Resnais und nicht ihn.

»Ich schwieg«, flüsterte sie, »aber er wollte eine Bestätigung hören. Tat mir weh. Immer mehr. Meine Brüste ... Ich konnte nicht schreien ...«

Peters zog das Bettlaken von ihrem nackten Körper. Ihre kleinen, schöngeformten Brüste begannen, sich von der Misshandlung zu verfärben. Es mußte entsetzlich weh getan haben.

»Ich sagte einfach nichts«, wiederholte sie. »Ich weigerte mich. Und

dann drohte er, wenn ich es Ihnen je erzähle, würde er mich töten. Er wollte mich vergewaltigen ...«

»War Madeleine bei ihm?« fragte Peters. »Oder Achmed?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, er war allein. Mein Gott – ich zittere noch immer.«

»Das gibt sich gleich wieder«, beruhigte er sie. Wie blaß sie aussah! Ihr Körper bebte so stark, daß das Bett mit vibrierte.

Er zog das Laken wieder hoch.

»Warum haben Sie nicht einfach ja gesagt?«

»Weil es nicht stimmt. Wir haben doch nichts miteinander.«

»Nein«, sagte er. »Das haben wir nicht. Ich hole jetzt einen Brandy und lege Ihnen Eis auf, das lindert die Schmerzen.«

Er ging zur Tür und rief nach Achmed. Sie hörte, wie er ihm auf arabisch Befehle erteilte. Der Mann kam mit einem Getränk und Eiswürfeln in einem Handtuch. Peters deckte sie wieder auf. Sie wehrte sich nicht. Lag nur da und sah zu, wie er das Handtuch auf ihre Brüste legte. Zum Trinken stützte er sie hoch. So hatte er Andrew Barnes im Schmutz und Staub des Universitätsparks in seinen Armen gehalten, als die Menge entsetzt auseinander stob und scharfer Pulvergeruch in der Luft lag.

Es gab keinen Vergleich zwischen dem toten Lehrer und Eileen Field. Die beiden hatten nichts gemeinsam außer einem unerschütterlichen Mut und daß sie zu Opfern auserkoren waren. Was er in diesem Augenblick für sie empfand, war verhängnisvoll, und er wußte es. Seit er sie hierher gebracht hatte, versuchte er, sie nicht als Mensch zu sehen. Nicht als Frau. Hätte Resnais sie nicht als Frau attackiert, wäre es ihm vielleicht gelungen.

»Bleiben Sie ganz ruhig, Eileen«, sagte er. »Ich kümmere mich mal um den Kerl da unten.« Zum erstenmal hatte er sie beim Vornamen genannt.

Alles, was Logan vorbrachte, war durchaus vernünftig, James konnte seinen Erklärungen absolute Logik nicht absprechen. Er saß im Apartment Janets im Hilton, trank Whisky und hörte zu, wie Logan ihm auseinandersetzte, was die Forderungen der Erpresser im einzelnen bedeuteten. Janet Armstrong mischte sich nicht ein, aber er meinte zu spüren, wie kühl und distanziert sie den Dingen gegenüberstand. Leicht genug für sie, da ja Eileens Leben auf dem Spiel war und nicht ihr eigenes. Immerhin besaß sie so viel Takt, daß sie sich auf eine Beobachterrolle im Hintergrund beschränkte.

Eine Zurücknahme der Firmeninteressen an Imshan konnte Logan nicht aus rein persönlichen Motiven entscheiden, wie stark sie auch sein mochten. Es mußten die Konsequenzen auf allen Ebenen bedacht werden.

Logan wirkte grau und verfallen. James hoffte nur, daß er sich so übel fühlte, wie er aussah.

Imshan war nicht nur für die Imperial Oil lebenswichtig. Die Ölpreisreduktion würde den arabischen Würgegriff lösen, unter dem die westliche Welt zur Zeit noch stöhnte, bis mehr Öl aus der Nordsee gewonnen werden konnte und die amerikanischen Techniker neue Energiequellen gefunden hatten. Der politische Aspekt reichte weit über die reinen Firmenrechte an einem großen Ölfeld hinaus. Weit über Logans persönliche Verpflichtung. Alles mußte gegen die Bedrohung Eileens aufgewogen werden.

James hörte zu und glaubte ihm nicht, was er sagte. Er war unehrlich, vielleicht auch sich selbst gegenüber, um die Sache als ›Fall‹ darzustellen.

»Wenn die Russen Imshan ausbauen, wäre dies eine schwere Schlappe für den Westen.«

»Es ist durchaus möglich, daß es die Franzosen und Deutschen bekommen«, unterbrach ihn James. »Der Schah will ja die Russen auch nicht haben. Also sind dann nur wir die Verlierer. Das wollten Sie doch sagen?«

»Seien Sie doch vernünftig, James«, mischte sich Janet plötzlich ein. »Logan wird doch Eileen nicht verraten – das könnte er nie! Er ver-

sucht nur, einen Kompromiss zu finden. Schließlich hat er noch andere Verpflichtungen wie wir alle.«

»Sie wissen genau, daß es für diese Terroristen keine Kompromisse gibt! Sie versuchen doch nur, eine Entschuldigung dafür vorzubringen, daß die Kerle Eileen ermorden. Mir ist die Imperial Oil scheißegal und die ganze wirtschaftliche Lage und alles übrige.« Er wandte sich an Logan Field. »Eines verspreche ich Ihnen. Wenn Sie Eileen sterben lassen, dann wird alle Welt die Wahrheit erfahren. Allzu viele Türen dürften Ihnen dann nicht mehr offenstehen. Ihnen beiden nicht.«

Logan hielt ihn an der Tür auf.

»Warten Sie doch«, bat er. »Also schön, sagen wir, ich gebe nach, erfülle die Forderungen, lasse Imshan fallen, egal, was kommt. Ohne an Europa zu denken, an die Firma; nichts ist wichtig, als Eileen lebendig herauszukriegen.«

»Stimmt!« bekräftigte James bitter.

»Und dann bringen die sie doch um. Haben Sie das schon mal überlegt?«

»Das werden sie nicht tun«, sagte James. »Die halten sich an ihre Versprechen.«

»Aber nicht in diesem Fall«, meldete sich Janets Stimme von hinten. »Sie können sie nicht mehr freigeben, die Geschichte an die Öffentlichkeit dringen lassen. Darum bestehen sie ja so auf Geheimhaltung. Die Welt darf nicht wissen, wie der Westen um sein Öl geprellt wurde. Sie werden Versprechungen und Versprechungen machen, bis die Verhandlungen über Imshan endgültig abgebrochen sind, dann werden sie sich der Kronzeugin kaltblütig erledigen. Vielleicht fingieren sie einen Unfall. Dann wird niemand Logan glauben, auch wenn er es erklärt und die ganze Geschichte publik macht. Und viel Sinn hätte es ja dann auch nicht mehr. Das Projekt Imshan geplatzt, Eileen tot – das würde nur sinnlos seinen Ruf schädigen, man würde höchstens glauben, daß er seine erfolglosen Bemühungen beschönigen will.«

»Herrgott noch mal«, sagte James langsam, »haben Sie aber eine Scheißphantasie!«

»Ich denke nur logisch«, verteidigte sie sich, »denn meine Gefühle

sind nicht betroffen. Ihre und Logans, ja. Meiner Ansicht nach bestünde die einzige Hoffnung darin, zur Polizei zu gehen und die Entführer inzwischen hinzuhalten. Das habe ich Logan geraten.«

»Ich fliege morgen nach Japan«, sagte der.

»Um über die Anleihe zu verhandeln«, räsonierte James. »Also weitermachen um jeden Preis.«

»Um meine Optionen offen zu halten!« schrie Logan plötzlich. »Und damit alles wie in Ordnung aussieht. Wenn ich die Sache fallenlassen muß, dann erst *nach* meiner Rückkehr. Und Sie hören jetzt auf, Janet und mich zu beschimpfen, und lassen ihre Finger davon. Sie teilen morgen Homsji mit, daß ich die Sache mit den Japanern vermasseln werde. Inzwischen soll er mit Ihnen in Kontakt bleiben. Und Sie versichern ihm dauernd, daß wir uns aus der Sache zurückziehen. Überzeugen ihn davon. Versuchen, einen Termin für Eileens Freilassung zu bekommen. Reden mit ihm, *reden*.«

»Und die Polizei? Wenn Sie die mit reinbringen, dann ist für Eileen alles verloren. Wenigstens ist aber *Ihr* Ruf dann gerettet. Sie stehen als Held da, der seine Frau aus den Händen der Kidnapper befreien wollte, obwohl Sie genau wußten, daß beim ersten Zeichen, das die Entführer davon mitkriegen, ihr Leben verspielt ist. Verdammt klug gedacht, Janet. Das hatte ich gar nicht überlegt.«

Logan öffnete die Tür. »Raus!« sagte er nur.

Als Kelly draußen war, trat Janet zu Logan. »So habe ich es wirklich nicht gemeint«, versicherte sie. »Das darfst du mir glauben.«

»Ich weiß«, beschwichtigte er, »du versuchst dein Bestes. Mein Gott, so müde war ich noch nie in meinem Leben.«

»Du legst dich jetzt hin. Morgen hast du einen langen Flug vor dir und mußt den Kopf klarhalten. Ich bleibe vielleicht doch hier und halte ein Auge auf James. Wie lange geht's wohl bei denen schon?«

»Was geht? Was willst du damit sagen? Eileen ist noch mit keinem hinter meinem Rücken ins Bett gestiegen.«

»Wenn du meinst?« Sie zuckte mit den Schultern. Sie waren im Schlafzimmer, er nahm seine Krawatte ab. »Außerdem könnte dir das wohl wirklich egal sein.«

Er gab keine Antwort. Schlenkerte sich die Schuhe von den Füßen, ließ sich aufs Bett fallen und versuchte zu schlafen. Eine Affäre mit James Kelly? Janet hatte recht. Wenn es stimmte, war das trotzdem kein Grund, daß er sich darüber aufregen mußte. Aber er tat es. Und es dauerte lange, bis er einschlief.

Resnais hatte seinen Revolver geladen und wartete auf Peters. Madeleine war bei ihm. Sie hatte ihm das Blut abgewischt, ihm geholfen, sich zu säubern, und ihm einen Brandy gebracht. Er saß gegenüber der Tür, zu der Peters hereinkommen mußte, das Mädchen stand neben ihm. Entgegen ihrem Rat war er nicht weggefahren – sie hatte allein mit Peters reden wollen. Ein tapferes Angebot, das sie in seiner Achtung steigen ließ, denn er wußte, daß sie vor Angst zitterte, was der Amerikaner mit ihr tun würde. Sie hatte ein Hemd über ihren Bikini gezogen, als wüsste sie, daß ihn ihre Aufmachung nur noch mehr aufbringen würde.

»Wenn er runterkommt und irgendwas anfängt«, zischte Resnais, »erschieß ich ihn. Halt dich ja aus dem Weg!«

»Hör zu!« Sie kniete sich rasch neben ihn. All ihre weiblichen Überlebensinstinkte kamen jetzt hervor. »Hör zu – wir können es uns nun nicht leisten, das auszutragen. Du hast dich blöd benommen, und er hat dich dafür geschlagen. Na schön. Seit das Weibsstück hier ist, steht sie zwischen uns. Das ist jetzt zu Ende. Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen, Resnais, und statt dessen streiten wir miteinander. Peters greift dich bestimmt nicht noch einmal an.«

»Das würde ich ihm auch nicht geraten haben!« Sein Mund war ganz taub und geschwollen, er konnte kaum reden. Er versteckte die Pistole neben dem Kissen. Zitternd und erregt wie eine verwundete Katze wartete er. Als Junge war er von seinem Vater für Faulheit und Diebstähle geschlagen worden. Als der Kleinste in einer harten Umgebung, ein bequemes Opfer für Stärkere, hatte er mit zwölf Jahren bereits gelernt, mit dem Messer umzugehen. Sein Aufstieg vom kleinen Gauner zum Terroristen war gar nicht so sehr politisch motiviert, sondern vielmehr eine natürliche Fortentwicklung zum Gewaltverbrecher.

»Ich bringe ihn um«, wiederholte er und hoffte, daß ihm Peters ei-

nen Grund dafür liefern würde. Sie hörten ihn die Treppe runterkommen und nach dem Algerier rufen. Er befahl ihm, hinaufzugehen und vor dem Zimmer der Gefangenen Wache zu halten. Dann kam er zur Tür herein. Er hatte schon erwartet, den Franzosen bewaffnet zu sehen. Aus seiner Haltung im Sessel, die rechte Hand neben sich versteckt, wußte er, daß eine Pistole schussbereit lag. Er sah ihn nur kurz an, blickte zu Madeleine, ging dann zum Tisch hin, auf dem das Zigarettenkästchen stand, nahm sich eine heraus und steckte sie an.

Dann wandte er sich direkt an Resnais. »Ich schicke euch beide nach Damaskus zurück«, erklärte er. »Eigentlich verdient ihr diese Chance nicht mehr. Warum ihr wegmüsst, werde ich denen nicht verraten. Ich gebe die Nachricht noch heute nacht durch. Wenn einer von euch sich ihr noch einmal nähert, wird er von Achmed erschossen.«

»Du kannst uns doch nicht einfach zurückschicken«, beschwor ihn Madeleine. »Sie werden den Grund wissen wollen, und dann sind wir schon verdächtig.«

»Da kann man eben nichts machen«, sagte Peters.

»Du Scheißkerl, du!« fauchte Resnais. »Du willst sie ja nur für dich selbst, nein? *Du* solltest abgezogen werden!«

Madeleine sah beide an. Ihren ehemaligen Geliebten und den Kameraden. Ganz andere als ihre persönlichen Angelegenheiten waren jetzt in Frage gestellt. »Resnais hat Unrecht getan«, sagte sie, »aber es war auch dein Fehler. Du hast das Drahtgitter abnehmen lassen, ohne uns zu fragen. Uns, deine Kameraden! Resnais paßte das nicht, und ich stimmte da mit ihm überein. Er ging hinauf, um zu sehen, ob das Zimmer ausbruchsicher ist. Was danach geschah, war wahrscheinlich ihre Schuld.«

Peters schien durch sie hindurchzublicken. »Er hat sie gequält«, sagte er. »Wollte etwas über mich herausholen. Unser Befehl lautet, daß wir sie in sicherem Gewahrsam halten sollen, bis andere Order kommen. Es sollte nichts geschehen; du hast aber gedroht, sie zu töten. Was wäre dann mit unserem Auftrag?«

»Das soll *er* dir erklären«, sagte Madeleine. »Wir haben zusammen-

gearbeitet und gekämpft. Er ist dein Waffenbruder und hat ein Recht darauf, angehört zu werden.«

»Na schön«, entschied Peters, »dann erklär mal. Aber erst nimm die Hand vom Schießprügel.«

Resnais rührte keinen Finger. Die Libanesin hatte recht, und er wußte es. Ihre Bitte um Waffenstillstand ließ ihn gleichgültig, aber sein Instinkt riet ihm, bei dem Spiel mitzumachen. Er wollte nicht zurückgeschickt werden und erklären müssen, weshalb. Man konnte nicht wissen, ob die anderen einem glaubten.

»Ich ging nachschauen, ob das Fenster sicher war«, begann er. »Sie wachte auf und machte mir eine Szene. Ich wurde grob mit ihr, aber daran ist sie selber schuld. Dir ist sie ja etwas Heiliges. Für mich ist sie die Frau eines Kapitalistenschweins, und wenn er unsere Bedingungen nicht befolgt, werde ich sie eben erschießen.«

»Mein Gott«, flehte Madeleine, »hört doch endlich auf! Wer ist denn diese Frau schon? Warum ist sie für die so was Besonderes? Ich frage nicht meinetwegen – dafür ist alles schon zu verfahren. Jeden Augenblick kann Resnais die Order erteilt werden, sie umzubringen – was sagst du dann?«

»Wenn sie kommt«, korrigierte der Amerikaner, »dann führe ich sie selber aus. Sie ist vorläufig noch in *meiner* Obhut, und *ich* bin für sie verantwortlich. Ihr untersteht *meinem* Befehl, *alle beide*. Ich bin persönlich in keiner Weise an ihr interessiert, aber euch kann man einfach nicht vertrauen. Darum muß ich euch durch andere Kameraden ablösen lassen.«

»Du machst einen großen Fehler«, sagte der Franzose. Er hob die rechte Hand aus seinem Versteck und legte sie auf die Lehne seines Sessels. Wenn Peters ihn ablösen ließ, sah die Sache nicht gut für ihn aus. Seiner Klage gegen den Amerikaner würde man nicht glauben. »Ich habe einen Fehler gemacht, das gebe ich zu. Ich hätte sie nicht anrühren dürfen. Warte bitte noch bis morgen, ehe du was unternimmst.«

Peters rauchte schweigend zu Ende.

Madeleine ging in die Küche und kam mit einer Flasche Wein zurück, sie gab Resnais ein Glas und reichte das zweite Peters.

»Wir wollen lieber vereint kämpfen«, schlug sie vor. »Wir haben ja unser gemeinsames Ziel schon ganz vergessen. Trinken wir darauf!«

Sie hatte einen Sinn fürs Theatralische, der weniger östlich als vielmehr germanisch erschien, spielte die Rolle des Katalysators und beschämte Peters mit ihrem Toast. Er trank, und die anderen taten es ihm nach. Dann stand er schweigend auf und ließ sie auf der Terrasse zurück. Ehe er zu einem endgültigen Entschluß kam, mußte er über sich selbst nachdenken.

Es war ein schöner, warmer Abend. Der Sonnenuntergang färbte den Himmel rosa und violett. Peters sah aufs Meer hinaus. Von weit draußen hörte man das Zischen und Gurgeln der Wellen, die sich an den Felsen brachen. Jahrelang war er nur der Gewalt verpflichtet gewesen; seit er nach Barnes Tod beim Studentenaufbruch diese Entscheidung getroffen hatte, war ihm nie der Gedanke gekommen, wieder davon abzugehen. Die Welt war nichts als ein aufgedunsener, kapitalistischer Leichnam, und vor der Auferstehung mußte es ein Begräbnis geben. Er hatte sich auf das Töten eingestellt, wie er sich auf seinen eigenen Tod eingestellt hatte. Er erinnerte sich an die Vorwürfe seiner Mutter während einer der nutzlosen Szenen, die sie ihm in der Collegezeit machte. Wie konnte er behaupten, die Menschheit zu lieben, wenn er nicht fähig war, ein anderes menschliches Wesen zu lieben. Sie hatten nichts von seiner Verehrung für den Lehrer gewußt, nichts von dem Lehrer. Hatten sich nur immer um sich gekümmert. Die Erinnerung beunruhigte ihn jetzt. Er hatte sich im vollsten Sinne gegeben, für ein höheres Ziel als eine rein persönliche Beziehung. Die Leiden der Massen konnten ihn zu Tränen rühren, und er hatte nie Gefallen an direkter Brutalität gefunden. Das war die Waffe des kapitalistischen Feindes: der knüppelschwingende Polizist, die Sadisten in Uniform, Zigarren kausende Generäle und die gesichtslosen Macher beim CIA. Sein Leben als Erwachsener war eine einzige Rache für den Mord an Andrew Barnes gewesen, ein Kreuzzug gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

Seit dem Tag der Gefangennahme Eileen Fields hätte er ihr jederzeit eine Kugel durch den Kopf jagen können, ohne die geringsten Schuldgefühle zu bekommen; es wäre eine völlig unpersönliche Handlung

gewesen. Aber jetzt war dieser Schutzwall um ihn zerbrochen, sie war nicht mehr Objekt im Klassenkampf. Besaß einen Körper, den er nackt in den Armen gehalten hatte. Er hätte Resnais am liebsten totgeschlagen für seine Untat an ihr. Dunkelheit brach plötzlich ein, er saß immer noch da und versuchte zu rationalisieren. Ihr Mut hatte ihn beeindruckt, ihre Verletzlichkeit hatte ihn erregt. Er war in die Falle einer persönlichen Beziehung geraten; redete mit ihr, anstatt nur das Essen hinzuknallen und wieder hinauszugehen. Nahm die Verantwortung an, die sie ihm am ersten Morgen in diesem kleinen Zimmer auferlegt hatte. Es war alles ganz klar und logisch, und es gab keine Entschuldigung für ihn, daß die Dinge einen solchen Verlauf genommen hatten. Und jetzt begehrte er sie noch dazu. Ob sie es wußte? Ob sie es gefühlt hatte, als sie damals mit ihm am Fenster rang? Jetzt wußte er nicht mehr, wie es weitergehen sollte. Der Waffenstillstand war nicht echt. Trotzdem wagte er nicht, die beiden nach Damaskus zurückzuschicken, denn das Zentralkomitee sandte dann vielleicht ein völlig neues Team, das Eileen Field übernehmen würde. Das durfte er nicht riskieren – sie durfte niemand anderem ausgeliefert werden. Gegen Madeleine und Resnais konnte er sie ohne weiteres schützen. Peters stand auf und kehrte ins Haus zurück. Die beiden anderen saßen beim letzten Wein im Zimmer und warteten auf ihn.

»Du hast recht«, wandte er sich an Madeleine, »wir sind alle durcheinander. Wir haben unsere Aufgabe zu erfüllen, aber sie wird so erfüllt, wie *ich* es wünsche. Ich bin verantwortlich für die Gefangene, und niemand anders kümmert sich um sie. Wenn das akzeptiert wird, können wir die heutigen Ereignisse vergessen.«

»Du bist der Boss«, sagte der Franzose achselzuckend. Madeleine nickte nur. Peters stand auf und ging hinaus. Das Mädchen sah Resnais an.

»Vertraust du ihm?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Er hat uns nicht nach Damaskus zurückgeschickt, weil er das gar nicht zu tun wagt. Er ist nach der Frau verrückt. Wir werden ihn aufmerksam beobachten.«

Madeleine streckte sich im Sessel. Sie spielte gedankenverloren mit

ihrem leeren Glas. Dann sagte sie zu Resnais: »Ich hoffe nur, daß die Aktion nicht klappt. Ich hoffe, daß Logan Field die Bedingungen nicht akzeptiert. Ich möchte sehen, wie du sie erschießt.«

»Falls du das willst, Chérie, dann bedenke, daß ich vorher Peters töten muß.«

»Das weiß ich.« Sie blickte ihn starr an. »Und wenn *du* es nicht tust, tu ich's.«

Eileen lag ganz still. Jede Bewegung schmerzte entsetzlich. Sie konnte nicht einmal den Arm heben. Das unmittelbare Schocktrauma hatte der Brandy betäubt, sie verspürte nur noch ein leichtes Zittern. Das Handtuch mit den Eiswürfeln war klitschnass, sie hatte es weggeschoben. Durch das offen stehende Fenster sah sie einen kleinen Balkon über ihrem Zimmer. Es war dunkel draußen, der Himmel klar und sternenhell.

Nachdem Peters gegangen war und die Tür versperrt hatte, hatte sie lange geweint. Mehr denn je seit ihrer Entführung fühlte sie sich von der Außenwelt aufgegeben. Endlos hatten sich die Tage hingezogen. Nervenzerrüttend. Und nichts war passiert. Keine Nachricht von Logan. Keine Anstalten, sie freizulassen. Nur Peters oder der Algerier in ihrem Zimmer. Stunde um Stunde der Einsamkeit, in denen sie sich mit Hoffnung wappnete. Und dann dieser Schmerz, diese Gewalt, diese wüste Sexualität. Wenn sie die Augen schloß, sah sie nur noch Resnais, wie er sich über sie beugte. Logan! Sie rief laut seinen Namen und drückte ihr Gesicht ins Kissen. Warum hatte er ihr nicht geholfen, warum kam kein Zeichen, daß er versuchte, sie herauszuholen? James Kelly hätte das Lösegeld gezahlt. Wäre es James und nicht Logan gewesen, sie befände sich längst in Freiheit. Aber dann begann sie in der Verzweiflung, die mit Schock und Isolation Hand in Hand gehen, auch an ihm zu zweifeln. Es wußte doch niemand, was mit ihr geschehen war, und ihr Schweigen bewies, daß es ihnen egal war. Sie hatten aufgegeben. Trotz der Schmerzen in den Brüsten zog sie sich hoch und

blickte zum Fenster. Das Zimmer lag auf der gleichen Seite wie ihr früheres Kämmerchen. Auch von hier konnte sie also nicht nach unten klettern. Aber wenn Logan sie nicht rettete, mußte sie flüchten, mußte irgendeinen Weg nach draußen finden. Peters würde ihr nicht helfen. Diese Möglichkeit erwog sie nicht einmal. Sie wollte ihn auch nicht als Verbündeten haben. War schockiert und beschämt über die Art und Weise, wie sie ihn ihren Körper hatte behandeln lassen. Sie mußte auch gegen ihn kämpfen, der Versuchung widerstehen, nachzugeben und von ihm abhängig zu werden. Ihn um Schutz zu bitten, der nicht von außen kam. Es würde schwierig genug werden. Sie lauschte dauernd nach seinen Schritten vor der Tür. In dieser entsetzlichen Gefahr war er ihr einziger Freund. Ohne ihn hätte Resnais sie vergewaltigt. Sie durfte in Peters aber keinen Freund sehen. Er war ein Mörder, ein Terrorist wie die anderen beiden. Eileen zog die Decke hoch und erschauerte wieder, trotz der Hitze. Als die Tür sich öffnete, schloß sie die Augen und tat, als schliefe sie.

8

Der Flug ging über Bangkok und Hongkong. Logan hatte eine Menge Papiere in der Tasche, die er noch studieren mußte, und dazu zwei Schlaftabletten, die Janet ihm aufgedrängt hatte; er aber beabsichtigte jedoch nicht, sie zu nehmen. Krücken aller Art verachtete er, und auf Reisen hatte er bisher immer schlafen können. Janet Armstrong war mit ihm zum Flugplatz gefahren, aber im Wagen geblieben. Er wollte so unbemerkt wie möglich abfliegen. Die Tränen in ihren Augen hatten ihn überrascht und gerührt. In der Krise hatte sich ihre Beziehung vertieft, und das war für ihn wichtig. An Schönwetter-Leben glaubte er nicht. Ihre kühle Vernunft wußte er zu schätzen, aber er bedurfte auch ihrer Sympathie, ihres Mitgefühls. Logan lehnte sich im

Sessel zurück und dachte daran, daß er sie noch nie so sehr geliebt hatte wie im Augenblick. Man bot Sekt an, er entschied sich jedoch für Whisky, öffnete seinen Aktenkoffer und legte sich die Papiere zurecht. James Kelly hatte die Aufgabe, mit Homsi Kontakt zu halten und einen Beweis dafür zu erlangen, daß Eileen überhaupt noch lebte. Janet meinte, dies sei die richtige Entscheidung gewesen. Kelly hatte ihn angeblickt, als wäre er selbst ein Mörder. Wie immer die Sache ausgehen würde – James Kellys Karriere bei der Imperial Oil war jedenfalls beendet. Logan konnte sich über ihn als Angestellten nicht beklagen. Bei den Verhandlungen hatte er sich als sehr nützlich und teilweise brillant erwiesen, sein Eindruck auf den Schah hatte letztlich den Ausschlag zugunsten der Imperial Oil gegeben. Persönlich konnte er ihn allerdings nicht als Assistenten akzeptieren. Dies hatte er beschlossen, ohne sich zu gestatten, auf die Bemerkung Janets über die Affäre zwischen Eileen und James einzugehen. Er mochte einfach seine Haltung nicht, seine geringe Loyalität der Firma gegenüber. Sobald alles vorüber war, mußte er gehen.

»Alles vorüber.« Logan hatte den ersten Absatz eines Memorandums zweimal gelesen, ohne sich auch nur auf ein einziges Wort konzentrieren zu können. Wie kühl, geradezu endgültig hatte er dies innerlich formuliert. Janet war fest der Überzeugung, daß es keine Möglichkeit gab, Eileen zu retten. Ihre Motive stellte er keinen Augenblick lang in Frage. Sie war nicht die Frau, die ihn irgendwie zu beeinflussen suchte, ohne daß ihre ehrliche Meinung dahinter stand. Janet *glaubte* einfach, daß seine Frau sterben mußte, was immer er noch unternehmen mochte. Kelly dagegen, der jeden seiner Schritte verdammte, war sicher, daß er noch eine Wahl hatte.

Schmerzlich erkannte Logan jetzt, warum Janet ihm ein solcher Trost gewesen war. Sie ließ ihm keine Wahl und entthob ihn seiner Verantwortung. Er wollte Imshan nicht aufgeben. Es war Heuchelei, vorzugeben, daß er den größten Coup seiner Karriere einfach wegschmeißen konnte, die Macht und Bedeutung des reichsten Erdölgebietes der westlichen Welt verschenken. Allein der Gedanke daran verursachte ihm solche Pein, daß er sich verzweifelt um eine Alternative bemüht.

te. Es *mußte* eine Möglichkeit geben außer der entsetzlichen Folgerung Janet Armstrongs. Eine Hoffnung, Eileen zu retten und Imshan behalten zu können. Er wollte das Ölgebiet, weil er die Macht und den Erfolg, die damit verbunden waren, ersehnte. Er wollte es auch für die Firma, die er als seine erweiterte Persönlichkeit empfand und der er zutiefst verpflichtet war. Und es war keine Heuchelei, daß ein Verantwortungsgefühl gegenüber Westeuropa und dessen Öldilemma eine große Rolle bei seinen Überlegungen spielte.

Jedenfalls durfte keine Entscheidung gefällt werden, ehe er nicht genau wußte, daß sie noch lebte ... Logan wandte sich wieder seinen Papieren zu, zwang sich zur Konzentration. Als die Hostess mit Cocktail-Kanapees vorbeikam, war er völlig in seine Arbeit vertieft.

Zehntausend Meter darunter und Hunderte Kilometer entfernt saß der Bruder des Kellners Habib Ibrahim brütend in einem Kaffeehaus. Er war ein armer Mann, der als Packer auf dem Flugplatz arbeitete. Zehn Stunden am Tag trug er für elenden Lohn schwere Kisten, sein Rücken war gebeugt und schmerzte, und nur der Traum, den er mit seinem Bruder teilte, brachte Licht in sein armseliges Leben. Gleichheit für alle, ein Ende allen Elends und aller Ausbeutung. Er war nicht so klug wie sein Bruder, hörte gerne zu und bewunderte die anderen. Was Habib sagte, war so schön und klar. Aber Habib war tot und seine Frau von der Geheimpolizei weggebracht worden. Habibs Bruder wußte genau, wer den Mord veranlasst hatte. Zu oft hatte Habib dessen Betrug am Volk laut angeprangert. Khorvan, der Verräter. Diese Worte Habibs murmelte der Bruder wie im Gebet aus dem Koran vor sich hin.

Noch einige Tage nach dem Überfall war Eileen krank. Ihre Brüste schwellen an, sie konnte vor Schmerz nicht schlafen. Der Schock machte sie lethargisch, sie weinte viel und ohne unmittelbaren Grund. Peters brachte ihr aus dem Medizinschränkchen des Bades ein Beruhigungsmittel. Wie viele reiche Männer war der Besitzer der Villa ein Hypochonder und hortete Mittel gegen alles und jenes. Es war nicht

mehr die Rede davon, daß sie in ihr kleines Zimmer zurück mußte. Das Fenster ging auch im neuen Zimmer auf die Steilwand hinunter; sie konnte nicht flüchten. Aber es war wenigstens luftig und bequem. Psychisch half ihr die neue Umgebung, sich zu erholen. Gegen Ende der Woche war Eileen wieder auf den Beinen, kleidete sich an und schien guten Mutes. Peters fiel es auf, aber er ahnte nicht, daß sie nur deswegen gut gelaunt war, weil sie sich zur Flucht entschlossen hatte. Im Bett hatte sie lange darüber nachgedacht, als sie merkte, daß sie mehr und mehr von ihm abhängig wurde, Unruhe empfand, wenn er nicht kam. Zum Essen schickte er auch immer Wein herein, und während ihrer Bettlägerigkeit wählte er die Sorte offenbar besonders sorgfältig aus. Was das bedeutete, war ihr klar, und manchmal ergriff sie Panik bei dem Gedanken daran, wie selbstverständlich sie seine neue Haltung ihr gegenüber akzeptierte. Ihn zu bitten, daß er sie gehen lassen möge, erwog sie nie. Die versperrte Tür und die Aufmerksamkeit, die man ihr widmete, sagten ihr, daß dies zwecklos sein würde, und sie wollte sich auch nicht durch einen solchen Versuch verdächtig machen. Insgeheim schreckte sie außerdem vor der zu erwartenden Ablehnung zurück. Wenn sie sich seiner Gnade auslieferte, so nur zu einem Preis, den sie nicht zahlen konnte, und sei es nur ihr Selbstgefühl. Sie mußte es allein versuchen. Da sie jetzt krank gewesen war, paßte er vielleicht doch nicht so auf.

Eines Morgens kam Peters mit einem tragbaren Tonbandgerät herein.

»Sie sehen schon besser aus«, lobte er.

Sie leugnete es. »Ich fühle mich entsetzlich. Ich sehne mich nach frischer Luft.«

Ja, sie sah recht blaß aus. Vielleicht konnte er mit ihr einen Spaziergang im Garten machen. »Ich möchte, daß Sie Ihrem Mann eine Botschaft schicken«, sagte er.

»Was für eine Botschaft? Haben Sie etwas von ihm gehört. Sagen Sie es mir bitte.«

»Er möchte einen Beweis, daß Sie leben und wohlauf sind.«

Diese Nachricht war am Abend vorher über Funk hereingekommen.

»Natürlich«, sagte Eileen, »zu dumm von mir, daß ich daran nicht dachte. Typisch für ihn. Ohne Bestätigung gibt's bei ihm nichts.«

»Setzen Sie sich«, wies er sie an, »und sprechen Sie ins Mikrofon.«

Sie zuckte mit den Achseln. Es war das erste Mal, daß er Bitterkeit bei ihr wahrnahm. »Was soll ich denn groß sagen? Bitte zahl das Geld, oder sie bringen mich um? Das weiß er doch schon.«

Peters beugte sich zu ihr. Die letzte Funkmeldung hatte weniger zuversichtlich geklungen als die früheren Berichte. Field eilte es offenbar keineswegs. Die letzten Verhandlungen mit Homsí überließ er einem Angestellten, und er wollte den Beweis, daß seine Frau noch lebte, ehe er irgendwelche weiteren Schritte unternahm.

»Schauen Sie«, sagte er, »jetzt haben Sie doch eine Möglichkeit, mit ihm zu reden. Verdrängen Sie Ihre Hemmungen – es ist doch um Ihrer selbst willen!«

Sie nahm ergeben Platz, faltete die Hände im Schoß und sah zu ihm auf. »Betteln werde ich jedenfalls nicht«, entschied sie ruhig. »Und das würde auch gar nichts helfen. Wenn es ihm wirklich um mich ginge, hätte er das Lösegeld längst gezahlt.«

»Sie irren sich; so einfach ist die Sache nicht. Die läßt sich nicht in ein paar Tagen regeln.«

»Dann geht es also nicht um Geld?«

Er zögerte. Sie sollte ihre Botschaft sprechen und die Angelegenheit so dringend wie möglich machen: was immer ihren Scheißmann zögern ließ – eine verängstigte Bitte Eileens konnte vielleicht den Ausschlag geben. »Nein, um Geld geht's nicht.«

Sie blickte auf ihre Hände und dann wieder zu ihm. »Gott steh mir bei, wenn es irgend etwas mit Imperial Oil zu tun hat!«

Er legte die Kasette ein. »Seien Sie doch nicht dumm«, sagte er. »Geben Sie ihm eine Chance. Jetzt sprechen Sie mal da rein, sagen Sie Ihren Namen und das Datum und lassen Sie ihn an irgendwelchen Bemerkungen erkennen, daß Sie es auch wirklich sind. Er holt Sie schon raus. Vergessen Sie Ihren Stolz – den können Sie sich jetzt wirklich nicht leisten.«

Eileen nahm das kleine Mikrofon und hielt es nahe an den Mund.

Er drückte die Aufnahmetaste. Und dann tat sie, wie er ihr geheißen hatte. Gab ihren Namen und das Datum an, sagte daß sie lebe und gesund sei, und bat ihn, sie so schnell wie möglich zu befreien, damit sie zu Lucie zurück könne. »Ich wünsche dir und Janet alles Gute.«

Peters schaltete ab. »Was sollte das letzte bedeuten? Wer ist Janet?«

»Sie brauchen keinen Verdacht zu haben«, gab sie ruhig zur Antwort. »Das ist der gewünschte Beweis, daß die Botschaft wirklich von mir kommt, weiter nichts.«

»Das Ganze ist viel zu kühl gewesen«, sagte er. Es irritierte ihn, daß sie selbst nicht mehr für sich tun wollte. »Ich lösche es noch einmal, und Sie sprechen dann erneut. Sagen Sie ihm, daß Sie Angst haben, daß Sie in Gefahr sind.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich nicht bitten werde. Wenn Sie das löschen, werde ich trotzdem nichts anderes draufsprechen. Er weiß ganz genau, was mir hier passieren kann. Nur ist es ihm vielleicht egal.«

Er nahm das Gerät vom Tisch.

»O.k.«, meinte er. »Ganz, wie Sie wollen.«

Sie ging ihm zur Tür nach und berührte seinen Arm. »Ich weiß schon, daß Sie mir helfen wollen. Tut mir leid, ich glaube, ich habe einfach alle Hoffnungen aufgegeben. In den letzten Tagen habe ich viel Angst gehabt.«

»Das rührt noch von dem Schock«, beruhigte er sie. Sein Ärger war verflogen. Wie bleich und elend sie aussah!

»Sie dürfen Ihren Mann nicht verdammen. Er tut bestimmt sein Bestes.«

»Das kommt von diesem Eingesperrtsein«, sagte Eileen. Ihr Herz schlug immer schneller. »Wenn ich nur ein paar Minuten hinaus könnte, ein bißchen in der Sonne sitzen.«

»Ich wollte ohnehin mit Ihnen in den Garten gehen«, sagte Peters. »Sofern Sie versprechen, keine Dummheiten zu machen.«

»Nein, bestimmt nicht. Das verspreche ich.«

Sie saßen hinter dem Haus im Schatten einer von Weinreben überwucherten Pergola. Sie lehnte sich zurück und betrachtete das sonnen-

durchflutete Blätterdach über sich. Seit sie das Zimmer verlassen hatten, war kein Wort zwischen ihnen gefallen.

»Ich danke Ihnen«, sagte sie.

»Sie haben frische Luft gebraucht. Wenn Sie vernünftig sind, können Sie jeden Tag herunterkommen.«

»Sind Sie schon mal im Gefängnis gewesen?«

»Ja, zweimal.«

»Ein merkwürdiges Gefühl; man meint, völlig abgeschnitten von allem zu sein. Als ob niemand auf der Welt wüsste, wo man ist, oder sich Gedanken darum machte. Ging es Ihnen auch so?«

»Nein«, sagte Peters. »Ich hatte ja Freunde, und ich wußte, daß sie mich rausholen würden.« Er dachte an die schmutzige Zelle in Santiago, in der er auf Verdacht ohne jedes Urteil festgehalten wurde. Durch eine Bombenexplosion war er freigekommen. Das war sein erster Arrest gewesen. Die Nacht in der Polizeistation von Kent State war dagegen wieder etwas anders. Als sie ihn zusammenschlugen. Er wußte, was Eileen mit diesem Gefühl der Isoliertheit meinte, obwohl er selbst in der Zelle nie so empfunden hatte; er war dafür in der Masse Mensch seit sieben Jahren so gut wie isoliert.

»Man hat so viel Zeit zum Nachdenken«, sagte sie.

Er lehnte sich zurück, schloß die Augen. Sollte sie eine einzige Bewegung machen, konnte er immer noch nach ihr greifen. Es war warm und einschläfernd im Schatten. Ein großer gelber Schmetterling flatterte gemächlich an ihnen vorbei, drehte Pirouetten auf seinem Weg zu einem Hibiskus. Eileen sah ihm nach. Zwischen den Bäumen konnte man die Villa erkennen. Nach ihrer Erinnerung war an der Straße vor dem Haus eine Mauer, und man gelangte über eine kurze Auffahrt zum Eingang. Sie trug den Kaftan, den Peters ihr in Nizza gekauft hatte. Unter dem Gewand war sie aus den hochhackigen Schuhen geschlüpft; hatte sich auf dem Weg zum Garten überlegt, wie sie am schnellsten zum Ausgang käme. Einen besonderen Plan hatte sie nicht zur Flucht, nur den Instinkt, daß sie diese Gelegenheit wahrnehmen mußte, da es vielleicht keine zweite mehr gab. Er trug keine Pistole bei sich, das hätte sie bei seiner sommerlichen Kleidung – T-Shirt

und Shorts – entdeckt. Wenn sie nur den Ausgang und die Straße erreichen konnte! Keine fünfzig Meter weiter lag ihrer Erinnerung nach das nächste Haus.

»Ich bin schläfrig«, murmelte sie. Er wandte den Kopf zu ihr.

»Dann schlafen Sie doch.«

Sie schloß die Augen und versuchte, sich zu entspannen. Ihr Arm ruhte neben seinem auf der Lehne des Liegestuhls. Sie ließ den Arm in den Schoß rutschen, blieb aber ganz ruhig sitzen, immer noch mit geschlossenen Augen. Es war eine ungeheure Anstrengung. Sie zählte insgeheim die Sekunden und Minuten. Nachdem etwa eine Viertelstunde vergangen war, blinzelte sie zu ihm hinüber. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, der Kopf war von ihr abgewandt. Sie wartete noch einige Minuten und beobachtete ihn weiter. Er bewegte sich nicht. Ganz langsam ließ sie ein Bein seitlich heruntergleiten, das zweite; stellte einen Fuß auf den Boden; wartete. Er schien zu schlafen, sie konnte aber sein Gesicht nicht sehen. Ihr Liegestuhl quietschte bei keiner ihrer Bewegungen. Sie richtete sich langsam auf, blickte ängstlich zu ihm hinüber, ob er nicht plötzlich den Kopf wenden und sie halb in Fluchtstellung entdecken würde. Immer noch lag er ruhig da. Ganz langsam und vorsichtig stützte sie sich mit den Händen hoch, bis sie halb aus dem Stuhl war. Nun hatte sie beide Füße fest auf dem Boden. Sie meinte zu ersticken, und ihr Herz schlug wie rasend. Peters schien tief zu atmen, lag völlig entspannt in seinem Stuhl. Jetzt stand sie, wandte sich um und floh nach rechts zur Allee hinüber, dem Ausgang zu. Er schlief nicht, hatte aber gemeint, daß sie es tat; in seinem entspannten Dämmerzustand waren ihm ihre Bewegungen nicht entgangen. Sie hatte schon fast das Tor erreicht, als er sich umwandte und den leeren Stuhl neben sich entdeckte.

Die Auffahrt war mit Schotter bestreut, der sie an den Füßen schmerzte und außerdem brennend heiß war, fast, als lief sie über glühende Kohlen. Sie keuchte. Die wochenlange Haft hatte sie schwach gemacht. Schon konnte sie das Tor sehen. Noch fünfundzwanzig Meter. Peters war in bester Kondition. Er lief wie ein Hirsch und erwischte sie, als sie verzweifelt an dem versperrten Gitter rüttelte. Tränen ran-

nen ihr übers Gesicht, und als er sie zurückzog, klammerte sie sich an den Stangen fest und schrie. Er hörte ein Auto die Straße entlangkommen, preßte ihr mit der Hand den Mund zu und warf sie grob in die Büsche neben dem Weg. Dort hielt er sie fest, bis das Auto vorbei war, und zog sie dann erst hoch. Weinend und verschmutzt stand sie da. Er stieß sie vor sich her ins Haus, die Treppe hinauf, sperrte die Tür mit einer Hand auf und hielt sie mit der anderen weiter fest. »So was Blödes!« schimpfte er. »Und ich habe Ihnen vertraut!«

Sie wandte sich zu ihm um. Diese Beschuldigung war einfach zuviel für sie.

»Begreifen Sie denn nicht? Ich *mußte* es doch einfach versuchen. Er wird Ihre Forderungen *nie* erfüllen. Er *will* mich, ja gar nicht mehr zurückhaben.«

»Halten Sie doch den Mund!« brüllte Peters zurück. Er schlug die Tür ins Schloß und ging auf sie zu. Er war so zornig, daß er sie am liebsten geohrfeigt hätte. »Sie sollen den Mund halten!«

»Sagen Sie mir wenigstens, was Sie von ihm fordern«, bat ihn Eileen inständig. »Ich habe wohl ein Recht darauf, es zu wissen.« Jetzt würde sie nicht mehr zusammenbrechen. Eine Chance wegzukommen, hatte sie nie gehabt, da das Tor stets versperrt war. »Wenn's doch nur schon endlich vorbei wäre!«

»Hätten Achmed oder Resnais Sie gesehen, wären Sie bereits tot!«

»Das steht mir doch ohnehin bevor«, entgegnete sie bitter. »Darum wollte ich ja weg.«

»Keineswegs«, widersprach Peters. »Ihr Mann gibt bestimmt nach, und Ihnen passiert nichts.«

»Gibt worin nach?« fragte sie betont langsam. »Was haben Sie denn als Gegenwert für mich verlangt?« Er wollte es ihr nicht sagen. Sie sollte am besten nichts von der ganzen Sache erfahren, aber ihre Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit steckten ihn an. »Imshan«, sagte er. »Er soll sich von den Ölfeldern zurückziehen. Darum dauert es so lange.«

»Ach so«, sagte sie tonlos, wandte sich von ihm ab und setzte sich auf den Bettrand. Die Haare hingen ihr ins Gesicht, ein Schmutzstrich vom Gitter ging ihr quer übers Gesicht. »Jetzt begreife ich erst, warum

ihr Lucie entführen wolltet. Für *sie* hätte er es vielleicht getan. Aber für *mich* wird er *das* nie tun.«

»Sie sind doch seine Frau«, beharrte Peters. »Er wird Sie doch nicht sterben lassen.«

»Er will eine andere heiraten«, antwortete sie leise. »Ich bin von Teheran zurückgefliegen, weil er mich um die Scheidung gebeten hat. Sie haben die falsche Geisel erwischt.«

In der Ferne brummte ein Flugzeug wie eine zornige Hornisse. Peters starrte sie an. Bei dem Kampf am Gitter war ihr Kaftan zerrissen. Logan Field wollte sich scheiden lassen. Sie war wertlos als Geisel. Field wollte sie ohnehin los sein. Er konnte es fast nicht glauben, aber ihre verzweifelte Haltung schien so echt. Fest packte er sie bei den Schultern.

»Lügen Sie mich auch nicht an – stimmt das wirklich?«

»Er will Janet Armstrong heiraten, seine Assistentin. Darum habe ich sie in der Botschaft erwähnt.«

»Herrgott noch mal!« fluchte Peters vor sich hin. »So ein Mist!« Sein Griff war so fest, daß es sie schmerzte.

»Wenn Sie es mir doch nur früher gesagt hätten«, sagte sie ruhig. »Ich dachte immer, es ginge um Geld. Das hätte er bestimmt für mich gezahlt. Aber Imshan aufgeben – das Wichtigste in seinem Leben? Für niemanden würde er das aufgeben! Außer für Lucie. Für mich bestimmt nicht.«

Peters blickte auf sie hinunter. Tränen rannen ihr über das Gesicht, verschmierten die Schmutzspuren.

»Wie viele Leute wissen davon?«

»Nur unser Direktor in Teheran. Ihm habe ich es vor der Abreise in Teheran gesagt.«

Er zog sie vom Bett hoch und hielt sie fest, ohne ihr näher zu treten.

»Wenn es nicht allgemein bekannt ist, überlegt er es sich vielleicht noch«, überlegte er. »Er kann Sie doch nicht *jetzt* im Stich lassen! Wie sollte er danach weiterleben? Wir müssen einfach hoffen, daß er doch umfällt. Solange unsere Leute es nicht herausfinden ...«

Wenn man in Damaskus entdeckte, daß sie als Geisel wertlos war,

würde der Schießbefehl kommen. Er hatte sich bisher vorgemacht, daß Eileen freigelassen würde, sobald Field auf die Forderungen einging. Inzwischen waren ihm schon Zweifel gekommen. Und jetzt war ihr Leben keinen Pfennig mehr wert. Plötzlich zog er sie an sich. Küßte sie nicht, aber strich ihr kurz übers Haar. »Ich kann Sie nicht gehen lassen«, erklärte er. »Es ist unmöglich. Aber ich kann Ihnen versprechen, daß niemand Ihnen etwas tun wird. Wie immer die Sache ausgehen mag – ich werde dafür sorgen, daß Ihnen nichts passiert. Vertrauen Sie mir?«

Eileen lehnte sich gegen ihn; sie war schrecklich müde, als hätte sie allen Widerstandswillen, alle Kraft bei der Flucht eingebüßt. Als sie das Tor verschlossen fand, war alles zu Ende. Schon ehe sie wußte, daß der Preis für ihr Überleben von Logan nie gezahlt werden würde. Der Mann, der sie jetzt an sich drückte, machte sich Gedanken um sie, ihr eigener Mann nicht. Er versprach ihr etwas, was gleichbedeutend war mit Verrat an seiner politischen Überzeugung und seinen politischen Freunden.

»Niemand wird Ihnen etwas tun.« Fast drei Wochen lang hatte sie sich gegen die Versuchung aller Gefangenen gewehrt, sich emotional an den Bewacher zu binden, der freundlich zu ihr war. Hatte voller Furcht und Ungewissheit gelebt, den Überfall Resnais überstanden und irgendwie Mut und Hoffnung nicht verloren. Jetzt fühlte sie nur seine Stärke und die Wärme seines Körpers. Er beehrte sie, und sie spürte, wie die Spannung in ihm stieg. Er war der einzige Freund auf der Welt, den sie noch hatte. Die psychische und physische Versuchung, nachzugeben, war stärker als alles, was sie je empfunden hatte. Da draußen war die Welt, mit der sie keinen Kontakt mehr hatte, von der sie vergessen worden war. Isoliert und eingesperrt hatte sie in der Villa gelebt, wie eine Fliege im Bernstein. Peters war der einzige reale Bezug für sie. Er hatte sie vor Resnais geschützt und versprach ihr, sie weiter zu beschützen.

»Ich will es Ihnen so leicht wie möglich machen. Sie wissen jetzt, daß Sie hier nicht raus können. Wenn Sie mir gehorchen, dann besteht jede Hoffnung, daß alles noch gut wird.«

Sie sah zu ihm auf. Ja, er schien es ehrlich zu meinen.

»Ich muß jetzt hinuntergehen, die anderen beruhigen, damit sie keinen Verdacht schöpfen.« Er ließ sie los und sah zurück.

»Kommen Sie dann wieder?«

»Nur wenn Sie es wollen«, gab er zur Antwort. »Aber es gehört nicht zu meinen Bedingungen.«

»Das habe ich auch nicht gemeint«, sagte sie und wiederholte dann ihre Frage als Bitte. »Kommen Sie wieder!«

Es war der französische Nationalfeiertag, man gab eine Party auf der Botschaft. James Kelly, der zwei Jahre seine Diplomatenkarriere in Paris verbracht hatte, mochte Frankreich und seine Menschen. Und weil er ihre Kultur anerkannte, hatte er viele Freunde unter den Franzosen. Da er es zu Hause alleine nicht ausgehalten hatte, war er schon früh gekommen. Am Vormittag hatte er sich mit Saud Homsy getroffen, diesmal auf dem Basar in Südteheran, in einem schmutzigen kleinen Büro hinter einem Messingladen für Touristen. Hatte Logans Gegenforderung überbracht – einen Beweis, daß Eileen noch lebte, sonst würde er sich von Imshan nicht zurückziehen. Das Treffen währte nur kurz, der Syrer war genauso heuchlerisch und aalglatt wie beim erstenmal. Er äußerte Bedenken wegen Logans Flucht nach Tokio, aber James versicherte ihm, daß die Reise ausschließlich den Zweck habe, die Verhandlungen zu unterbrechen. Dann fügte er noch einen Nachsatz hinzu. »Sagen Sie den Leuten von der Befreiungsarmee, daß ich persönlich mich genauso wie Mr. Field dafür einsetze, daß die Verhandlungen um Imshan abgebrochen werden.« Der Syrer hatte mit seinen Goldzähnen gebleckt, als verstünde er Kellys persönliche Motive in dieser Angelegenheit. Irgendwie war James im Büro über den Tag hinweggekommen. Er wollte nichts arbeiten, hätte am liebsten alle zusammengerufen und gesagt, daß Imshan abgeblasen würde und alle sich für die Heimreise fertigmachen sollten.

Er traute Logan nicht. Ganz zu Unrecht meinte er, Janet Armstrong

habe einen bösen Einfluß auf ihn, dem er sich nicht widersetze. Er fühlte das Zögern, die Unentschlossenheit Logans. Er wollte die Ölfelder um jeden Preis. Eileen hatte er schon zurückgestoßen, als es noch gar nicht um die Wahl zwischen ihr und Imshan gegangen war, und er dachte gnadenlos logisch. Selbst seine Bewunderer bezeichneten ihn als Pragmatiker. Mit katzenhafter Gewandtheit konnte er sich jeder gegebenen Situation anpassen. Und so versuchte er, sich zu überzeugen, daß es nicht um eine Entscheidung für oder gegen Eileen ging, sondern daß eine Entscheidung für sie ihr nichts mehr helfen würde. James neigte nicht zu Hass und heftigen Gefühlen, er war eher reserviert; wem seine Neigung galt, für den empfand er tief, ihm unangenehme Leute beachtete er kaum. Logan war wohl der erste Mensch, den er abgründig hasste.

Nach einer kurzen Dusche zog er sich um und floh geradezu aus dem Haus, suchte Ablenkung in menschlicher Gesellschaft, die mit der Imperial Oil nichts zu tun hatte. Die Frau des Botschaftssekretärs unterhielt sich mit ihm; eine charmante Enddreißigerin, geistvoll und chic, der es gelang, ihn zum Lachen zu bringen, ein wenig abzulenken. Plötzlich berührte ihn jemand am Ellbogen.

»Guten Abend, Mr. Kelly.«

»Guten Abend, Herr Oberst. Ist Ihre Gattin auch da?«

Der Oberst schüttelte den Kopf. »Sie ist leider krank. Ein kleines Fieber. Dabei hatte sie sich so auf heute abend gefreut.« Der Garten füllte sich langsam. Die Französin entschuldigte sich, James war mit Ardalán allein.

»Sie sehen müde aus«, sagte er. »Haben Sie so viel zu tun?«

»Ja, meistens. Mr. Field verlangt viel von seinen Leuten.«

Ardalan bot ihm eine Zigarette an. »Und wie geht es mit den Verhandlungen?« Er blickte beim Anzünden der Zigarette kurz in Kellys Gesicht. Eine winzige Muskelspannung zeigte ihm, daß er nicht die Wahrheit erfahren würde.

»Nicht allzu gut«, sagte James. »Die Sache macht uns im Augenblick etwas Kopfzerbrechen.«

»Das tut mir aber leid«, bedauerte Ardalán. »Mr. Field ist doch sehr erpicht auf die Felder.«

»Ja, sicher«, antwortete James abweisend. Selbst sein diplomatisches Training half ihm nicht in dieser Angst um Eileen. Er wollte nicht über die Ölfelder sprechen und konnte seine Aversion gegen dieses Thema nicht ganz verbergen.

»Sagen Sie«, fuhr der Oberst fort, »ist eigentlich Minister Khorvan für die Sache verantwortlich?« Hoffentlich log Kelly jetzt nicht wieder und wich aus. Er wußte, daß Khorvan die Imperial Oil blockieren wollte und es nur auf direkten Befehl des Schah unterließ. Wenn die Verhandlungen scheiterten, wie Kelly andeutete, dann mußte Ardalan wissen, ob der Minister dafür verantwortlich zu machen war.

»Tja, darüber kann ich hier wohl nicht gut etwas sagen. Soll ich uns Drinks besorgen?«

»Das wäre nett von Ihnen«, stimmt der Oberst zu und folgte ihm auf der Suche nach einem Kellner. Dann tranken sie beide ihren Sekt und beobachteten einander. Der Engländer sah nicht nur müde aus, sondern wirkte, als habe er tagelang nicht geschlafen. Sein Gesicht war völlig verhärtet. Logan Field hatte nicht viel anders ausgesehen nach dem Treffen mit dem Syrer. Natürlich konnte James Kelly hier nichts offen sagen, aber Ardalan wollte wieder seine Meinung bestätigt sehen.

»Bedrückt Mr. Field irgend etwas anderes außer Imshan?«

»Nicht daß ich wüsste.«

»Ach nein? Übrigens, hat der Syrer sich wieder gemeldet? Solche Leute sind oft recht lästig.«

»Nein, nie mehr. Mr. Field hat ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß er keine illegalen Geschäfte macht. Oh, da ist ja der Minister. Sie entschuldigen mich kurz? Ich muß etwas mit ihm besprechen.«

»Selbstverständlich. Nur eines noch ...«

»Ja.«

»Falls Sie je meiner Hilfe bedürfen, lassen Sie es mich bitte wissen.«

»Vielen Dank, ich werde bestimmt daran denken.«

Ardalan sah ihm nach, wie er sich einen Weg zu Khorvan bahnte, dann suchte er sich einen anderen Gesprächspartner. Es war genauso gekommen, wie er es seinem Assistenten prophezeit hatte: James Kelly

hatte nichts verraten, sondern er und Field suchten etwas zu verbergen. Es war noch früh am Abend und ziemlich hell, aber im Gebüsch des weitläufigen Gartens konnte sich leicht jemand ungesehen verstecken. Unter dem Schatten an der Mauer war einer, der sich bewegte. Jussuf Ibrahim war mit dem Mietpersonal für die Party auf das Gelände gekommen. Er wußte von seinem Bruder Habib, daß Minister zu Einladungen ausländischer Botschaften gingen, und einer der Freunde seines ermordeten Bruders hatte ihm rechtzeitig mitgeteilt, daß Khorvan an diesem Abend auf der französischen Party sein würde. Die Zeit der Rache war gekommen. Der Verräter und Mörder würde sich hier mit den kapitalistischen Feinden seines Landes unterhalten. Zwei Stunden vor dem Eintreffen der Gäste hatte sich Jussuf versteckt. Er spürte keine Angst, nur eine Entschlossenheit, die ihn so sehr erfüllte, daß er zitterte. Jussuf Ibrahim war ein armer, schwacher Mann, Staub unter den Füßen der Reichen und Mächtigen. Hatte sein Leben lang mit dem Hunger gekämpft, schief den Schlaf der Erschöpfung. Einen Schlaf, der nur Flucht vor den Anstrengungen der grausamen Arbeit für Sklavenlohn war. Sein Bruder Habib hatte ihm gesagt, dies alles würde sich ändern. Warum, hatte er nicht verstanden, aber ihm geglaubt und gehofft. Jetzt trat Khorvan ins Blickfeld. Tadellos gekleidet in seinem maßgeschneiderten Anzug, mit Diamanten an den Manschettenknöpfen. Habibs Bruder kam es vor, als umgebe ihn eine Aura von Blut. Er streckte sich etwas, fuhr mit der Hand in den Hosensack und ergriff sein langes scharfes Messer. Der Minister war schlechter Laune. Am Tag zuvor hatte er sich nicht wohl gefühlt, und wie viele Perser lebte er in schrecklicher Angst vor Krankheit. Tausend alarmierende Erklärungen waren ihm für seine Unpässlichkeit eingefallen, und sein Modearzt hatte ihn nicht beruhigen können. Lieber wollte er sich in London untersuchen lassen. Am Tag danach war er beim Schah in Audienz gewesen, und das versetzte ihn in einen mindestens ebenso schlimmen Zustand wie die Bakterien, die er irgendwo aufgesammelt hatte. Der Schah verlangte einen Bericht über die Verhandlungen mit der Imperial Oil, deren Präsidenten er empfangen wollte. Der Minister sollte ihm alle Details unterbreiten. *Eine* Fähigkeit zeichnete Sei-

ne Majestät vor allem aus – seine Begabung, andere Leute richtig einzuschätzen. James Kelly und Logan Field und seine Mitarbeiter konnte Khorvan hinters Licht führen, ihnen ausweichen. Beim Schah gelang ihm das nicht. Er wollte die Konzession der Imperial Oil zuteilen, wenn auch unter schärfsten Bedingungen. Es sollte Khorvans Aufgabe sein, die Imperial in eine Position zu drängen, die es ihr fast unmöglich machte, die gestellten Forderungen zu erfüllen und gleichzeitig die Regierung in eine Lage zu bringen, die eine Zurückweisung der Imperial Oil ohne Gesichtsverlust nicht mehr erlaubte. Auf diesem Drahtseil zu balancieren war schwierig genug, und dazu Logan Field als Verhandlungspartner genügte, einem Menschen wie Khorvan Magenbeschwerden zu bereiten. Er nippte an seinem Orangensaft und sehnte sich insgeheim nach den Wunderkräften eines guten, puren Scotch. Der Minister fühlte sich nicht in der Lage und auch nicht verpflichtet, den geselligen Partygast zu spielen, und als Kelly sich direkt an ihn wandte, tat er, als habe er ihn gar nicht bemerkt. Vier Leute umgaben ihn. Zwei Franzosen, ein Beamter der Handelsabteilung der britischen Botschaft und Kelly. Sie standen vor den Büschen, die ihren undurchdringlichen Schatten auf die Mauer warfen. James wartete kurz, ob Khorvan sich ihm doch zuwenden würde, und wurde dann plötzlich ungeduldig. Als Diplomat hatte er genug schlechte Manieren und Langeweile ertragen müssen, aber als Angestellter der Imperial Oil hatte er dies nicht nötig. Er wollte eben dem Minister den Rücken zuwenden, als einer der Schatten plötzlich Form annahm und sich aus dem Gebüsch löste – eine gebückte Form mit erhobenem Arm. Ehe Kelly noch erkannte, was da vor sich ging, sprang der Schatten auf den Minister zu. Khorvan wurde mitten im Wort vom Messer getroffen, sein Glas fiel zu Boden und zersplitterte; er schrie heiser auf und fiel nach vorne. Instinktiv griff Kelly nach dem flüchtenden Mörder. Der kleine drahtige Mann schlug um sich und kratzte, keuchte wüste Beschimpfungen. In der Menge ertönte ein schriller Schrei. Im ersten Augenblick waren alle wie gelähmt. Der Schrei löste die Spannung. Wenige Sekunden später halfen andere Gäste, den Mörder zu überwältigen und zu Boden zu werfen. Kelly kniete neben Khorvan, der auf dem Rücken lag. Einer

der Franzosen hatte ihm die Jacke geöffnet und die Krawatte gelockert. Und dann befand sich plötzlich Ardalán neben James und wandte den Kopf des Ministers nach oben. Die Augen waren verdreht. Der Oberst legte ihm die Hand auf die Brust, wartete kurz und drehte den Körper zur Seite. Aus dem Rücken des Toten ragte unter der linken Schulter ein Messergriff hervor. Ardalán sah sich um. »Der Minister ist tot«, sagte er, stand auf und ging zu dem Täter, den zwei Gäste immer noch auf den Boden pressten. »Bringen Sie ihn bitte hinein«, gab er Anweisung, »meine Leute holen ihn dann. Ich muß alle, die den Mord sahen, zu mir bitten. Der Herr Botschafter wird mir sicher einen Raum zur Verfügung stellen.«

Der Botschafter selbst brachte Oberst Ardalán ins Haus. Gäste, die Ardalán nicht helfen konnten, gingen heim, die Party war zu Ende. James gab seine Erklärung als erster ab. Ardalán war höflich und ruhig wie immer – er trug die Maske des freundlichen Obersten zur Schau. Niemand, der es nicht wußte, hätte den Chef der gefürchteten SAVAK dahinter vermutet. James berichtete, wie der Mann vorgespungen war und zugestoßen hatte und wie er ihn an der Flucht hinderte.

»Die Engländer behalten doch immer einen kühlen Kopf«, lobte ihn der Oberst. »Seine Kaiserliche Majestät wird Ihnen für die Ergreifung des Mörders sehr dankbar sein.«

»Gräßliche Sache«, sagte James. Er hatte noch nie einen Mord mit ansehen müssen; es war abscheulich. Genauso abscheulich war es ihm auch, miterleben zu müssen, wie der Mörder an den Haaren in ein Auto gezerrt wurde. Das schreckerfüllte Gesicht des Mannes verfolgte ihn.

»Wer ist der Mann? Warum hat er das getan?«

»Das werden wir bald wissen«, meinte Ardalán.

Vor der Botschaft hatte man eine Polizeiwache aufgestellt, einige Leute lungerten vor der Einfahrt herum. Khorvan tot! Es war schier unglaublich; ein so schneller Übergang vom Leben zum Tod! Genauso schnell wie der Stich, den ihm der Mörder versetzt hatte. James versuchte, nicht daran zu denken, was man wohl jetzt im Hauptquartier der SAVAK mit dem Meuchelmörder tat. Er fuhr heim, sagte seinem

Diener, daß er kein Abendessen wolle, und setzte sich mit einem Drink an den Springbrunnen im Garten. Eine warme Nacht, angefüllt mit dem betörenden Duft des Jasmins; die Sterne hingen wie Diamanten an einem Samttuch über seinem Kopf. Neben ihm spielten die Wassertropfen ihre zarte Melodie.

Jetzt, wo Khorvan tot war, hatten sie keinen Widerstand mehr zu fürchten. Wie schnell würde Logan in Tokio von dem Mord erfahren? Janet telegrafierte ihm sicher gleich. Er vergaß seinen Drink, horchte nur noch auf die Klänge des Wassers, das in das Marmorbecken plätscherte. Seiner Natur nach war James eher ein Denker als ein Mann der Tat. Ein unüberlegtes, vorschnelles Handeln ging ihm gegen Wesen und Ausbildung. Loyalität gegenüber seinen Vorgesetzten gehörte zum Lebenskodex, selbst einem Logan Field gegenüber. Vom Wohnzimmer aus rief er in der britischen Botschaft an und bat den Botschafter, der in Madrid sein Chef gewesen war, dringend, eine Audienz beim Schah für ihn zu arrangieren.

Jussuf Ibrahimi wurde einer Befragung unterzogen, lautete die offizielle Version im Bericht des Obersten. Langjährige Erfahrung mit dem Ergebnis körperlicher Tortur bei verschiedenen Menschentypen ermöglichte es Ardalan, abzuschätzen, ob der Mörder die Wahrheit sagte. Er sprach völlig offen. Weil sein Bruder Habib umgebracht worden war, hatte er den Minister, den er für den Tod seines Bruders verantwortlich machte, aus Rache getötet. Ardalan hatte ihn bis zu diesem Punkt reden lassen. Dann kam nach einer längeren Pause die nächste Frage. Er rauchte seine Zigarette zu Ende, ehe er sie stellte. »Warum sollte sich ein bedeutender Mann, wie Khorvan es war, mit einem Wurm wie deinem Bruder befassen?«

Undeutliches Gemurmel erklang. Habib habe den Minister ausspionieren sollen, weil er ein Verräter war, der Imshan an die Kapitalisten verhökern wollte. Und deshalb war Habib die Kehle durchgeschnitten worden. Ardalan setzte sich auf. Das Zimmer war grau vom Zigarettenrauch, der sich um die gnadenlos auf den Gefangenen gerichteten Scheinwerfer kräuselte. Endlich wurde das Puzzle erkennbar, ein großes Stück war hinzugekommen.

Habib Ibrahim hatte also Khorvan bespitzeln sollen. Seine direkte Verbindung zu den Amerikanern führte über Saud Homsî. Dieser Logan Field. Aus dem Munde des Ministermörders kam das Wort, das der Schlüssel für alles war: Imshan.

Ardalan stand auf und streckte sich, um seinen steifen Nacken zu lockern. Dann wandte er sich an die Beamten, die im Hintergrund warteten. »Bringt ihn weg!« befahl er. »Der Schah wird ihn exekutieren lassen.«

Er ging in sein Büro hinauf; es wurde schon hell draußen. Reza Pahlawi war bereits telefonisch über die Sache verständigt, er hatte ihn noch von der Botschaft aus angerufen. Jetzt besaß Ardalan alle Informationen, die er benötigte, um etwas zu unternehmen. Eine internationale Terroristengruppe, deren Leitung in Syrien steckte, mischte sich in Irans wichtigste wirtschaftliche und politische Angelegenheiten. *Ein* Mord war schon passiert. Es würde nicht schwerfallen, den unbedeutenden Bruder Ibrahim als politischen Terroristen hinzustellen. Ein guter Polizeibeamter weiß, wann es richtig ist, die Tatsachen ein bißchen zu frisieren. Um acht Uhr morgens fuhr er zum Palast.

Als Eileen aufwachte, wußte sie sofort, daß er im Zimmer stand. Sie war voll wach, vom ersten Augenblick an, blieb aber ganz ruhig liegen und wartete. Im Halbdunkel sah sie seine Umrisse. Draußen schien der Mond, die Rollos waren hochgezogen. Er blickte zu ihr hinüber. Sie setzte sich auf und schaltete die Bettlampe an.

Wortlos kam er zum Bett. Sein Gesicht zeigte keinerlei Ausdruck, er war voll angezogen. Als sie zu ihm aufsaß – von einer eigenartigen Erregung und Erleichterung zugleich erfüllt –, wußte sie, daß hier etwas Schicksalhaftes begann. Ein Strom floß zwischen ihnen, ohne jede Berührung. Diese wenigen Sekunden des Wartens waren das stärkste Erlebnis ihres bisherigen Lebens.

»Wenn Sie es sich überlegt haben, gehe ich wieder«, sagte Peters.

»Nein, bitte nicht.«

Er setzte sich auf den Bettrand und legte ihr ganz langsam die Hände auf die Schultern.

»Ich zwinge Sie nicht«, sagte er. »Ich bin ja nicht Resnais.«

Eileen nahm sein Gesicht in beide Hände und küßte ihn auf den Mund.

Es war ein wortloses Liebesspiel und bei aller Intensität voller Zärtlichkeit, auch von seiner Seite. Als sie nachher still nebeneinander lagen, erinnerte sich Eileen an die Worte eines befreundeten Priesters. Jeder Dummkopf ist zum Geschlechtsverkehr fähig, zur Liebe aber gehört ein echter Mann. Ineinander verschlungen lagen sie da, genossen die Berührung. Für Peters bedeutete es eine merkwürdige Erfahrung, denn Sex und Gefühl waren bei ihm noch nie zusammengekommen. Eileen war weniger versiert als Madeleine, es gab keine akrobatischen Kunststücke, aber die Befriedigung des Höhepunktes und der Nachklang waren unvergleichlich. Er wollte sie neben sich spüren, sie berühren und küssen. Und er erinnerte sich, wie ihm der Wunsch anderer Frauen, ihm nahe zu bleiben, immer irritiert hatte. Jetzt hielt er sie selbst ganz fest, bis alles von neuem begann. Leidenschaft, gegenseitiges Ertasten und Erforschen, sich selbst verlieren. Eileen wuchs an seiner Liebe, als sie in der Morgendämmerung in seinen Armen aufwachte, war sie ein anderer Mensch. Heirat und Geburt, Liebe und Verlust, alle Erfahrungen ihres Lebens mit Logan Field waren zugedeckt, verschleiert. Die einzige Realität bildete Peters, die Erfüllung durch ihn, die sie sich so nie hatte vorstellen können. Er hatte sie zu einem Teil seiner selbst gemacht. Kurz nach ihr wachte auch er auf, legte seine Hand auf ihre Brust. Sie deckte ihre darüber.

»Ich muß bald gehen«, sagte er. »Kann ich dich allein lassen?«

»Ja, die anderen dürfen dich nicht sehen.«

»Ich pass' schon auf.« Er setzte sich auf, spielte mit den Fingern in ihren Haaren.

»Ich komme wieder, sobald es geht. Und du schlaf jetzt.« Er beugte sich zu ihr und küßte sie. »Du hast mir so viel gegeben«, flüsterte er.

»Wir haben einander beide gegeben«, erwiderte sie. »Schade, daß du jetzt weg mußt.«

»Achmed steht immer früh auf«, sagte Peters, »ich möchte kein Risiko eingehen. Jetzt noch nicht. Und du schlaf jetzt. Ich komme später wieder«, wiederholte er. Sie sah ihm zu, wie er sich anzog und zur Türe ging. Er sperrte von draußen ab. Es war ganz still im Zimmer, irgendwie bedrückend. Ganz langsam strich sie mit den Händen über ihren Körper, dachte an seine Liebkosungen. Schlafen. Sich selbst entdecken und dann schlafen. Sieben Jahre mit Logan. Sie hatte sich als Frau, als Ehefrau und Mutter gefühlt. Als reifes, menschliches Wesen. Eine Frau, deren Leben nach einer vorgezeichneten Spur verlief.

Irland und Eaton Square. Die elegante Wohnung in Paris. Die Auslandsreisen. Dinnerparties, Geschäftsfreunde zum Essen. Ein kleines, saubergekleidetes Mädchen. Alles in seiner Ordnung, an seinem Platz. Mrs. Logan Field. Wer immer sie sein mochte – Eileen kannte sich selbst nicht mehr. Und sie würde nie mehr diese Frau sein.

»Wie sich das hinauszieht!« beklagte sich Madeleine. »Er behauptet, daß Field kapituliert hat, gibt uns aber keine Beweise. Woher sollen wir wissen, daß das überhaupt stimmt? Er läßt uns ja nie an das Funkgerät!« Sie saß mit Resnais in einem Café in Nizza. Beide verbrachten jetzt viel Zeit miteinander. Rein oberflächlich war die Atmosphäre zwischen ihnen und Peters freundlich, wenn auch reserviert; keiner ließ sich aber davon täuschen. Es war nur ein Waffenstillstand, der jeden Augenblick brechen konnte.

»Wir wissen nur, was er uns sagt«, überlegte Resnais. »Ich glaube, ich werde selbst mit Damaskus Kontakt aufnehmen müssen.«

»Nein, tu das nicht«, entgegnete Madeleine rasch. »Das ist viel zu gefährlich. Wenn er rausfindet, daß du hinter seinem Rücken mit dem Hauptquartier ...«

»Er läßt uns nicht an den Funk 'ran. Falls der Ehemann in letzter Minute abspringt, dann weiß nur er davon, und er wird die Frau nicht umbringen und auch dich dran hindern.«

Das Mädchen zündete sich eine Zigarette an.

»Er hat schon vier Nächte in ihrem Zimmer geschlafen, sagt Achmed. Geht immer mit ihr in den Garten hinaus, bringt ihr Wein und Zigaretten und Bücher. Ich sag' es dir ehrlich, Resnais: Als das Ganze anfang, war ich eifersüchtig, weil ich ihn liebte. Aber jetzt ist es weit mehr für mich.« Sie nahm ihr Glas und setzte es wieder ab, ohne zu trinken. »Es ist ja nicht nur, daß er mit ihr schläft. Er ist korrumpiert«, sagte sie. »Zum Feind übergelaufen. Ich habe ihn beobachtet, er ist ganz verändert. Nicht mehr der Mann, mit dem ich in Teheran zusammenlebte. Und keinesfalls derjenige, der die Lufthansa-Maschine kaperte. Ich bin sicher, daß er die Frau laufen läßt, selbst wenn unsere ganze Aktion dabei zum Teufel geht.«

»Und sich selbst aufopfert?« fragte Resnais empört. »Er muß doch wissen, was das für ihn für Konsequenzen hat! Oder will er mit ihr verschwinden? Sich den anderen ausliefern und über unsere Organisation auspacken.« Er nahm sich ebenfalls eine Zigarette. »Das müssen wir verhindern, und ich glaube, wir sollten nicht mehr lange warten. Drei Wochen haben wir die Frau jetzt hier. Bald wird es zu einer Entscheidung kommen, aber wir werden sie nicht erfahren. Er kann uns ja erzählen, was er will – jede Lüge auftischen – und mit ihr fliehen. Und dann wird die Polizei uns holen.«

Sie fluchte auf arabisch. »Er war einer unserer Besten«, klagte sie dann. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Hat alles aufgegeben für die Sache, viele von uns motiviert. Und jetzt macht ihn diese Frau kaputt. Aber ich werde es nicht zulassen, das schwör' ich dir!«

»Das glaube ich dir aufs Wort«, sagte der Franzose. »Aber jetzt müssen wir erstmal richtig planen. Ihn loswerden und dann sie weiter als Geisel behalten. Wenn du was mit ihr vorhast, ich stelle mich nicht dagegen.«

»Was sollen wir denn tun? Versuch's ja nicht hinterrücks. Er ist sehr gefährlich.«

»Das weiß ich«, entgegnete Resnais, »ich bin's aber auch. Wir werden für einen Unfall sorgen, so daß niemand auf dumme Gedanken kommt. Für die Organisation wird er als Held gestorben sein, und wir werden die Aktion zu Ende führen.« Er steckte eine Zehn-Franc-Note in die gefaltete Rechnung und beschwerte sie mit einem Glas.

»Komm, fahren wir zurück. Und sei bloß freundlich zu ihm! Er darf keinen Verdacht haben, daß er etwas von uns zu befürchten hat.«

9

Sie saßen gemeinsam beim Abendessen auf der Terrasse. Resnais beobachtete Madeleine voller Bewunderung. Sie hatte zwei Flaschen Wein auf den Tisch gestellt, saß eingehängt neben Peters und lächelte ihn an.

»Heute müssen wir mal feiern! Jetzt haben wir lange genug gestritten und gemuffelt. Auf dich!« Sie gab ihm ihr Glas, er mußte daraus trinken.

»Auf den Erfolg unserer Aktion«, ergänzte Resnais. »Ich bin sicher, daß sie gut ablaufen wird.«

»Ja, die Sache sieht nicht schlecht aus«, erklärte Peters. »Heute nachmittag kam ein Funkspruch, daß Logan Field im Prinzip unserer Forderung zustimmt. In ein bis zwei Wochen wird man offiziell bekannt geben, daß die Imperial Oil Imshan sausenläßt. Ich glaube, wir haben es erreicht.«

»Ist ja phantastisch!« rief Madeleine. »Ein Triumph für unsere Organisation. Die größte Ölquelle dem Westen verschlossen! Schade, daß niemand erfahren wird, wem das zu verdanken ist.«

»Das ist ja gerade der Clou dabei«, sagte Resnais. »Es muß geheim gehalten werden, denn sonst entledigt sich die Imperial einfach des Herrn Field und macht allein weiter. Was mit seiner Frau passiert, ist denen doch egal.« Peters hatte darauf gewartet, daß einer Eileen ins Gespräch brachte. Er blickte die beiden an und bemerkte so gleichmütig wie möglich: »Wenn unsere Forderung erfüllt wird, passiert ihr nichts.«

»Ich möchte morgen gerne nach Nizza«, wandte sich Madeleine zu

Peters. »Fährst du mich hin? Resnais hat keine Lust, und allein ist es mir zu langweilig. Achmed kann ja vor ihrer Tür sitzen bleiben, wenn du immer noch Angst hast, daß Resnais wieder ... Aber dazu besteht ja kein Anlass. Nicht wahr, Resnais? Du hast ja jetzt deine ...«

»Ja, jede Menge«, grinste der Franzose. »Ich habe ein nettes kleines Puff entdeckt. Hübsche Mädchen, und nicht zu teuer. Ihr beide habt das ja nicht nötig.« Er lächelte sie an. Das Mädchen spielte fabelhaft. Keine Bitterkeit oder Feindseligkeit war zu spüren – es schien, als hätte es nie ein Zerwürfnis zwischen ihr und Peters gegeben, als würde das alte Verhältnis unverändert fortgesetzt. Sie lotste Peters genau in die Richtung, die sie mit Resnais abgesprochen hatte.

»Ich habe lange genug den Chauffeur gespielt«, sagte der, »jetzt kümmerst du dich mal um unser Fräulein. Morgen will ich angeln gehen. Ich habe einen Fischer gefunden, der mich mit dem Motorboot rausfährt. Die Rumsitzerei hier macht mich wahnsinnig.«

Peters zögerte noch. Trotz des scheinbaren Waffenstillstands war die Atmosphäre voller Misstrauen gewesen. Er mußte aber die beiden wenigstens neutral halten. Madeleines Körper war ihm unangenehm; ihr Parfüm, vermischt mit Schweißgeruch, verursachte ihm Übelkeit. Alles Animalische, das ihn einst so erregt hatte, stieß ihn jetzt ab. Die ölige braune Haut, die vollen Brüste unter dem Baumwollhemd, dessen oberster Knopf absichtlich offen stand, das breite Lächeln und der begehrlische Blick der grünen Katzenaugen. Er hätte sie nicht mehr anrühren mögen, seit er Eileen Field in den Armen gehalten hatte, aber er mußte sie beruhigen. Wenn Resnais außer Haus war, konnte er Eileen ohne weiteres unter Bewachung des Algeriers allein lassen; der betrat bestimmt nicht das Zimmer.

»Na schön, fahren wir eben nach Nizza. Wann soll's denn losgehen?«

»Vormittags. Wir könnten schwimmen gehen, und ich möchte was einkaufen. Vielleicht führst du mich zum Mittagessen aus?«

»Schon möglich, wenn's nicht unbedingt das ›Negresco‹ sein muß.«

»Sei nicht so boshaft. Seit ich von zu Hause weg bin, war ich nicht mehr in so einem Haus.«

Nach dem Essen ging Resnais zu Bett. Madeleine spürte plötzlich echtes Verlangen nach Peters. Sie hatte neulich richtig gelitten, als er sie verließ. Stolz und Eifersucht hatten ihre Liebe in Hass verwandelt, und sie verachtete ihn um seiner Schwäche willen, wütete gegen ihn, weil er die politischen Prinzipien verriet, die sie beide zusammengebracht hatten. Das Schlimmste aber war die Erkenntnis, daß die Frau, die sie hier festhielten, diese verwöhnte Kapitalistin, Gefühle in ihm erweckte, die er bei ihr nie empfand. Sie war mit Resnais übereingekommen, daß Peters getötet werden mußte, und hatte sich den ganzen Abend lang bemüht, alles so zu arrangieren, daß der Plan durchgeführt werden konnte. Und jetzt versuchte sie es doch noch einmal mit ihm.

»Du fehlst mir so«, schnurrte Madeleine, nahm seine Hand und legte sie auf ihren Mund. Biss ihn in die Finger und küßte seine Handfläche. »Komm zu mir zurück«, flüsterte sie. »Komm heute nacht zu mir.«

Sie hatte noch nie um etwas gebeten, fühlte sich als unabhängige Frau, Herrin ihrer selbst, imstande, ihren Körper zu geben oder zu verweigern. All dies vergaß sie jetzt; sie ließ sich zu Boden sinken und streichelte sein Knie.

»Ich brauch' dich so sehr. Ich liebe dich immer noch.«

Es kostete Peters Überwindung, sie auch nur zu berühren. Eine noch größere Anstrengung war es für ihn, nicht auszuweichen und sich ihren unerwünschten Zärtlichkeiten zu entziehen. Er legte ihr die Hand auf den Kopf und versuchte, freundlich zu sein. Dabei wußte er aber, daß sie nur die Zurückweisung empfinden würde, die er jetzt aussprechen würde. »Lieber nicht«, wich er aus. »Wir haben damit alles kompliziert. Das können wir uns nicht leisten. Wir sind jetzt gute Freunde und Kameraden und müssen uns damit zufrieden geben.«

Sie stand auf und tat, als akzeptiere sie das. Er wußte ja nicht, warum, und bewunderte insgeheim ihre Haltung. »Wie du willst«, sagte sie. »Es werden sich schon mehr Frauen für dich zum Narren gemacht haben. Jetzt gehöre ich eben auch zu dem Klub. Ich gehe jetzt ins Bett. Aber nach Nizza fahren wir morgen?«

Kaum daß sie die Terrasse verlassen hatte, vergaß er sie schon. Sie hatte keine Szene gemacht, Gott sei Dank. Es war elf Uhr. Resnais schlief wohl schon. Er mußte nur noch warten, bis Madeleine auch soweit war, dann konnte er zu Eileen hinauf. Er tastete in der Tasche nach dem Schlüssel.

Peters hatte versucht, Eileen und sich selbst zu analysieren. Natürlich konnte man es leicht mit sexuellem Begehren erklären. Er hatte mit ihr ins Bett steigen wollen und deswegen Resnais attackiert und Madeleine zurückgewiesen. Sie wiederum hatte Angst, war einsam und hatte eine masochistische Einstellung zu dem Mann, der sie gefangen hielt. Klang alles ganz gut – aber es stimmte nicht. Es war etwas viel Tieferes als rein physische Bindung oder psychische Verdrehtheiten. Alle Beschützerinstinkte in ihm, früher auf die Masse Mensch gerichtet, auf die Unterdrückten, waren jetzt nur noch auf sie zentriert. Dabei war sie keineswegs die attraktivste und schönste Frau, die er kannte – aber das einzige menschliche Wesen, für das er sich persönlich verantwortlich fühlte. Es durfte ihr nichts geschehen! Bis zu diesem Punkt war er gekommen. Sonst hatte sich nichts verändert. Sein politischer Glaube war gleich geblieben, er bereute nichts, was er um seinetwillen getan hatte, und würde es jederzeit wieder tun. Eileen Field war etwas ganz anderes in seinem Leben. Peters zog den Schlüssel zu ihrem Zimmer aus der Tasche. Noch nie hatte er einen Menschen geliebt, jedenfalls nicht, seit Andrew Barnes tot war. Jetzt liebte er. Es war alles so einfach, und er kämpfte auch nicht dagegen an.

Madeleine lauerte hinter ihrer Tür, hörte ihn vorbeigehen. Als er bei Eileen aufschloss, öffnete sie ihre Tür einen Spalt und sah ihm nach.

Resnais ging um sechs Uhr morgens in die Küche hinunter, die so modern eingerichtet war, daß sie mehr einem Operationsaal glich. Er trat zum Herd mit dem Klarsichtbackofen in Augenhöhe und betätigte einen Hebel am Armaturenbrett, dann drehte er den Knopf der Abzugshaube in entgegengesetztem Uhrzeigersinn und drückte gleichzeitig

auf die Tür daneben. Sie öffnete sich nach innen in einen Vorratsraum, der mit Schusswaffen und Munition angefüllt war. Er zögerte kurz und wählte schließlich eine russische M-1930 mit Teleskop und die dazugehörige Munition. In dem Raum befand sich alles: von Gewehren über Revolver bis zu Maschinenpistolen und zur ARIS, einer beliebten Guerillawaffe. Resnais liebte Waffen. Manche bezeichneten sie als Phallussymbole – für ihn eine typische Bourgeois-Idee. Mit seiner Libido war alles in Ordnung, und trotzdem war er ein Waffenfan. Er kehrte in die Küche zurück, schloß die Schranktür, legte den Hebel in Ausgangsstellung und packte Gewehr und Munition in eine lange Schachtel, die er mitgebracht hatte. Sie stammte aus einem Sportgeschäft in Nizza und enthielt einst diverses Angelgerät. Dann ging er zur Garage hinaus, in der ein Renault 5 stand, der für Kurzstrecken benützt wurde, ein glänzendweißer Rolls-Royce, das Lieblingsspielzeug des reichen Algeriers, und ein langer, niedriger Jaguar Typ E. Er verstaute die Schachtel im Kofferraum des Jaguar, verschloss ihn und steckte den Schlüssel ein. Peters sollte morgen nicht den schnellen Wagen nehmen. Anschließend lief er auf die Terrasse, sprang die fünfzig Felsstufen zum Meer hinunter und badete.

Als Madeleine herunterkam, aß Resnais bereits seine Frühstückssemmeln und trank frisch gebrauten Kaffee. Er grinste zur Begrüßung und zog mit einer Hand einen Stuhl zurecht; in der anderen hatte er eine Buttersemmel, mit der er ihr zuwinkte. Er war bester Laune, lachte, machte Späße und erzählte von seinem morgendlichen Bad. Madeleine reagierte nicht darauf. Sie aß nichts, trank nur starken Kaffee und saß mit angespanntem Gesicht da. Sie hatte schlecht geschlafen, die Augen brannten ihr. Eifersucht war eine richtige Krankheit. Dauernd hatte sie daran denken müssen, wo der Mann, den sie begehrt, schlief. Nun kannte sie keine Gnade mehr, alle ihre Gefühle für ihn waren erloschen. Sie blickte zu Resnais hinüber.

»Alles fertig?«

»Ja«, sagte er ruhig. »Du spielst jetzt deine Rolle und ich meine. Und immer schön lächeln. Mach ihm einen schönen Vormittag – es ist sein letzter.«

Peters wachte sehr früh auf und verließ Eileen noch vor Anbruch der Morgendämmerung. Es war das einzig Traurige an ihrer Beziehung, daß sie nach ihren Liebesnächten so oft allein aufwachte. Das Zimmer war jetzt kein bequemes Gefängnis mehr, kein Käfig, in dem sie auf Flucht sinnend auf und ab ging. Nun sah sie es als einen Raum, in dem sie ein völlig neues Leben mit dem Mann ihres Herzens begann. Anders konnte sie es nicht bezeichnen. Nach der ersten Nacht, als die Verwandlung einsetzte, hatte sich ihre Leidenschaft noch verstärkt. Über den Sex hinaus waren Gefühle in ihr erwacht, die sie nie in sich vermutet hatte. Sie hatte Logan geliebt, war aber nie ein Teil seiner selbst geworden; die Beziehung zwischen ihr und Peters dagegen war so fundamental, daß sie sich wie eins mit ihm vorkam. Jetzt erst verstand sie die Bedeutung der Worte bei der kirchlichen Trauung, daß Mann und Frau eins sein sollten. Das war bei ihnen der Fall. Wenn sie ihn berührte, war es wie eine Erweiterung ihrer selbst. Und so wie sie ihm voll angehörte, empfand auch er für sie. Sie sprach über sich, ihr Leben und ihre Ehe, und es klang wie die Erzählung eines fremden Lebens. Die Flüge von London nach Paris, um Logans Gäste zu bewirten. Kleider, deren jedes so viel kostete, wie arme Leute im Jahr verdienten. Dinners, Parties, die wirkten wie in einem Vorkriegs-Boulevardstück. Ein Leben, dessen Werte vom Dollarzeichen geprägt waren. Beziehungen zu Leuten, die nur geschäftliche Bedeutung hatten. Es klang alles so banal, und während sie ihm davon erzählte, schämte sie sich. Es lag so weit weg. Nachdem sie es sich von der Seele geredet hatte, wollte sie es am liebsten vergessen. Er hatte ihr nicht viel anvertraut; Selbstanalyse lag ihm nicht. Er war, wie er war, und das akzeptierte sie. Über die Zukunft dachte sie nicht mehr nach. Sie lebte nur noch für jeden einzelnen Tag, für die Spaziergänge im Garten, das Sonnenbad im Liege-

stuhl, dachte nie mehr daran, wegzulaufen, ihn zu verlassen. Genöß diese Nacht, wie jede, in der er zu ihr kam. Es war ein wunderschöner Traum, voll zartester Innigkeit. Er brachte ihr das Frühstück hinauf, und sie bestand darauf, daß er daran teilnahm. Dann gingen sie beide zum Fester; Eileen sah so gerne zum Meer hinaus. Peters hatte den Arm um sie gelegt. »Ich muß sie nach Nizza fahren«, sagte er. »Ich lasse dich nicht gerne allein, aber Resnais ist nicht da. Ich komme nachmittags so schnell wie möglich zurück. Vielleicht können wir dann schwimmen gehen, wenn du möchtest.«

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. »Hast du keine Angst, daß ich entfliehen könnte?«

»Ich bin ein guter Schwimmer«, lächelte Peters und küßte sie auf die Wange.

Seit Jahren hatte er nicht über andere Menschen nachgedacht. Was ihre Beziehung so wertvoll für ihn machte, war die Großmut, mit der sie sich ihm hingab und nichts dafür erwartete. Jede andere Frau hätte die Situation bestimmt ausgenützt und versucht, ihn zu überreden, daß er sie gehen ließ. Eileen bat nicht darum, weil sie ihm vertraute und sie einander so gut verstanden, daß keiner dem anderen schaden wollte. Er wußte, daß er sich letzten Endes für sie entscheiden mußte. In Damaskus war man zwar noch der Meinung, daß ihr Mann sich den Forderungen fügen würde; Saud Homsî war sogar fest davon überzeugt. Keiner außer ihm wußte, daß sie die vermeintliche Trumpfkarte gar nicht in der Hand hielten. Ein Mann wie Logan Field warf Ims-han nicht für eine Frau weg, die er gar nicht mehr haben wollte.

»Du wirst mir fehlen«, sagte Eileen. »Vielleicht versuche ich, das gräßliche Buch fertigzulesen.«

Peters wandte sich ihr zu und küßte sie. Als er hinunterkam, hatte Madeleine den Renault schon aus der Garage geholt.

»Chauffieren darfst *du*«, sagte sie, »aber nicht auf der Küstenstraße, die kann ich schon nicht mehr sehen. Fahren wir doch mal zur Abwechslung über die *Moyen corniche*. Dort gibt es so wunderschöne Ausblicke. Heute ist der richtige Tag dafür.«

Logan frühstückte gerade in seinem Apartment im Okura-Hotel, als ihn Janets Telegramm erreichte. »Khorvan ermordet. Keine Änderung sonst. Welche Fortschritte machst du drüben? Janet.«

Nach einem langen, langweiligen Dinner mit einigen japanischen Ölleuten hatte er gut geschlafen und fühlte sich ganz entspannt. Die japanischen Importeure und die Regierung waren mit einer Partnerschaft einverstanden, aus der das Extrageld fließen würde, das zur Erstellung der neuen Raffinerie notwendig war. Die Verträge wurden bereits aufgesetzt, und er hoffte, sie noch vor seiner Rückkehr unterschreiben zu können. Die ›andere Sache‹ hatte er einfach aus seinen Kalkulationen gestrichen. Er verhandelte, als gäbe es keinen Saud Homsî und als wäre seine Frau mit dem Kind in England. Nach den erfolgreich abgeschlossenen Gesprächen ging er einfach schlafen, denn er wußte, am nächsten Morgen mußte die Wahrheit heraus. Er spielte *va banque*, weil es ihm unmöglich war, einfach auszusteigen und kampfflos aufzugeben. Es *mußte* einen Ausweg geben, der Eileen rettete und doch Imshan in greifbarer Nähe bleiben ließ. Als er Janets Telegramm gelesen hatte, sprang er vor Erregung auf. Etwas Besseres hatte gar nicht passieren können. Der Hauptfeind und Gegner der Imperial Oil war ausgeschaltet. Welch unendliches Glück sie doch hatten. Er dachte keinen Moment an den Menschen dabei; der Tod des Ministers schockierte ihn nicht im geringsten. Es war ein Glücksfall. Ohne diesen Gegner konnten sie vielleicht sogar den Bau der Raffinerie aufschieben, bis die Imperial Oil ihre Investitionen zum großen Teil wieder hereingeholt hatte. In Gedanken verhandelte er schon mit dem Nachfolger Khorvans, wahrscheinlich Amir Montaz, einem früheren Botschafter des Landes in Washington, der als Sympathisant des Westens bekannt war. Der Weg nach Imshan wurde langsam frei. Mit der Beseitigung Khorvans hätte er nie gerechnet; jetzt stand offenbar nichts mehr zwischen ihm und dem Höhepunkt seiner Karriere. Die Lösung des Inflationsproblems des Westens lag nun in seiner Hand. Er, Logan Field, Präsident der Imperial Oil, konnte mit der Regierung des Iran einen Abschluß tätigen, der die arabische Solidarität in Sachen Ölpreise brechen würde, etwas, das die Diplomaten des Westens nicht fertig gebracht hat-

ten. Seine Gesellschaft würde auf dem Gebiet von Imshan in einer Reihe mit den Ölgiganten stehen. Von tief unten hörte er Tokios Frühverkehr wie leises Bienensummen heraufklingen. In seinem Apartment im zehnten Stock dieses luxuriösen Hotels hatte Logan das Gefühl, auf der Spitze eines Bergs zu stehen und auf Königreiche zu seinen Füßen zu sehen, die alle ihm gehörten, wenn er den Preis dafür zu zahlen bereit war. Und dieser Preis war Eileen. Er versuchte, sich ihr Gesicht in Erinnerung zu rufen – vergeblich. Alles blieb leer, als wehre er sich unbewußt gegen die Erinnerung an sie. Ein *Leben* auf der Waagschale gegen die Lösung eines Weltproblems. Er hatte zu James Kelly gesagt, daß es nie einen Konflikt gegeben habe, wenn es um seine eigenen Interessen und die der Gesellschaft gegangen war – er war überzeugt, daß dies auch stimmte. Janet meinte, Eileen würde auf jeden Fall getötet werden, ganz gleich, wie er sich verhielt. Diese Ansicht teilte er nicht, aber jetzt bestürzte sie ihn doch. Vielleicht warf er alles umsonst weg? Er sah sein Bild im Spiegel an der anderen Wand. Ein Mann, der gebeugt im Sessel saß und gegen zwei unmögliche Alternativen kämpfte. Seine Frau, die Mutter seines Kindes, den Meuchelmördern zu überantworten oder sein Lebenswerk zu zerstören und die Lösung der wirtschaftlichen und politischen Probleme Westeuropas in Frage zu stellen, um dann herauszufinden, daß man Eileen gar nicht am Leben ließ.

»Ich glaube nicht, daß du sie je wieder sehen wirst«, hörte er Janet sagen. Es schauderte ihn. Jetzt stand ihr Gesicht plötzlich klar vor ihm, in allen Facetten, die er an ihr kannte.

Wie sie durch die irischen Felder wanderten, wo sie ihm ein Pferd zeigen wollte, das ihn gar nicht interessierte, auf der Hochzeitsreise, beim Öffnen seiner Weihnachtsgeschenke, wie sie sich über seine Schulter beugte; er wußte sogar noch, was er ausgepackt hatte: eine kleine Sepia-Skizze eines unbekanntenen Malers des achtzehnten Jahrhunderts. Sie hing in seinem Arbeitsraum in London.

Der Mann im Spiegel beugte sich vor, barg das Gesicht in den Händen. Er merkte plötzlich, daß er an sie nur noch in Vergangenheit denken konnte.

Resnais hatte das Haus früh verlassen; nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Schachtel noch unberührt im Kofferraum lag, fuhr er los. Bei der Abzweigung zur Bergstraße parkte er den Wagen auf einem Abstellplatz, zog die Sandalen aus, schlüpfte in kräftige Schuhe mit griffigen Gummisohlen und streifte einen schwarzen Pullover über das T-Shirt. Dann fuhr er wieder auf die Straße hinaus und bog in Richtung Gebirge ab. Es war ein heißer Vormittag, der Schweiß rann ihm herunter. Neun Uhr fünfundfünfzig. Madeleine wollte mit Peters um zehn Uhr aufbrechen. Bis zu der Stelle, die er ihr angegeben hatte, würde sie etwa fünfundzwanzig Minuten brauchen. Die Straße stieg in Windungen an. Links waren Pinienhänge. Bei einer besonders scharfen Kurve verlangsamte Resnais die Fahrt, fuhr dann noch hundertfünfzig Meter weiter zu einem breiteren Straßenstück und stellte den Wagen im Schatten des Felsens ab.

Der Franzose holte die Schachtel aus dem Kofferraum und rannte zur Ecke zurück. Zehn Uhr fünfzehn. Er erkletterte den überhängenden Felsen und versteckte sich schließlich in einem Gebüsch, das er schon am Vormittag für diesen Zweck ausgesucht hatte. Von hier aus konnte er die Straße übersehen und vor allem jedes Auto, das sich der Biegung näherte. Nach rechts fiel der Abhang Hunderte Meter steil ins Tal ab. Resnais packte das Gewehr aus und befestigte das Teleskop darauf. Er sah ein Auto kommen und warf sich ins Gebüsch. Ein roter Peugeot kam die Straße entlang, er konnte sogar das Nummernschild entziffern.

Madeleine hatte sich vorn neben Peters gesetzt. Ihre Basttasche warf sie auf den Rücksitz. Auf ihre Bemerkung über die Hitze gab er irgendeine banale Antwort, dann schwiegen beide. Sie beobachtete die Straße und sah sich gelegentlich nach allen Seiten um. Die Strecke wurde immer steiler. Er fuhr schnell, aber ohne Risiko. Sie näherten sich der Stelle, an der Resnais lauerte.

Madeleine nahm ihre Armbanduhr in die Hand. »Ich muß sie reparieren lassen, sie geht nicht mehr seit gestern.«

»Am Strand ist ein Uhrmachergeschäft«, sagte er.

Sie zog die Uhr wieder über. Ihr Fenster war heruntergekurbelt, der Arm lag auf dem Türrahmen.

»Merde!«

Peters verlangsamte automatisch die Fahrt. »Was ist los?«

»Meine Uhr ist rausgefallen. Du mußt anhalten.« Er stoppte, sie sprang aus dem Wagen. Die Biegung lag genau vor ihnen, er konnte nicht sehen, was von der anderen Seite kam, und auch nicht gesehen werden.

»Beeil dich, ich kann hier nicht stehenbleiben.« Sie hatte am Boden herumgesehen, richtete sich jetzt auf und sah ihn an. »Dann fahr weiter«, schlug sie vor. »Ich glaube, um die Ecke ist ein kleiner Parkplatz. Wart dort auf mich.«

Seine gereizte Antwort verstand sie nicht ganz. Während er weiterfuhr, blieb sie stehen. Noch hundert Meter. Resnais wartete oben. Er war ganz ruhig, völlig kalt. Als er das Auto sichtete, saß Madeleine schon nicht mehr drinnen. Er richtete das Zielfernrohr auf das rechte Vorderrad, und als Peters kurz vor der Ecke angelangt war, drückte er ab. Peters kannte die Straße und die Biegung und verlangsamte die Fahrt nicht so sehr, wie es ein Fremder getan hätte. Ohne seine Aufmerksamkeit von der Straße zu wenden, sah er, daß sich in den Büschen auf dem Überhang etwas bewegte. Als der Reifen platzte, versuchte er, kurz gegenzusteuern. Er stieg hart auf die Bremse und verriß den Wagen nach rechts, in der Hoffnung, noch durch die Kurve zu kommen, aber seine Geschwindigkeit war zu groß. Die Hinterräder glitten ab, der Renault stürzte mit der Nase nach vorne den Abhang hinunter. Krachen, Klirren – ein Höllenlärm, dann ein dumpfer Knall, als der Benzintank explodierte. Hässlicher schwarzer Rauch stieg zur Straße herauf. Madeleine rannte zur Ecke. Resnais kletterte aus seinem Versteck, sie sahen beide den Abhang hinunter. Unten zwischen den Bäumen brannte es.

»Leb wohl, Peters«, grinste Resnais und schlug Madeleine fröhlich auf die Schultern. »Komm jetzt, steig ein.«

Sie wandte sich rasch ab, damit er nicht die Tränen in ihren Augen sah.

Die Polizei erfuhr noch in der gleichen Stunde von dem Unfall; aber als die Suchpatrouille zu den Überresten des Wagens kletterte, fand sie nichts als glühendheißes, verbogenes Metall vor. Zwischen den Bäumen loderten noch kleine Flammenherde, die man schnellstens löschte.

Eileen verbrachte den Vormittag ganz gemächlich. Sie badete, ruhte sich auf dem Bett aus, döste vor sich hin und dachte an Peters. Dann zog sie das Baumwollkleid an, das er ihr beim ersten Mal gekauft hatte. Im Schrank hingen jetzt noch mehr Kleider; er hatte ihr auch ein Sortiment von Lippenstiften gebracht und eine Schachtel teurer, handgestickter Taschentücher, mit denen sie nur wenig anfangen konnte; aber sie brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, daß ihr Kleenex lieber gewesen wäre. Sie kämmte sich und machte ihr Gesicht zurecht. Von den Sonnenbädern war sie schon gebräunt, sie sah entspannt aus. Ein völlig verändertes Antlitz blickte ihr aus dem Spiegel entgegen, mit zufriedenem Blick und Lächeln. Es fiel ihr auf, daß sie jünger aussah. Der Vorschlag, schwimmen zu gehen, machte sie aufgeregt wie ein Kind. Als sie einen Schlüssel im Schloß hörte, drehte sie sich freudig um, und dann standen Madeleine und Resnais vor ihr; Resnais mit angelegtem Gewehr. Eileen ließ ihre Bürste fallen, sie schrie entsetzt auf. Der Franzose grinste. »Sie sehen ausgezeichnet aus, Madame«, spöttelte er. »Unser Freund hat sich wohl bestens um Sie gekümmert.«

Als er auf sie zuing, eilte sie hinter das Bett.

»Bleiben Sie mir vom Leib! Wenn er Sie noch einmal so antrifft, bringt er Sie um.«

Auch Madeleine kam näher. Sie war geisterbleich, und in ihrem Blick lag etwas, das Eileen mehr in Schrecken versetzte als das Grinsen des Franzosen.

»Er kommt aber nie wieder«, sagte Madeleine. »Er ist nämlich tot.«

Sie starrte die beiden an und schüttelte den Kopf.

»Das glaube ich nicht! Das glaube ich einfach nicht.«

»Legen Sie die Hände auf den Kopf«, befahl Madeleine, »sonst schießt er Ihnen in die Beine. Los jetzt!«

»Sie lügen!« schrie Eileen. »Sie wollen mich nur erschrecken. Er kommt heute nachmittag zurück.«

»Er ist tot!« brüllte Madeleine zurück. Sie trat hinter das Bett. Eileen kauerte mit dem Rücken zur Wand. Madeleine schlug ihr mit dem Handrücken ins Gesicht.

»Das hat er Ihnen zu verdanken«, zischte sie. »Sie haben einen guten Kämpfer korrumpiert, ihn ruiniert. Jetzt müssen Sie dafür bezahlen. Dafür werden Resnais und ich schon sorgen! Hände auf den Kopf, du Hure, oder ich zerkratz' dir deine Visage!«

Sie war durchtrainiert und kräftig; packte Eileen und drehte sie grob herum, gab ihr dann einen kräftigen Stoß, daß sie in Richtung Tür taumelte. Resnais zielte weiterhin auf sie. »Los jetzt, Madame«, sagte er, »reizen Sie sie nicht! Sie haben ihr den Mann weggenommen.«

Eileen hörte ihn lachen und sah, wie die Libanesin ihn giftig anstarrte. Sie hob die Arme und legte die Hände auf den Kopf, ging aus dem Zimmer an Achmed vorbei, der vor der Tür wartete, und warf ihm einen flehentlichen Blick zu, aber er wandte sich ab. Über die Treppe hinunter ging es in die Küche und dann hinaus auf einen Gang, wo Resnais die Tür zur Kellertreppe öffnete. Die Stufen waren so steil und schmal, daß sie die Arme als Balancehilfe nehmen mußte, um nicht zu fallen. Am unteren Ende der Treppe war wieder eine Tür, sie blieb davor stehen und sah den Franzosen an.

»Von mir aus bringt mich um«, sagte sie tonlos. »Wenn er tot ist, ist mir egal, was mit mir passiert.«

»Halt's Maul«, schnauzte Resnais sie an. Madeleine schloß die Tür auf.

»Rein mit dir!« kommandierte sie. Drinnen war es ganz dunkel. Eileen konnte im ersten Augenblick nichts erkennen. Sie senkte die Arme und erwartete den Schuß von hinten. Spürte keinerlei Angst, nur Trauer und Schmerz. Der Schuß blieb aus. Die Tür wurde zugeschlagen, sie war allein. Da sank sie zu Boden und schluchzte. Nicht um ihrer selbst willen, sondern um den Mann, den sie liebte, wie sie noch nie jeman-

den geliebt hatte, nicht einmal ihr Kind. Erst nach langer Zeit erhob sie sich wieder, völlig erschöpft vom Weinen. Aus einem Luftschacht hoch oben in der Wand drang etwas Licht in den Raum. Sie sah jetzt Flaschengestelle; man hatte sie in den Weinkeller gesperrt. Eileen suchte mit den Händen nach einem Schalter neben der Tür, aber das Licht wurde hier offenbar von draußen betätigt. Es roch faulig im Raum. Sie wanderte von Gestell zu Gestell. Tastete die Wände ab. Es gab nur eine Tür und den winzigen Luftschacht. Kein Bett, nichts. Wieder setzte sie sich auf den Boden und wußte nun, daß man sie töten wollte.

Der Schock hatte alle Angst vertrieben. Schmerz um Peters überdeckte das Entsetzen, dem Franzosen und der Libanesin ausgeliefert zu sein. Erst nach einer Weile stieg die Furcht erneut in ihr auf. Es schauerte sie in der Kälte und Dunkelheit. Sie hatten sie nicht sofort getötet. Sie stöhnte vor Angst bei dem Gedanken, daß sie gefoltert würde. Ihretwegen sei Peters tot, hatte das Mädchen gesagt. Sie hatten ihn ermordet, weil sie wußten, daß er Eileen liebte, und hatten sie in diesen Keller hinuntergebracht – wozu wohl? Der Franzose hatte sie schon einmal gequält und fast vergewaltigt. Sie konnte sich vorstellen, was die gehässige Frau zu tun imstande war.

Eileen kämpfte gegen die immer stärker werdende Panik an. Dann versuchte sie, sich Peters vorzustellen, und das Gefühl, in Hysterie auszubrechen, verebbte. Sie erinnerte sich an seine Küsse, an die letzte Umarmung. Die allerletzte. Das gab ihr Kraft und Mut. Wie das Ende aussah, war jetzt egal, nur mit Würde mußte sie es durchstehen, an ihn denken, mit ihm vereint werden. Dieser Gedanke gab Eileen schließlich Frieden. Sie kniete sich hin, bedeckte das Gesicht mit den Händen und betete für ihn und sich selbst. Dann setzte sie sich auf den Boden und wartete.

»Mr. Kelly?«

James wurde ganz steif bei der Stimme am Telefon. Er hatte vor dem Salon im Garten gesessen, geraucht und auf die Geräusche im Garten

gelauscht. Ein französischer Diplomat war mit seiner Frau zum Abendessen dagewesen. Sie hatten sich größtenteils über den Mord unterhalten. Nachdem die Gäste gegangen waren, hatte er sich noch eine letzte Zigarette angesteckt. In drei Tagen sollte er zum Schah kommen, hatte man ihm auf der Botschaft gesagt. Es war Homsis Stimme, die ihn so erschreckte.

»Was ist los? Irgendwas nicht in Ordnung?«

»Das wollte ich von Ihnen wissen«, antwortete Homsi. »Ich hörte eben, daß Mr. Field mit den Japanern einen Vertrag geschlossen hat.«

»Wo haben Sie denn das wieder her? Das ist bestimmt falsch.«

»Aus privater Quelle«, entgegnete der Syrer. »Die Sache könnte sehr ernste Folgen haben.«

»Jetzt warten Sie doch mal«, schrie James fast in den Hörer. »Falls es doch stimmt, kann ich mir vorstellen, was los ist. Ich kann es Ihnen erklären. Wann können wir uns treffen?«

»Morgen«, sagte Homsi. »Die Sache eilt, Mr. Kelly. Wenn die Erklärung mich nicht zufrieden stellt, können Sie sich ausmalen, was passieren wird.«

»Wo und wann?«

»So früh wie möglich, würde ich sagen. Ich warte ein Stück weiter unten an Ihrer Straße. Sie brechen um halb acht auf, und ich steige unterwegs in Ihren Wagen. Wir fahren ein Stück zusammen; anschließend können Sie dann ins Büro. Mr. Field hätte das nicht tun dürfen – er hat sein Wort uns gegenüber gebrochen.«

Ehe James widersprechen konnte, hatte Homsi schon aufgelegt. Kelly rief danach sofort im Hotel an. Nach langer Zeit meldete sich die Nachttelefonistin. Er bat um eine Verbindung mit Mrs. Armstrong. Sie war sofort am Apparat, wirkte aber noch sichtlich verschlafen.

James verschwendete keine Zeit mit irgendwelchen Floskeln.

»Ich habe eben einen Anruf bekommen, daß Logan einen Vertrag mit den Japanern geschlossen hat. Wissen Sie Näheres?«

»Ja«, antwortete sie. »Er hat mir heute telegraphiert, daß die Verhandlungen erfolgreich waren. Es geht um die Raffinerie. Von wem war der Anruf? Von Logan?«

»Nein«, sagte James, »natürlich nicht. Es war Homsî – er meinte, es könnte ernsthafte Folgen haben. Sie wissen ja, was das für Eileen bedeutet.«

»Wie haben die das rausgefunden?« Ihre Stimme klang jetzt ganz wach. »Das wußte doch niemand, es war ganz geheim.«

»Jetzt passen Sie mal auf! Wenn Sie nicht Eileens Tod verschulden wollen, dann telegrafieren Sie ihm, daß er sofort herkommt, mit dem nächsten Flug. Ich treffe mich morgen mit Homsî und kann ihn vielleicht so lange in Schach halten, bis Logan hier ist.«

»Na schön«, sagte sie zögernd. Er fluchte innerlich. »Ich telegrafiere ihm.«

»Er hat also seine Wahl schon getroffen, was? Und Sie haben es gewußt. Er ist ein Mörder, ein kaltblütiger Mörder. Sehen Sie lieber zu, daß er schnellstens herkommt.«

Wütend legte James auf.

Am nächsten Morgen um Viertel nach sieben ließ sich Saud Homsî von der Botschaft zum Ende der Straße bringen, die zu Kellys Haus führte. Schon jetzt am frühen Morgen war es heiß und dunstig. Es sah nach Sturm aus. Er schlenderte gemächlich die Straße hinauf. Niemand war zu sehen. Dann rollte hinter ihm langsam ein Wagen heran, blieb stehen; zwei Männer sprangen heraus. Homsî hatte nicht einmal mehr Zeit, sich umzudrehen. Er wurde bewusstlos geschlagen und in den Wagen geworfen. Um halb acht fuhr James Kelly durch die Straße. Er wartete bis acht Uhr auf den Syrer, gab dann verzweifelt auf und fuhr ins Büro.

Ein Anruf bei der syrischen Botschaft brachte ihn auch nicht weiter. Homsî war nicht zum Dienst erschienen. James hinterließ Nachricht, er möge ihn dringend anrufen. Als Homsî sich bis Mittag noch nicht gemeldet hatte, rief Kelly wieder die Botschaft an. Diesmal wurde er einfach unterbrochen. Niemand sagte ihm etwas. Am späteren Nachmittag begann man von der syrischen Botschaft aus Erkundigung einzuziehen. Die Polizei wußte jedoch nichts von Homsî. Man nahm alle Details über den verschwundenen Attaché auf, Leute vom Sicherheitsdienst durchsuchten sein Zimmer. Der Fahrer, der ihn mor-

gens zu Kellys Straße gebracht hatte, wurde befragt, konnte aber nichts zur Aufklärung des Geheimnisses beitragen.

Bis zum nächsten Morgen um acht Uhr hatte Saud Homsı Oberst Ardalan eine ganze Menge Dinge erzählt, die diesem halfen, sein Puzzle weiter zu vervollständigen. Der Oberst fuhr zum Frühstück heim. Er war sehr müde. Ein langer Tag und eine lange Nacht lagen hinter ihm. Dem Gefangenen war keine Stunde Ruhe gegönnt worden. Ein Arzt des SAVAK war dabei, er mußte Herz und Blutdruck des Befragten in regelmäßigen Abständen prüfen, denn der Oberst wollte nicht riskieren, daß Homsı vorzeitig zusammenbrach oder starb, ehe alle Fragen beantwortet waren. Der Mann erwies sich als ziemlich zäh. Es dauerte lange, bis die Schmerzen ihm unerträglich wurden und er klein beigab. Ardalan beobachtete seine Verwandlung in ein willenloses Wesen; in den letzten Stadien stopfte er sich Watte in die Ohren. Als er zum Frühstück nach Hause fuhr – eine Gewohnheit, die noch aus der Zeit seines Aufenthalts in Sandhurst stammte –, sagte ihm der Arzt, daß der Gefangene ohne eine Ruhepause nicht durchstehen würde. Ardalan trank Kaffee, aß dazu heiße Semmeln mit Honig und Rosinen und spielte mit seinem jüngsten Kind, bis es zur Schule gebracht wurde. Er wußte jetzt, warum Saud Homsı sich an Logan Field gewandt hatte. Dem Schah hatte er über dessen Geheimleitung Bericht erstattet. Schade, daß nach dem Rat des Arztes die Befragung erst am Abend fortgesetzt werden konnte. Inzwischen erhielt der Gefangene Spritzen, die seinen Kreislauf stabilisieren sollten.

Es war der schlimmste Tag in James Kellys Leben. Der Kontakt mit Homsı bildete ja seine einzige Möglichkeit, an die Kidnapper heranzukommen. Er fuhr am Abend selbst zur syrischen Botschaft, um bei Homsıs Vorgesetzten Näheres zu erfahren. Man ließ ihn gar nicht vor; die Haltung des Personals war eindeutig feindselig. Niemand konnte ihm irgendwas sagen, und niemand wollte ihn empfangen. So kehrte James nach Hause zurück, wo er Janet antraf, die ihm ein Telex mit Logans Ankunftszeit am nächsten Tag zeigte. Er las es und warf es in den Papierkorb. Anschließend goß er sich einen Whisky ein. Ihr bot er aber weder etwas an, noch lud er sie ein, Platz zu nehmen.

»Jetzt ist das auch schon egal«, resignierte er. »Wir haben keinen Kontakt mehr zu den Leuten. Homsî ist heute früh nicht aufgetaucht, und in der Botschaft behauptet man, nichts über sein Verschwinden zu wissen.«

Er betrachtete Janet genau. Sie war adrett gekleidet wie stets und wirkte völlig gelassen, aber sie hatte Ringe unter den Augen und zeigte sich bedrückt.

»Und was bedeutet das?« fragte sie.

»Das bedeutet, daß die Leute von Logans Doppelspiel wissen. Das eine versprechen und das andere tun – so was mögen diese Leute nicht.« Er nahm einen großen Schluck Whisky. »Vermutlich sind damit alle Probleme gelöst. Eileen ist sicher bereits tot.«

Zu seiner Überraschung wandte sie sich ab. »Nicht! Logan kann nichts dafür.«

Kelly schwieg.

»Sie hätten sie nie freigelassen«, sagte Janet. »Egal, was er unternommen hätte – für sie gab's keine Chance mehr.«

Kelly trank sein Glas leer. »Sie werden entschuldigen, daß ich Sie nicht zum Wagen bringe.«

»Jetzt sind Sie mir böse, weil ich es so deutlich ausspreche«, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Sie haben ja ganz recht. Was geht Sie Eileen an? Bei manchen Leuten gibt es noch eine gewisse Menschlichkeit, aber die fehlt Ihnen völlig. Es ist nicht Ihre Schuld, und Sie werden sich selbst bestimmt auch keine Schuld geben.«

Janet wollte etwas darauf antworten und brach dann plötzlich in Tränen aus. »Sie Schwein, Sie!«

Sie rannte hinaus, er hörte, wie sie die Tür zuschlug. Jetzt war das Haus ganz still. Schade, daß sie davongelaufen war. So hätte er sich wenigstens Luft machen können. Die Stille war unerträglich. Am liebsten wäre er ihr nachgelaufen und hätte sie zurückgeholt.

Er goß sich noch einen Whisky ein und überlegte. Wie konnte er Homsî finden? Offenbar wich ihm der Mann aus. Aber er mußte ihn aufspüren. Mit ihm verhandeln, mit ihm reden, ihm Versprechungen

machen. Irgend etwas tun, sofern es noch eine Chance für Eileen gab. Und dann rief er den Oberst an. Auf die Audienz beim Schah zu warten war sinnlos, er brauchte sofortige Hilfe.

Madeleine hatte getrunken. Noch nie hatte Resnais sie an einem Abend so viel Wein in sich hineinschütten sehen. Sie hatten auf der Terrasse zu Abend gegessen, und sie rief Achmed zu, daß er noch Brandy bringen sollte. Dann lehnte sie sich über den Tisch zu Resnais.

»Ob das Weib inzwischen schon hungrig ist?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wenn sie durstig ist, kann sie ja eine Flasche öffnen.« Sie lachten beide. »Du warst heute phantastisch«, lobte er.

»Du auch.« Sie hob ihr Glas. »Was haben sie in Damaskus dazu gesagt?«

»Alle arabischen Patrioten werden trauern um ihn.« Resnais ahmte die piepsige Stimme aus dem Funk nach.

»Dürfen sie auch, verdammt: Er war ein Held.«

»Bei einem Unfall ums Leben gekommen.« Er sah sie grinsend an, aber ihr Lachen war wie weggewischt.

»Sie hatte ihn korrumpiert«, fauchte sie. »Du hast ihn ja vorher nicht gekannt; er war wie ein Tiger. Sie hat ihn ruiniert.«

»Schon gut. Er hat dafür bezahlt. Lass es gut sein.«

Madeleine stand auf und stieß ihren Stuhl zurück. Obwohl sie offensichtlich betrunken war, stand sie noch sicher auf den Beinen. »Ich werd' jetzt mal einen Besuch da unten machen«, sagte sie.

Resnais beugte sich vor und packte sie am Handgelenk. »Das wirst du nicht!«

Sie kämpfte wütend gegen die Umklammerung. »Du hast gesagt, daß du dich nicht einmischen wirst. Das hast du versprochen!«

»Ich habe aber nicht gemeint, daß du sie zu Tode prügeln darfst. Du bist jetzt schlechter Laune. Paß auf, ich versprech' dir eines. Wenn es soweit ist, darfst du sie erschießen. Aber arabische Spielchen erlaube ich dir nicht mit ihr.«

Sie sah ihn gehässig an. »Du willst sie ja nur für dich selbst haben. Jetzt, wo Peters tot ist, willst *du* sie haben.«

Sie schrie auf, als er ihr das Handgelenk herumdrehte.

»Wir haben ihn *beide* getötet«, sagte er. Er stand auf und drückte sie in ihren Stuhl zurück. »Du warst der Lockvogel. Sag also ja nicht, daß ich ihn getötet habe!«

Sie rieb sich das Gelenk und fluchte auf arabisch; er schlug sie ins Gesicht. »Benimm dich gefälligst! Ich bin nicht Peters. Bei mir kannst du kein Theater spielen. Jetzt habe ich das Kommando, und du tust genau, was ich dir sage, sonst erlebst du dein blaues Wunder – verstanden?«

Er war keineswegs aus der Fassung geraten, sondern ganz kühl und ruhig. Sie hatte ihm nie gepaßt; nur um der gemeinsamen Sache willen waren sie Verbündete gewesen. Peters hatte sie nicht richtig zu behandeln gewußt, aber der war jetzt tot. Es gab keinerlei Grund, Eileen zu beschützen, aber er hatte was gegen Frauen wie Madeleine. Der Anblick der betrunkenen Libanesin irritierte ihn, gleichzeitig reizte ihn aber auch ihre plötzliche Unterwürfigkeit. Er zog sie hoch.

»Ich habe nichts mit der Frau vor«, grinste er. »Dafür aber mit dir. Marsch, rauf!«

Achmed versteckte sich hinter der Küchentür. Man hatte ihm von dem Tod des Amerikaners berichtet, und er wunderte sich über die Feier. Dann sah er den Franzosen mit der Frau hinaufgehen. Die Gefangene sollte er im Keller lassen und ihr weder Essen noch Wasser bringen und ihre etwaigen Rufe ignorieren. Wahrscheinlich waren die beiden anderen am Tod des Amerikaners schuld. Weiße, die sich untereinander stritten, interessierten ihn nicht. Er hasste sie ohnehin alle. Von ihm aus, seinetwegen, konnten sie die Frau im Keller verhungern lassen – ihm war es egal. Wie Habib Ibrahim in Teheran war auch er nur ein bescheidener Diener der arabischen Sache. Peters hatte er jederzeit gehorcht, stets auf Funkmeldungen geachtet. Er schlief neben dem Gerät. Sobald ein Ruf durchkam, hatte er Peters wecken müssen. Der Franzose gab ihm keine Instruktionen. Den Amerikaner hatte er respektiert, Resnais nicht. Aber vor ihm hatte er Angst. Als um zwei Uhr morgens ein Funkspruch durchkam, wachte Achmed auf. Er hörte sich alles an, ging aber nicht hinauf. Danach schlief er wieder ein.

»Warum sind Sie nicht gleich zu mir gekommen?« fragte Ardalan. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich bei jeder Schwierigkeit helfen würde. Jetzt ist es vielleicht schon zu spät.«

James ging neben ihm durch die Gänge des SAVAK-Hauptquartiers. Nach seinem Anruf hatte man ihn mit dem Wagen abgeholt.

Sie betraten einen Lift und fuhren zwei Stockwerke abwärts, dann ging es durch einen gelbgestrichenen Korridor mit hässlicher Neonbeleuchtung. Bei einer Tür blieb Ardalan stehen. »Allzu hübsch ist die Sache natürlich nicht«, sagte er; »aber es war leider notwendig.« Er öffnete die Tür. Der erste Eindruck war ein überwältigender Gestank, beißend und fast unerträglich: Urin, Erbrochenes und Exkreme. Ihm wurde fast übel, er hielt sich das Taschentuch vors Gesicht. Es herrschte fast völlige Dunkelheit im Zimmer, eine einzige starke Lampe war auf etwas gerichtet, das in einem Stuhl gefesselt kauerte. Er erkannte Homschi nicht wieder. Von dem Stuhl führten Drähte zu einem Pult, hinter dem der Oberst saß.

»Wir haben ihn ausgefragt«, erklärte er. »Seine Antworten sind alle auf Tonband; manchmal kann man ihn kaum verstehen. Wenn Sie eine Frage haben – bitte!«

Ardalans Hand lag ganz locker auf einem elektrischen Schaltbrett, James brachte zuerst kein Wort hervor. Er war noch nie ohnmächtig geworden, aber jetzt fehlte nicht viel dazu.

»Fragen Sie ihn, wo Mrs. Field festgehalten wird.«

Jemand stellte die Frage auf arabisch. Im Hintergrund standen mehrere SAVAK-Beamte. Es kam keine Antwort. James sah, wie Ardalan auf einen Hebel drückte. Er wandte sich ab und würgte in sein Taschentuch.

»Wir werden die Frage noch einmal stellen«, sagte der Oberst. »Aber wir müssen sehr vorsichtig sein. Der Arzt sagte, daß sein Ende nahe ist. Er darf nicht sterben, ehe er es uns gesagt hat. Wollen Sie nicht rufen?«

Jetzt kam Gemurmel aus dem Sessel. James konnte kein Wort verstehen.

»Noch mal«, hieß es. Wieder wurde der Hebel betätigt.

Kelly wandte sich um. Kein Laut war zu hören. Er drehte sich wieder zurück und sah, daß sich jemand über die Gestalt im Sessel beugte.

Ardalan schüttelte bedauernd den Kopf. »Tut mir leid, mein Lieber, Sie sind zu spät gekommen. Der Mann ist tot.«

Oben im Büro reichte Ardalan ihm ein Glas Whisky und eine Zigarette. James war so fertig, daß er mit dem Glas in der Hand dasaß und kein Wort hervorbrachte. »Sie sind zu spät gekommen.« Saud Homsî hätte nichts mehr gerettet, aber ein paar Stunden früher hätte er noch sagen können, wo Eileen zu finden war. Jetzt war er tot und alle Hoffnung mit ihm.

»Inzwischen wird man wohl wissen, daß wir ihn verhaftet haben«, sagte der Oberst. »Die Syrer haben ja sogar in unserer Organisation Spione. Also ist ihnen klar, daß die ganze Sache aufgedeckt ist. Die arme Mrs. Field wird wahrscheinlich schon nicht mehr leben.«

»Sie hatte sowieso keine Chance«, antwortete Kelly langsam. »Logan Field hatte mit den Japanern wegen Imshan verhandelt. Die Entführer wußten davon.«

Der Oberst hatte James' Telefon seit der Ermordung Khorvans überwachen lassen. Er erwähnte nichts davon.

»Meinen Sie wirklich, daß sie schon tot ist?«

»Ich denke schon«, meinte der Oberst. »Ich lasse mir aber trotzdem das letzte Band noch heraufkommen. Vielleicht finden wir doch etwas heraus.«

»Kann ich mir nicht vorstellen – es klang völlig unverständlich.«

»Ja, zum Schluß war er schon ganz verwirrt. Aber wir spielen es ein paar Mal ab und probieren es. Sie sollten Ihren Whisky trinken, Mr. Kelly, Sie sehen gar nicht gut aus.«

10

Ein paar Meter unterhalb des Straßenrandes stand eine kleine Piniene. Der Renault hatte sich zweimal überschlagen, ehe er an ihren Stamm schlug, wobei Peters zur offenen Tür hinausgeschleudert wurde. Gleich nach dem ersten Aufschlag hatte ihn Bewusstlosigkeit übermannt, und sein Körper fiel dadurch weicher. Er landete zehn Meter vom Baum im Gebüsch, das Auto rollte weiter den Berg hinunter. Als die Polizei die Unfallstelle untersuchte, bemerkten sie ihn nicht. Er wachte erst von der brennendheißen Sonne auf. Der Fels unter seinen Händen glühte wie Feuer. Peters hatte keine Ahnung, wo er sich befand und was geschehen war. Die Schnitte im Gesicht bluteten, sein Haar war ganz verklebt. Alles tat ihm weh, und beim Aufsetzen verspürte er einen derart stechenden Schmerz in der Seite, daß er sich gleich wieder zurückfallen ließ. Eine Gehirnerschütterung schien er auch zu haben – die rasenden Kopfschmerzen und der verschwommene Blick waren Symptome dafür.

Eine Weile blieb er noch sitzen, kämpfte gegen Übelkeit und Schwäche und versuchte, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen. Irgend etwas trieb ihn an, ließ ihn der Schwäche nicht nachgeben. Und plötzlich erinnerte sich Peters an das Krachen, an Knirschen von Glas und berstendes Metall.

Es gelang ihm endlich, sich hochzuziehen, und er kletterte auf Händen und Knien zur Straße hinauf, von einer Furcht angetrieben, die er selbst nicht erklären konnte. Ein Autofahrer sah ihn die Straße entlangroben, hielt an und zog ihn in den Wagen. Auf dem Weg zur Klinik wurde er ohnmächtig und wachte gerade rechtzeitig genug wieder auf, um selbst in die Unfallabteilung zu gehen. Er gab seinen echten Namen an und konnte sich nicht an seine Adresse erinnern. Obwohl die

Kopfschmerzen fast unerträglich waren, wehrte er sich heftig, wenn auch vergebens gegen eine schmerzstillende Injektion. Als er wieder zu Bewußtsein kam, lag er in einem Krankenzimmer, und neben seinem Bett wartete ein Gendarm darauf, den Unfall aufnehmen zu können. Es war bereits dunkel, und ihm fiel plötzlich ein, warum er unbedingt zurück wollte. Madeleine war kurz vor dem Unfall ausgestiegen. Das konnte kein Zufall sein. Sie hatte auf der Corniche-Route bestanden, hatte ihn Resnais ins Zielfeld geschickt. Wenige Sekunden, bevor der Reifen platzte, war ihm eine Bewegung im Gebüsch über der Straße aufgefallen. Man hatte ihn töten wollen.

Eileen! Er mußte sich beherrschen, daß er nicht den Polizisten anbrüllte und aus dem Bett sprang. Er war morgens losgefahren und jetzt fast den ganzen Tag bewusstlos dagelegen.

»Sie erinnern sich also nicht an Ihre Adresse?«

»Nein«, sagte Peters. »Nur daran, daß mein Auto über den Rand fuhr. Aber mein Gedächtnis bessert sich schon. Morgen früh kann ich Ihnen sicher alles sagen.«

»Sie haben ein Riesenglück gehabt«, brummte der Beamte und steckte sein Notizbuch in die Brusttasche zurück. »Ihr Auto war total ausgebrannt, man machte sich nicht einmal mehr die Mühe, nach Ihnen zu suchen. Ich schicke jetzt die Krankenschwester herein.« Er ging hinaus. Als die Schwester hereinkam, lächelte Peters sie an.

»Sie fühlen sich schon besser? Fein. Hier sind ein paar Tabletten. Wenn Sie die nehmen, können Sie gut schlafen. Der Gendarm kommt morgen früh wieder.«

Peters nahm die Tabletten in die hohle Hand und tat, als schluckte er sie mit ein bißchen Wasser hinunter.

»Vielen Dank«, sagte er. »Ich werde jetzt sicher schlafen. Wie spät ist es denn?«

»Acht Uhr vorbei«, antwortete sie.

Sie zog einen Wandschirm vor das untere Ende des Bettes und ging hinaus.

Acht Uhr. Zehn Stunden. Zehn Stunden, in denen sie ihr Gott weiß was angetan haben konnten. Er dachte an Resnais, schlug die Bett-

decke zurück. Auf der Seite hatte man ihn ganz mit Pflaster verklebt, aber die gebrochenen Rippen schmerzten kaum noch. Das Schlimmste war der Kopf. Er war rundum bandagiert. Barfuss schlich er zum Schrank neben dem Bett und öffnete ihn. Seine Sachen hingen darin. Das Hemd war zerrissen und blutbefleckt, aber Schuhe und Hose konnte er anziehen. Dann rückte Peters den Wandschirm zur Seite und sah, daß sein Zimmer direkt hinter einem großen Saal lag. Das Fenster war mit einem Moskitonetz versehen. Er hakte es aus und öffnete die Fensterflügel. Von dem Balkon nebenan führte eine Feuer-
treppe nach unten. Peters drapierte seine Kopfkissen so unter die Bettdecke, daß es aussah, als liege ein Mensch darunter. Dann kletterte er in die Dunkelheit hinaus.

Um zehn Uhr abends hatte einer der Leute von der Unfallabteilung Dienstschluss und konnte sein Auto nicht finden. Als er zugab, daß er die Schlüssel hatte stecken lassen, war die Polizei nicht allzu mitfühlend.

Peters fuhr ganz langsam. Gelegentlich wurde ihm schwindlig, das Scheinwerferlicht entgegenkommender Wagen irritierte ihn. Zweimal wäre er beinahe auf die gegenüberliegende Seite geraten, die anderen Fahrer hupten bereits wild, aber er kam jedesmal gerade noch in seine Spur zurück. Eine Stunde brauchte er, weil er in Nizza eine Abzweigung verfehlt hatte und zwanzig Minuten lang im Kreis gefahren war. Die Kopfschmerzen wurden immer ärger. An der Küstenstraße rastete er eine Weile. Ihm fiel ein, daß er noch Schlüssel zum Eingangstor der Villa hatte, und er suchte verzweifelt in seinen Hosentaschen. Aber beide Schlüssel sowie sein Geld waren offenbar in der Klinik in Verwahrung genommen worden, er mußte also einbrechen. Allzu nahe beim Haus durfte er den Wagen nicht abstellen, denn der Diebstahl wurde bestimmt bald über Funk durchgegeben. So parkte Peters in einer Seitenstraße und ging die letzten paar hundert Meter zu Fuß. Die Uhr hatte man ihm auch abgenommen, er hatte keine Ahnung, wie spät es war. Als er beim Haus ankam, war es dunkel, kein Fenster war mehr erleuchtet. Er hörte das Meer gegen die Felsen schlagen. Das Haupttor war geschlossen. Man hatte ihn zwar gelehrt, wie man Schlösser auf-

brechen konnte, aber er hatte nicht einmal eine Haarnadel dafür. Also blieb ihm nichts übrig, als zum Strand zu gehen und zu den Felsen zu schwimmen, um zur Villa zu gelangen.

Zum Glück war es eine helle Nacht. Als er das Ufer erreichte, schwankte er wie ein Betrunkener. Er hatte über einen Zaun klettern müssen und war die dreihundert steilen Steinstufen zum Sandstrand der Nachbarvilla hinuntergestolpert. Sie gehörte einem deutschen Industriellen, der einen riesigen Swimming-pool besaß und nie im Meer schwimmen ging. Peters plumpste in den Sand und kämpfte gegen die Schwäche an, die ihn beinahe aufgeben und einschlafen ließ. Vor ihm zischten und murmelten die Wellen.

Er wußte, daß er vor dem Schwimmen ausruhen mußte. Es gab zwar hier keine Strömung, aber etwas stärkere Wellen würden ihn in seinem jetzigen Zustand wahrscheinlich schon überfordern. Ganz glatt, wie schwarze Seide, lag das Wasser vor ihm, das Mondlicht malte einen Silberstreif darüber. Peters lehnte sich gegen die Felsen und schloß die Augen. Er hatte schon andere Verletzungen ausgehalten, dank seiner guten Kondition. Eine Schusswunde wäre aber leichter zu ertragen gewesen als Schwäche und Schwindelgefühle dieser Gehirnerschütterung. Peters hatte immer an die Kraft des menschlichen Willens geglaubt. In Chile hatte er Menschen kämpfen und unter Bedingungen überleben gesehen, die normalerweise zum Tod geführt hätten. Fanatismus und Hingabe an eine Sache waren die treibenden Kräfte seines eigenen Lebens gewesen. Jetzt pumpte ihm Angst Adrenalin ins Blut. Eine ganz entsetzliche Angst – die die Schmerzen des Unfalls überwand, ihn zwang, aufzustehen, obwohl sein wirrer Kopf um Ruhe bettelte. Er band sich die Schuhe um den Hals und wate langsam ins Wasser. Selbst als Kind hatte er nie gebetet, denn seine Eltern waren Agnostiker, die ihren Kindern keine religiöse Erziehung gaben. Jetzt hätte er am liebsten um Hilfe gebetet, denn er wußte, daß er schwimmen *mußte*, um Eileen vor der Morgendämmerung zu erreichen. Einen Teil der Strecke schwamm er auf dem Rücken, seine gebrochenen Rippen machten ihm Brustlage und Kraulen unmöglich; der Beinschlag war dagegen stark genug, ihn weiterzubrin-

gen. Das Wasser hatte eine angenehme Temperatur. Das letzte Stück schwamm er, zähneknirschend vor Schmerzen, auf dem Bauch und kletterte dann auf die Felsen unter dem Haus, auf denen Madeleine so gerne in der Sonne lag. Die fünfzig Stufen zur Terrasse hinauf schienen für ihn jetzt steil wie ein Berg. Das Salzwasser war durch den Verband in die Wunde gedrungen, er spürte es nicht einmal. Die Mühe, die enge, steile Treppe zu bewältigen, verlangte seine ganze Konzentration. Auf der Terrasse brach er ohnmächtig zusammen, direkt vor dem Schlafzimmerfenster im ersten Stock. Als er wieder zu sich kam, war es bereits hell. Aus der Ohnmacht war er in einen tiefen Schlaf gesunken, der die ganze Nacht anhielt. Er blinzelte und sah sich verwirrt um. Die nassen Kleider waren ihm am Körper getrocknet, auf der Haut war das Salz verkrustet. Er rappelte sich hoch und blieb ganz still lauschend stehen. Kein Laut drang aus dem Haus. Die Sonne war noch nicht aufgegangen; am Schein der Dämmerung schätzte er, daß es fünf Uhr morgens sein mußte. Sein Kopf schmerzte immer noch höllisch, aber er fühlte sich schon kräftig. Die Terrassentüren waren versperrt, ein fester Druck reichte jedoch aus, um sie zu öffnen. Peters betrat die Halle durch das Wohnzimmer und horchte wieder. Achmed hatte einen leichten Schlaf, meistens stand er gegen sechs Uhr auf. Er schlich zur Treppe vor und sah hinauf. Eileen war bestimmt nicht oben; man hatte sie wohl in den Keller gebracht. Aber erst mußte er den Algerier finden. Die Tür zum Funkraum ließ sich zum Glück ganz leise öffnen. Die Rollläden waren heruntergezogen, Peters konnte im ersten Augenblick nichts sehen, aber dann hörte er eine Bewegung und Achmeds Grunzen, als er sich umdrehte. Er zwängte sich beim Türspalt herein. Von draußen kam genug Licht, um ihn die Gestalt des Algeriers genau erkennen zu lassen. Ihn um Beistand zu bitten war sinnlos. Achmed war ihm gegenüber in keiner Weise verpflichtet, genauso wenig wie Resnais und Madeleine. Er gehörte einfach zur Organisation. Wenn er versuchte, Eileen herauszuholen, würde der Mann die anderen holen. Peters tötete ihn im Schlaf mit einem einzigen Schlag gegen die Kehle. Dann schaltete er das Licht ein und suchte nach den Torschlüsseln. Er hatte sie noch

nicht gefunden, als das Funkgerät sich meldete. Peters zögerte. Wieder wurde ihm schwarz vor den Augen, und er hielt sich fluchend an der Tischkante fest, um nicht zu fallen. Alles drehte sich, er mußte aber klar denken. Resnais würde seinen Tod schon durchgegeben haben; Damaskus erwartete wahrscheinlich Antwort von Resnais oder Madeleine. Peters stülpte sich den Kopfhörer über und schaltete das Gerät auf Empfang, gab das Erkennungszeichen auf französisch und benützte Resnais Namen. Er kannte den Code so gut, daß er ihn im Kopf entziffern konnte: »Unser Kontaktmann in Teheran verhaftet, Operation aufgefliegen, Geisel sofort umbringen, Villa verlassen und verschwinden.« Unterschrieben vom Stabschef der Armee.

Eileen schluchzte in seinen Armen, sie war schon wach, als er von außen das Licht einschaltete und dann die Kellertür öffnete. Sie hatte zusammengekauert auf dem Boden geschlafen und war ganz steif und kalt. Als sie ihn im Türrahmen sah, schrie sie auf. Peters versuchte, sie schnell zum Schweigen zu bringen, aber sie warf sich ihm hysterisch weinend an den Hals. Er hielt sie in den Armen und beschwor sie, ruhig zu sein. »Sie sagten, du wärest tot«, schluchzte sie immer wieder. »Mein Gott – sie sagten, du wärest tot!«

Er konnte fast nicht sprechen. Sie lebte noch, und es war ihr nichts geschehen! Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, hatte er zu ihr gefunden, jetzt war er ausgepumpt. Sie mußte ihn plötzlich stützen.

»Du bist verletzt«, jammerte sie. »Ach, Liebster!«

Ihre Hände waren blutig von seiner Kopfwunde, die durch den Verband nässte. Sie hielt ihn fest und weinte, zitternd vor Schock und Kälte. Peters hob ihren Kopf, bis ihre Blicke sich trafen, er sprach ganz sanft mit ihr, aber auch voller Entschiedenheit. Jedes Wort kostete ihn große Mühe.

»Jetzt hör mir einmal genau zu. Du mußt hier weg. Ich habe Achmed umgebracht, und die anderen schlafen noch. Nimm die Schlüssel aus der Tasche, damit kannst du das Tor aufsperrn. In der Auffahrt steht ein Auto. So, los jetzt!«

Eileen starrte ihn nur an.

»Ich habe einen Unfall gehabt und eine scheußliche Gehirnerschüt-

terung. Ich kann nicht mehr! Nimm das Auto und sieh zu, daß du hier wekommst.«

»Nein«, entgegnete sie und schüttelte den Kopf. »Nein, ohne dich gehe ich nirgendwohin.«

Er wurde wütend. »Herrgott noch mal, über Funk kam gerade der Befehl, dich zu töten. Hau ab!«

Er stieß sie Richtung Tür; sie rührte sich nicht. »Ich lasse dich doch nicht hier zurück! Wenn ich weg bin, töten dich die anderen. Ich bleibe, oder wir gehen zusammen.« Sie sah ihn an und merkte, wie seine Augen glasig wurden. »Ich kann nicht«, murmelte er, »ich werde gleich ohnmächtig. Ich spür's. Ich liebe dich. Sieh jetzt bitte zu, daß du wekommst.«

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf an ihre Schulter.

»Ich liebe dich auch, und ich lasse dich nicht hier allein. Wir müssen einfach warten, bis du dich ausgeruht hast. Wir müssen zusammen weg – es wird schon gut gehen.«

Er wollte noch etwas sagen, aber dann verließen ihn die Kräfte.

Eileen hielt ihn fest und küßte ihn zart. Die Tür war offen, sie brauchte nur in seine Taschen nach den Schlüsseln zu greifen. Konnte in wenigen Minuten frei sein, wenn sie ihn zurückließ. Aber sie dachte nicht einen Augenblick lang daran, hielt ihn nur eng an sich gedrückt und tröstete ihn mit leisen Worten, die er nicht hören konnte. Sie spürte fast keine Angst; das war alles schon in der langen Nacht vorbeigegangen. Wenn sie sterben sollten – und instinktiv spürte sie, daß dies das Ende sein würde –, dann nur zusammen.

Oben wachte Madeleine in dem Bett auf, das sie mit Resnais geteilt hatte. Er schlief noch mit offenem Mund, ein Bein hing über den Betttrand. Es war ihr alles gräßlich gewesen. Sie hasste sich selbst dafür, nachgegeben zu haben, hasste die Situation, die ihn an sie fesselte. Einen Augenblick lang dachte sie daran, ihn zu töten und sich dadurch zu befreien, aber sie wußte, daß das jetzt nicht mehr ging. Er hatte die Gewalt an sich gerissen, und er war ein unberechenbarer, bösartiger Mensch, vor dem sie Angst verspürte. Bis zum Ende der Aktion

konnte sie ihm nicht entrinnen. Sie ging in ihr eigenes Zimmer und duschte. Schämte sich, daß ihr unwillkürlich Tränen um Peters kamen, und dann erinnerte sie sich plötzlich an die Gefangene im Keller. Eileen Field war an Peters' Tod schuld! Madeleine stelle sich vor, wie sie ihr die Haare büschelweise ausreißen würde. Resnais wachte bestimmt noch eine Weile nicht auf. Jedenfalls konnte sie ihr jetzt mal einen Besuch abstatten und schauen, wie angenehm es für die Gefangene ohne Essen und Wasser gewesen war.

Sie zog sich an und ging hinunter. Im Funkraum brannte das Licht. »Achmed?« rief sie, trat durch die Tür und entdeckte ihn auf seinem Lager. Blut rann ihm aus dem Mund. Sie hatte schon ähnliche Tote gesehen. Madeleine vergaß Eileen Field, rannte zur Treppe und schrie nach Resnais.

Logan wurde auf dem Flugplatz von einem Regierungsauto mit Staatsflagge erwartet. James Kelly war mitgekommen; man behelligte ihn nicht mit Zollformalitäten, er wurde durch das Gebäude gelotst, und erst als sie im Auto saßen, erklärte ihm James alles.

»Der Schah will Sie sehen«, sagte er. »Wir bekamen heute früh einen Anruf vom Hof. Gott sei Dank war das Flugzeug pünktlich.«

»Was ist denn überhaupt los? Etwas mit Imshan?«

James konnte kaum antworten. »Die ganze Sache ist nach hinten losgegangen! Darum will der Schah Sie sprechen!« Er machte eine Geste zum Fahrer hin. Es war keine Glaswand zwischen Vorder- und Rücksitzen. »Wir besprechen es lieber nicht jetzt und hier«, flüsterte er. »Viele dieser Leute verstehen Englisch. Wir sind ja ohnehin gleich da.«

Der breite, zweistöckige Palast aus glänzendweißen Steinen war hinter den riesigen verzierten Toren kaum zu sehen. Das Auto hielt, sie stiegen aus. Ein Offizier kam auf sie zu. James nannte seinen Namen, der Offizier sah in seiner Liste nach. Dann gingen sie die breite Allee zum Palast hinauf. Es war ein heißer, klarer Morgen, der Himmel hinter dem weißen Gebäude strahlte in tiefem Blau. Der Palast war

modern, allerdings mit starkem klassisch-griechischem Einfluß. Eine breite, von Säulen flankierte Freitreppe führte zum Haupteingang.

»Was will er denn von uns?« fragte Logan ungeduldig.

»Was ist nach hinten losgegangen?«

»Homschi ist verhaftet worden und an der Folter gestorben. Ardalan weiß alles.«

»Du meine Güte«, stöhnte Logan. Seite an Seite stiegen sie die Treppe hinauf.

Ein Zeremonienmeister in farbenprächtiger Uniform empfing sie an der Tür und geleitete sie durch die weiße Halle zum Warteraum.

»Seine Kaiserliche Majestät wird Sie in ein paar Minuten empfangen.« Er schloß die Türflügel hinter sich. Der Warteraum hatte größere Ausmaße als alle, die Kelly in ähnlichen Palästen kennen gelernt hatte, und das waren gar nicht wenige. Die Möbel waren unglaublich luxuriös, Kelly identifizierte sie als neunzehntes Jahrhundert bester französischer Provenienz. Die riesigen bunten Teppiche waren sichtlich neuesten Datums; ein lebensgroßes Porträt der Kaiserin in Staatsrobe mit den iranischen Smaragden auf der Stirn, an den Ohren und am Hals hing an einer Wand. Alles sah nach überwältigendem, erst kürzlich erworbenem Reichtum aus. Die Spiegel, all das Gold und die vielfarbigem Kronleuchter erinnerten an einen Kirchenraum. Nichts war vom Alter gedunkelt, alles glitzerte und funkelte. Auch die Farben der Teppiche strahlten unwahrscheinlich. Der Schauraum eines neugebackenen Millionärs von geringem Geschmack und mit wenig Gefühl für Antiquitäten.

Logan sagte nichts, er bereitete sich auf das Gespräch vor. Was James ihm gerade eröffnet hatte, ließ er nicht tiefer eindringen, als im Augenblick für das Treffen nötig war. Schah Reza Pahlewi war immerhin eine Persönlichkeit. Field erinnerte sich an James' Beschreibung des Mannes. Kalt, überaus intelligent, von ruhiger Autorität. Ließ sich weder bluffen noch einschüchtern, war absoluter Herr seines Landes und Volkes. Und hatte dank seiner Ölschätze die Welt in der Hand. Der Zeremonienmeister kam zurück und hielt die Tür auf.

»Seine Kaiserliche Majestät ist bereit, Sie zu empfangen. Kommen

Sie bitte mit mir.« Wieder ging es durch die Halle, diesmal in einen kleinen, blaßgrün dekorierten Raum mit einem hübschen Schreibtisch zwischen den hohen Fenstern, die auf den Palastgarten hinaussahen, einem bequemen Sofa und zwei Lehnssesseln, durch einen langen Marmortisch getrennt.

Der Schah kam auf sie zu und schüttelte ihnen die Hand. Der Schatten Gottes, Licht der Arier, König der Könige. Er war nur mittelgroß, Logan überragte ihn um gut zehn Zentimeter, was ihm aber keinen Vorteil brachte. Das schmale Gesicht war gefurcht, die Haare grau und sehr kraus. Er trug leichtgetönte Brillen, hinter denen die Augen nur schwer zu erkennen waren. Sein hellgrauer Anzug und die dezentere Krawatte standen in scharfem Gegensatz zu den farbenfrohen Uniformen der Hofbeamten. Er lächelte James zu. »Wie geht es Ihnen, Mr. Kelly?«

»Danke gut, Majestät.«

»Setzen Sie sich doch bitte, Mr. Field.«

Alles wirkte ganz leger, der Schah schien gelöst und freundlich; er erinnerte Logan mehr an den Direktor einer riesigen Industriefirma als an einen Autokraten bei der Audienz.

»Ich möchte vor allem mein Bedauern darüber ausdrücken, daß ich Sie unter so schmerzlichen Umständen kennenlernen muß. Es tut mir schrecklich leid, was mit Ihrer Frau passiert ist. Eine gräßliche Sache.«

»Ich danke Ihnen, Majestät«, sagte Logan.

»Soviel ich hörte, haben Sie mit den Japanern wegen finanzieller Unterstützung verhandelt.«

Der Schah schlug die Beine übereinander.

Kelly merkte, daß die Audienz von nun an nur noch zwischen Logan und dem Schah stattfinden würde. Wenn ein Vorgesetzter anwesend war, verhandelte der Schah nicht mit Untergeordneten. Kelly war nicht beleidigt. Der Schah hatte die Gespräche mit ihm genossen und, soweit er überhaupt Gefallen an einem Menschen finden konnte, gefiel ihm James Kelly offensichtlich.

»Ja, es schien mir die einzige Lösung, um die Forderung des Mini-

sters erfüllen zu können, finanzielle Unterstützung von anderer Seite zu suchen, da sonst der Bau einer neuen Raffinerie für Imshan unmöglich gewesen wäre. Unsere eigenen Finanzmittel reichen nicht für den Bau *und* die Entwicklung der Ölquellen.«

»Das verstehe ich durchaus, aber da die Vorteile für Sie und die ganze westliche Welt doch so offensichtlich sind, wußte ich, daß sich die Schwierigkeiten überwinden lassen würden. Das habe ich auch zu meinem Minister gesagt. Ich war ganz sicher, daß der zu erwartende Profit Ihnen die Sache möglich machen würde.«

»Gewiß«, antwortete Logan. »Wir haben mit der japanischen Regierung einen Vertrag ausgehandelt, nach dem sie bei einer garantierten Abgabe von bestimmten Ölmengen den Bau der Raffinerie finanziert.«

»Gut, auf diese Nachricht hatte ich gehofft. Als der Minister ermordet wurde, stiegen Zweifel an Ihrer Aufrichtigkeit auf – irgendwie verständlich nach der Enthüllung Oberst Ardalans. Jetzt bin ich beruhigt.«

»Vielen Dank, Majestät.« Field war der Schah ganz entspannt vorgekommen – jetzt merkte er, daß es eine künstliche Ruhe war. Der Mann war gespannt wie eine Feder. Sein Englisch war fehlerlos – er hatte es ja schon als Junge gelernt. Normalerweise liegen Persern westliche Sprachen nicht besonders. Nach seiner Erziehung im Schweizer Internat und ausgedehnten Reisen hatte er eine Zeitlang den Eindruck eines Playboys gemacht, bis die Briten 1941 seinen Vater absetzten und ihn auf den Thron brachten, weil sie annahmen, daß er gleich einer Marionette von White Hall gelenkt werden könne. Dreißig Jahre danach saß Logan Field diesem Mann gegenüber. Sein Verhandlungsgeschick hatte es ermöglicht, die verlangte Raffinerie zu bauen, der Imperial Oil *und* dem Iran das gegeben, was sie beide wünschten. Mohammed Reza Pahlewi hatte seine zweite Frau, die Kaiserin Soraya, geliebt. Für einen orientalischen Herrscher, dessen Thronnachfolge noch ungesichert war, hatte er sich der kinderlosen Gefährtin gegenüber reichlich gefühlvoll gezeigt, sogar nach der Scheidung. Logan hatte bisher noch nie eine Geschäftsverhandlung geführt, in der er für das, was er bot,

nicht auch versuchte, etwas zurückzubekommen – und es auch meistens erhielt. Jetzt kam ihm der Gedanke, daß das Oberhaupt des iranischen Staates ein Mann wie er selbst war, und dazu ein Mann, dem gerade alles geboten worden war, was er verlangt hatte.

»Majestät waren so gütig, Ihre Sympathie wegen meiner Frau auszudrücken«, begann er vorsichtig. Er bemerkte, wie James neben ihm steif wurde. Der Schah nickte.

»Sie wissen, daß man sie nur freilassen wird, wenn wir uns von Imshah zurückziehen.«

»Ja, das hat der Syrer wohl bei der Befragung zugegeben.«

»Leider habe ich zu Anfang einen schwerwiegenden Fehler begangen. Als dieser Homschi mich aufsuchte, hätte ich direkt zu Ihnen kommen sollen.«

»Das wäre jedenfalls klüger gewesen.«

James beobachtete ihn und versuchte herauszufinden, was der Blick hinter den dunklen Gläsern besagte, konnte aber nichts entdecken.

»Allerdings hätte ich Ihnen wohl auch nicht helfen können, Mr. Field. Ihre Frau wurde ja nicht in unserem Land überfallen. Andererseits hätte mein Minister heute noch leben können.«

»Das ist mir klar«, antwortete Logan fast unterwürfig. »Es tut mir auch sehr leid, aber man sagte mir, wenn ich nicht Stillschweigen bewahrte, würde meine Frau getötet werden. Ich hatte keine andere Wahl.«

»Ich verstehe, es war eine schwierige Entscheidung.«

Logan lehnte sich vor. »Es wäre aber möglich, das Leben meiner Frau jetzt zu retten, wenn Sie mir helfen.«

Der Schah zog die Zigarettenkiste zu sich, öffnete sie, nahm eine Zigarette heraus und bot Field und James an. Mit dieser Geste beraubte er Logans letzte Worte ihres dramatischen Effekts.

»Das würde ich gerne tun, wenn es möglich wäre.«

»Es *ist* möglich«, sagte Logan. »Ich werde meinen Vertrag mit der japanischen Regierung beim Nachfolger Minister Khorvans hinterlegen. Bezüglich unserer Glaubwürdigkeit bestehen ja wohl keine Zweifel. Wir brauchen Imshah sehr, das wissen Sie selbst besser als ich; ich bin nur Geschäftsmann, kein Politiker. Wenn Sie gestatten, möchte ich

dann eine öffentliche Erklärung abgeben, daß wir uns von Imshan zurückziehen, damit man meine Frau freilässt.«

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich meine, daß ich so tue, als akzeptierte ich die Bedingungen der Terroristen. Wenn meine Frau in Sicherheit ist, schließen wir die Sache ab, und der Vertrag ist perfekt. Es kann sich nur um ein paar Tage handeln.«

»Sie meinen also, daß Sie öffentlich von den Verhandlungen Abstand nehmen und nach Klärung Ihrer familiären Situation alles wiederaufnehmen?« Er schüttelte den Kopf und nahm seine dunkle Brille ab. Der Blick war kühl. »Tut mir leid, Mr. Field, aber das ist unmöglich. Ich kann keiner westlichen Firma erlauben, Verhandlungen mit uns abubrechen und dann erneut damit zu beginnen. Es ist unvereinbar mit meiner Politik, jemanden für Imshan wieder in Erwägung zu ziehen, der sich schon davon zurückgezogen hat. Ich habe volles Verständnis für Ihr Dilemma, aber ich würde Ihnen raten, alle persönlichen Fragen von den geschäftlichen zu trennen.«

Er stand gemächlich auf und streckte Logan die Hand entgegen. »Ich bin sehr froh über Ihren Vertrag mit den Japanern«, sagte er und wandte sich dann an James. »Habe mich gefreut, Sie wieder zu sehen, Mr. Kelly.«

Die Audienz war vorüber, der Zeremonienmeister begleitete sie durch die Halle. Wieder gingen sie Seite an Seite über die Treppe. Keiner sprach ein Wort. Vor dem Tor stand der blaue Rolls-Royce, im Fond saß Janet.

»Ich hab's eben versucht«, sagte Logan plötzlich zu James. »Immerhin hätte er sich ja einverstanden erklären können.«

»Nein, nie!« entgegnete James. »Warum sollte er Ihnen aus der Patzche helfen? Das ist *Ihre* Angelegenheit. Wir fahren jetzt zu Ardalan; ich habe meinen Wagen herbeordert, wir treffen uns dort.«

Janet umarmte Logan und küßte ihn. »Gott sei Dank bist du zurück. Wie war's?«

»Gut.« Er zog sich von ihr zurück. »Er hat bekommen, was er wollte.« Logan Field wollte jetzt nicht darüber reden. *Seine* Entscheidung.

Das hatte er von Anfang an getan: zwischen den Ölfeldern und Eileen gewählt.

»Ich habe schlechte Nachricht für dich«, sagte Janet behutsam. »Ardalan meint, daß Eileen schon tot ist.«

»Was?« Er drehte sich abrupt zu ihr. »Was soll das heißen?«

»Homsî ist bei der Befragung gestorben. Ardalan meint, daß man Eileen inzwischen bereits getötet hat, und zwar, weil man wußte, daß Homsî alles ausplaudern würde. Es ist also nicht deine Schuld. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen.«

Sie drückte seine Hand; er entzog sie ihr und starrte durch die Scheibe.

»Wir sollen uns in seinem Büro ein Tonband anhören. Wahrscheinlich pure Zeitverschwendung. Reg dich bitte nicht auf – es ist nicht deine Schuld, wenn das Schlimmste passiert ist.«

Er wollte ihr nicht zuhören, wollte nicht hören, wie sie ihm völlig ruhig und vernünftig klarzumachen versuchte, daß seine Frau wahrscheinlich inzwischen tot war. Und ihn daran erinnerte, daß die einzige Verbindung mit den Kidnappern nicht mehr bestand. Der Schock verursachte ihm Übelkeit. Was hatte der Schah gesagt? Die persönlichen Angelegenheiten von Imshan trennen. Solange er die Verhandlungsfäden in der Hand hielt, konnte er alles erreichen. Mit einem Dutzend Möglichkeiten in der Luft herumzujonglieren, ohne eine einzige fallenzulassen, zu bluffen und zu versprechen und den Erfolg für sich zu buchen. Aber jetzt konnte er das nicht mehr, der Syrer war tot, das Geheimnis kein Geheimnis mehr. Und wenn Janet recht hatte und Ardalan auch, lag Eileen bereits tot in irgendeinem Keller. Er lehnte den Kopf an die Scheibe. Es konnte doch nicht alles vorüber sein, jetzt schon, ehe er die letzte Entscheidung traf.

»Schatz!« Janet legte ihre Hand auf seine.

»Herrgott noch mal!« knurrte Logan, ohne sie anzusehen. »Lass mich doch in Ruhe!«

James' Wagen überholte sie. Als sie ins Büro des Obersten kamen, saß Kelly bereits dort, einen Drink in der Hand. Logan und Janet lehnten ab, als der Oberst ihnen etwas anbieten wollte.

»Tja, ich habe es bereits gehört«, sagte Logan. »Sie haben den Mann verhaftet, der wußte, wo meine Frau versteckt gehalten wird und haben ihn getötet, ohne es herauszufinden!«

Der Oberst antwortete nicht gleich; er hatte Verständnis für die Gefühle des Engländers. Typisch für diesen Mann, der die Schuld immer anderen geben würde.

»Das dürfen Sie mir wirklich nicht anlasten, Mr. Field«, entgegnete er ganz ruhig. »Sie haben mir ja nicht die Wahrheit gesagt, obwohl Sie die Möglichkeit dazu hatten. Sie verhandelten mit Terroristen, die gegen die Interessen des Iran arbeiteten, und belogen mich. Auch Mr. Kelly – wahrscheinlich auf Ihre Veranlassung hin. Wären Sie ehrlich gewesen, könnte Minister Khorvan wahrscheinlich noch leben und Ihre Frau auch. Also machen Sie mich nicht für dieses gräßliche Durcheinander verantwortlich.«

»Sie reden, als wäre Mrs. Field schon tot«, unterbrach Janet. »Sehen Sie nicht, wie das Mr. Field bedrückt? Es gibt doch keinerlei Beweis.«

»Sei doch nicht so blöd«, fuhr Logan sie ärgerlich an. »Du weißt ganz gut, daß die Syrer in dem Augenblick, wo Homsî verhaftet wurde, wußten, daß der Plan schiefgegangen war. Warum habt ihr mich überhaupt hierher gebeten? Ich kann nichts mehr für meine Frau tun, selbst wenn sie vielleicht noch am Leben ist.«

»Wir sollten noch ein Tonband anhören«, erinnerte James. »Kurz vor seinem Tod wurde Homsî befragt, wo Eileen versteckt gehalten würde. Er antwortete etwas darauf, aber es ist unverständlich. Oberst Ardalan versucht wirklich alles, um uns zu helfen.«

»Ich spiele es Ihnen mal vor«, sagte der, »vielleicht können Sie etwas daraus entnehmen. Für mich ist es nur sinnloses Gefasel.« Er schaltete das tragbare Tonbandgerät auf dem Tisch ein und ließ das Band bis zu einer bestimmten Stelle abspulen. James' Stimme war deutlich zu hören: »Fragen Sie ihn, wo Mrs. Field gefangen gehalten wird.« Eine andere Stimme wiederholte die Frage auf arabisch. Ein grässlicher, gurgelnder Schrei folgte. Janet hielt entsetzt die Luft an. Wieder die gleiche Frage. Die Antwort war ganz verschwommen. Dann eine ebenfalls kaum verständliche Bitte um Gnade, englisch und arabisch gemischt,

und dann ganz deutlich der Name Eileens: »Mrs. Field«, und ein einziges arabisches Wort: »*Kwayyis*«. Ein Seufzer beendete das Ganze.

»Das war sein letztes Wort.« Ardalan stellte ab.

»Und was bedeutete das?«

Der Oberst zuckte mit den Schultern. »Angenehm, nett, süß. Es gibt hier überhaupt keinen Sinn ...«

»Er war schon ganz wirr«, sagte James. »Es ist wohl zwecklos. Irgendeine Verbindung zwischen der Vorstellung von einer Frau, die nett und süß ist.«

Logan sah den Oberst an. »Womit haben Sie ihn denn ›verarztet?«

»Elektroden. Leider desorientieren lang anhaltende Schocks das Denken. Aber er hat uns alles über die Entführung erzählt, die verhindern sollte, daß Imshan von einer westlichen Gesellschaft ausgebeutet wird. Es steckte starker sowjetischer Einfluß dahinter und auch palästinensischer. Eine sehr ernsthafte Bedrohung der Unabhängigkeit meines Landes ist abgewendet worden. Seine Majestät ist voll informiert.«

»Ich weiß, er hat es mir selbst gesagt.«

»Könnten Sie das Wort *Kwayyis* in einem Satz sagen, Herr Oberst?« fragte Janet plötzlich.

»*Al hawa kwayyis ktir*. Schönes Wetter.« Er sah sie an und zuckte mit den Schultern. »Das Wort bedeutet hier in dem Zusammenhang nichts, Mrs. Armstrong. Reine Phantasie eines fast schon Toten.«

»Natürlich bedeutet es was«, beharrte Logan erbittert. »Ihr habt den Kerl in Stücke gerissen. Wenn ihr ihn ein bißchen sanfter angepackt hättet ...«

»Bitte«, wehrte Ardalan ab, »Sie brauchen mir wirklich keine Ratschläge für meine Arbeit zu geben! Alles Wichtige haben wir aus ihm herausgequetscht.«

»Wichtig für Sie«, murmelte Logan zornig.

»Jetzt wart' doch mal«, unterbrach ihn Janet. »Ich versuche zu kombinieren. Süß – nett – hübsch – schönes Wetter. *Nice Weather* auf englisch ... Er war sehr durcheinander?«

»Er war kurz vor seinem Ende, wußte nicht mehr, was er sagte.«

»Vielleicht wußte er nur nicht, *wie* er es sagen sollte. Konnte sich nicht an das englische Wort erinnern und nahm das nächstliegende arabische. Vielleicht war es auch kein Eigenschaftswort – *nice, NICE, NIZZA ...*«

Der Oberst zog die Augenbrauen hoch. »Schon möglich«, meinte er, schüttelte dann aber den Kopf. »Aber nicht sehr wahrscheinlich.«

»Und warum nicht?« fragte James. »Vielleicht hat Janet recht? Er versuchte, die Frage zu beantworten: ›Wo wird Mrs. Field festgehalten?‹ *NICE*. Das wäre wenigstens einen Versuch wert.«

»Viel zu weit hergeholt«, sagte Logan zornig. »Ihr ergeht euch da in wilden Phantasien. Nizza in Südfrankreich – warum sollte sie dorthin gebracht werden?«

»Andererseits ist die Idee gar nicht so phantastisch«, unterbrach ihn Ardalan. »In Südfrankreich sind große arabische Umtriebe. Wir sollten vielleicht doch Interpol um eine Nachforschung bitten. Dann werden wir wissen, ob Verdächtige im Gebiet sind.«

»Ich *weiß*, daß sie tot ist«, schrie Logan. Er sah Janet drohend an. »Kümmer dich doch um deine eigenen Angelegenheiten.«

»Ich finde, daß sie sehr wertvolle Hilfe geleistet hat«, protestierte der Oberst. »Ich schicke gleich ein Telex. Dann sehen wir ja, was Interpol antwortet.«

Logan antwortete ihm nicht, statt dessen wandte er sich an James: »Wir werden in Ihrem Haus warten«; dann ging er zur Tür hinaus. Janet und James folgten ihm. Draußen sagte er: »Ihr könnt beide im Haus warten, ich fahre ins Büro. Ich habe noch was zu tun«, bestieg seinen Rolls und verschwand. James zögerte eine Sekunde. Janet war sehr blaß; vielleicht bildete er es sich nur ein, aber er meinte, Tränen in ihren Augen blinken zu sehen.

»Kommen Sie«, sagte er. »Wir fahren heim. Zum Teufel mit Logan! Ich glaube, Sie haben die Lösung gefunden.«

»Was war denn beim Schah?« fragte ihn Janet. Als sie ins Auto stiegen, wandte sie den Kopf ab. Jetzt war er sicher, daß sie weinte.

»Das erzähl' ich Ihnen zu Hause«, erklärte er. »Jedenfalls hat er in ihm seinen Meister gefunden.«

Eileen hörte, wie Madeleine nach dem Franzosen rief. Peters lag in ihren Armen. Panik überkam sie, sie rüttelte ihn. »Wach auf! Um Himmels willen, wach auf, wach auf!« Er stöhnte, und sie versuchte, ihn aufzurichten, aber ihre Kräfte reichten nicht. Die Kellertür war noch offen, aber selbst wenn sie sie schloß, würden die andern beiden bestimmt nachsehen kommen. Die Libanesin hatte die Leiche gefunden, sie würde ahnen, daß Peters noch am Leben sei. Angst schnürte ihr die Kehle ab, aber die Resignation hatte sie verlassen. Sie schüttelte ihn und war halb wahnsinnig vor Schreck.

»Liebster, wach auf – bitte ...!«

Er öffnete die Augen und versuchte, etwas zu erklären. Eileen stützte ihn wieder, hielt ihn unter beiden Armen fest.

»Sie kommen herunter«, keuchte sie. »Wir müssen uns verstecken. Steh auf, bitte, versuch es.«

»Schon gut«, murmelte er. »Ich versuch's ja.« Er kämpfte gegen die Lethargie an, die ihn nichts hören und sehen, nur in den Schlaf zurücksinken lassen wollte. »Schon gut ...«

Er vernahm Resnais Stimme aus dem Funkraum. Jeden Augenblick konnten sie hier sein. Mit Eileens Hilfe kam er auf die Füße. »Verstecken«, hatte sie gesagt. Er konnte nicht klar denken, wußte nur, daß er mit ihr hier war und sie sich in Gefahr befanden.

»Hinter die Tür«, flüsterte Eileen. »Schnell um die Ecke, hinter den Wein. Halt dich fest an mir, aber mach keinen Lärm. Ich öffne die Tür.« Sie hörte eilige Schritte aus Richtung Küche. Sie zog die Tür auf und stellte sich hinter ihn. Die Flaschen im Gestell klirrten aneinander. Eileen hielt sich ganz steif und betete, daß er sich nicht bewegen oder das Bewußtsein verlieren würde. Die Schritte kamen die Treppe runter.

»Merde«, schrie Resnais wenige Meter von ihnen entfernt, »die Geisel ist weg!« Sie standen an der offenen Tür, Eileen sah ihre Schatten auf dem Fußboden. Instinktiv schloß sie die Augen und packte Peters mit aller Kraft.

Draußen wandte sich Madeleine an den Franzosen. »Er ist also nicht tot!« fuhr sie ihn an. »Du Trottel, du hättest dich vergewissern müssen.«

»Weit sind sie noch nicht gekommen«, sagte Resnais. »Achmed ist noch ganz warm. Und das Auto haben sie auch nicht genommen, das hättest du gehört. Wir erwischen sie bestimmt noch auf der Straße. Komm!«

Peters war jetzt hellwach. Resnais Stimme hatte das Bedürfnis, wieder einzuschlafen oder ohnmächtig zu werden, weggewischt. Er hielt sich aufrecht, Eileen fühlte seine Hand auf ihrer Schulter. Er bedeutete ihr, sich völlig ruhig zu verhalten, während die beiden die Kellertreppe hinauf stürmten.

»Ich kann jetzt wieder«, flüsterte er. Sie krochen hinter der Tür hervor. »Sie werden das Tor verschlossen finden und annehmen, daß wir noch in der Nähe sind. Wenn sie uns im Garten nicht finden, durchsuchen sie das Haus.«

»Was sollen wir tun?«

»Uns durchkämpfen«, entschied Peters. »Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Kannst du schießen?«

»Nein«, sagte sie. »Ich habe noch nie eine Waffe in der Hand gehabt.«

»Wir müssen uns aber welche holen«, beschloß er. »Wenn nur mein Kopf aufhören würde zu dröhnen. Wir müssen ganz rasch in die Küche. Hilf mir bitte.«

Auf der Treppe zur Küche stolperte er und fiel auf die Knie. Die Schmerzen im Kopf waren so gräßlich, daß er stöhnte. Eileen half ihm auf. Sie schluchzte vor Überanstrengung.

Er kam bis zur Küche, dann mußte er sich an der Tür festhalten. »Geh zum Herd! Drück Knopf Nummer vier. Rasch!«

Sie tat, wie ihr geheißen, und eine Küchenschranktür schwang auf. Peters betrat das kleine Waffenlager dahinter. »Nimm das hier«, flüsterte er. Er konnte den Browning 308 und die Munitionsschachtel nicht tragen und gab ihr beides. Eine Granate steckte er in die Hosentasche.

»Jetzt drück zweimal auf Knopf vier.«

Die Tür ging wieder zu. Er lehnte sich erschöpft an die Mauer. »Warum bist du denn nicht abgehauen?«

»Weil ich dich nicht allein lasse. Es ist sinnlos, mich dazu zu überreden.«

»Sturer Irenschädel«, schalt er. »Zu Fuß packen wir's nie. Wir müssen ihnen irgendwo auflauern. Tu jetzt genau, was ich sage. Keine Widerrede. Wir müssen zur Garage. Es gibt von innen einen Weg hinein. Solange die beiden noch im Garten sind, können wir es wagen.«

Sie brauchten schrecklich lange; zweimal mußten sie stehenbleiben und warten, weil ihm schwindlig wurde. Eileen war verzweifelt, betete, daß ihn nicht eine neue Ohnmacht überfiel. Mit übermenschlicher Willenskraft hielt er sich auf den Beinen, stolperte wie ein Betrunkener durch den rückwärtigen Eingang der Garage. Drinnen stand der Rolls-Royce, aufgebockt. Das elektrisch betriebene Garagentor war offen. Resnais hatte den Jaguar gar nicht hereingefahren, er stand noch in der Auffahrt. Peters lehnte sich gegen den Rolls, nahm die Granate aus der Tasche und gab Eileen dann einen Bund mit zwei Schlüsseln dran. »Der große öffnet das Haupttor«, instruierte er sie. »Du rennst und sperrst es auf, wenn ich es dir sage.«

»Und du bleibst hier? Und wenn dir wieder übel wird?«

»Unsinn, ich fühl' mich schon besser. Ich verstecke mich hier. Sie müssen an der Garage vorbei, um ins Haus zu kommen, da nehm' ich sie aufs Korn. Du gehst zum Tor und hältst Ausschau. Paß gut auf. Gib mir ein Zeichen, wenn du irgendwas siehst oder hörst.«

Eileen stellte sich im Schatten neben dem Garagentor auf. Sie horchte, konnte aber zuerst nichts hören. Dann vernahm sie undeutlich die Stimme Madeleines und Resnais' Antwort.

»Sie haben sich getrennt«, informierte sie Peters.

Er fluchte. »In welcher Richtung?«

»Rechts, ziemlich weit ab.«

»O.k. dann können sie nicht die Auffahrt einsehen. Lauf und mach das Tor auf und bleib dort, bis ich nachkomme. Los jetzt!«

Er sah ihr nach. Er hatte keine Hoffnung, ihr nachzukommen, aber ihr Fluchtweg war frei.

Keuchend vor Anstrengung rannte Eileen, so schnell sie konnte,

zum Haupttor hinunter. Brachte dann den Schlüssel beinahe nicht ins Schloß. Endlich drehte er sich, das Tor ging weit auf. Sie lehnte sich an eine der Stützen. Durch die wenige Bewegung in den letzten Wochen war sie ganz schwach, die Beine zitterten ihr. Draußen lag die Straße. Sie brauchte nur hinauszugehen und war frei. *Darum* hatte Peters sie hergeschickt. Er würde zurückbleiben und Resnais und Madeleine aufhalten, während sie flüchtete. Sein Auftrag, hier auf ihn zu warten, war nur eine Finte gewesen, um sie wegzubringen, denn er wußte, daß sie nicht mehr zurück konnte, wenn das Feuergefecht begann, sie *mußte* sich dann retten. Eileen zögerte, sah noch einmal zur Garage zurück. Es war niemand dort, sie hörte auch nichts. ›Sturer Irenschädel hatte er gesagt. Das war das einzige, woran sie dachte, als sie zurücklief. Als sie die Garage erreicht hatte, kam Madeleine gerade um die Ecke. Resnais und die Libanesin hatten getrennt gesucht. Sie trug ihre Waffe schussbereit, war aber nicht ganz konzentriert. Ihrer Ansicht nach mußten Peters und die Frau sich im Haus versteckt haben. Resnais meinte, daß sie vielleicht die Felsen hinuntergeklettert und weggeschwommen seien, aber Madeleine verneinte das. Es war zu anstrengend gegen die hereinströmende Flut. Und eine so schwache Person wie Eileen Field würde das nicht einmal versuchen. Als Eileen derart knapp vor ihr auftauchte, war sie daher völlig unvorbereitet und schrie ihr erst etwas zu, ehe sie, ohne genau zu zielen, ein paar Schüsse abfeuerte. Eileen verschwand in der Garage, Madeleine eilte ihr nach. Sie hatte keine Chance mehr, ein zweites Mal abzudrücken. Einige Schüsse aus Peters Browning trafen sie in der Brust, sie wurde nach hinten geworfen, ihre Pistole flog in die Büsche. Ein einziger Aufschrei, dann lag sie ganz still da, spürte nichts als Schmerz und metallischen Blutgeschmack. Sie wußte, daß Peters sie erschossen hatte, und flüsterte im Sterben noch seinen Namen.

Resnais pirschte in einiger Entfernung von der anderen Seite des Hauses heran, als die Schießerei begann. Als er Madeleine liegen sah, blieb er starr stehen. Peters war also in der Garage. Nach vorne oder hinten konnte er jetzt nicht mehr, ohne an der offenen Garagentür vorbeizugehen, es sei denn, er kletterte zum ersten Stock. Von innen kam

er an die Waffenkammer und konnte sich Granaten holen; dann wurde Peters Platz zur Todesfalle.

Die Interpol in Nizza war erst kürzlich wegen des Überhandnehmens algerischer Krimineller verstärkt worden – mehrere Raubüberfälle und ein mißglückter Entführungsversuch an einem deutschen Millionär innerhalb drei Monaten. Die Begüterten und Einflußreichen schrien auf, auch die Gendarmerie wurde über ihr Normalsoll verstärkt. Die nahen Vororte mußten für die reichen Bewohner friedlich bleiben, aber auch für die Touristen, von denen diese Orte lebten. Ardalans Telex beunruhigte das ganze Polizeihauptquartier. Allein die Vorstellung, daß eine arabische Terroraktion in der Gegend stattfand, mobilisierte den Präfekten. Die Polizei bekam sofort dringenden Auftrag, alle eventuellen Unruhestifter herauszufischen und zu deportieren. Falls die entführte Frau in der Umgebung von Nizza festgehalten wurde, würde man sie bestimmt finden. Es gab viele Algerier und Araber unter dem Hotelpersonal sowie im Baugewerbe. Eine Liste dieser Leute befand sich bereits bei der Polizei, die stets auf dem laufenden war über alle Fremden aus diesen Ländern; der algerische Millionär stand auch darauf. Während eine Patrouille sich in der Morgendämmerung in die ärmeren Viertel begab, wurde ein Wagen zur Villa hinaufgeschickt, mehr als Geste als zu einer ernsthaften Untersuchung. Ardalan wurde inzwischen über Telex informiert, daß keine verdächtigen Umtriebe bemerkt worden seien, sich aber viele Araber in der Gegend befänden, und durchaus die Möglichkeit bestünde, daß eine Europäerin von ihnen gefangen gehalten würde. Man gab die Nachricht an Logan Field weiter. Er war gezwungen worden, einen Privatjet zu nehmen, da Janet und James darauf bestanden, mit ihm zu fliegen. Ein ungemütlicher, unruhiger Flug. James hatte sich abseits von den beiden gesetzt. Janet tat ihm leid – zu seiner eigenen Überraschung. Vorher hatte er gemeint, daß sie nichts aufregen könne, aber das stimmte wohl nicht. Ihr war hundeelend zumute, und *ihre* Intuiti-

on hatte die Botschaft des sterbenden Homsi enträtselt. James war sicher, daß sie recht hatte. Im Gegensatz zu Logan glaubte er auch felsenfest, daß Eileen noch gerettet werden konnte. Man hielt sie irgendwo bei Nizza gefangen. Eine Polizeirazzia schien ihm nicht die richtige Lösung, aber Ardalan versicherte, daß Interpol in dieser Sache sehr vorsichtig vorgehen würde. Inzwischen war die syrische Regierung auf Befehl des Schahs offiziell ersucht worden, den Terroristen Nachricht zu geben, daß sie Mrs. Field freilassen sollten. Keiner der beiden Regierungen hatte Saud Homsi erwähnt. Er war längst mit sechs anderen Opfern in einer Lehmgrube außerhalb Teherans verscharrt. Nach dem Abflug hatte Logan kaum gesprochen, Janet versuchte auch nicht, mit ihm zu reden. Am Abend vorher hatte er sie nicht aufgesucht, seine Haltung war kalt und feindselig. Zu ihrer eigenen Überraschung hatte sie sich in den Schlaf geweint.

Er dankte ihr nicht einmal dafür, daß sie herausgefunden hatte, wo Eileen eventuell versteckt war. Er *wollte* es gar nicht wissen. Nur aus Kaltblütigkeit – im Gegenteil: Es lag ihm mehr an Eileen, als er zugeben wollte.

Die Suche würde erfolglos bleiben, davon war Logan immer noch fest überzeugt. Seine innere Stimme sagte ihm, daß Eileen niemals mehr lebend gefunden werden würde. Am Abend vorher war er in seinem Zimmer in James' Haus zusammengebrochen und hatte geheult. Hatte nicht mit nach Nizza kommen wollen, aber auch keinen Vorwand gefunden, in Teheran zu bleiben. Oberst Ardalan hatte kühl und höflich wie stets einen Militärjet offeriert, als sich auf die kurze Zeit keine Chartermaschine fand. Alle drängten ihn, nach Nizza zu fliegen, um dann in irgendeinem düsteren Keller seine Frau tot aufzufinden. Niemand würde wohl je ermessen, welche Pein und welches Entsetzen ihn bei dem Gedanken ergriffen. Er konnte kaum Janets Nähe ertragen. Wenn sich der Alptraum bewahrheiten sollte, würde er ihr die Schuld anlasten, so unfair das auch sein mochte.

Die Landung verlief glatt; ein Flugplatzbeamter eilte ihnen beim Aussteigen entgegen und geleitete sie durch den Zoll. Logan brach bereits in Schweiß aus, ehe der Hauptmann zu sprechen begann.

»Monsieur Field? Mein Wagen steht draußen. Ich fürchte, wir haben Ihre Frau gefunden. Kommen Sie bitte mit.«

»Warum bist du zurückgekommen!« fuhr Peters sie an. Sein Kopf hämmerte, Schweiß rann ihm übers Gesicht und brannte in den Augen. Madeleine war tot, er sah ihren reglos ausgestreckten Körper in der Einfahrt. Der Franzose war jetzt der eigentliche Feind; ein professioneller Killer und Experte. Peters fühlte sich derart schwach und übel, daß er kaum sah, was er tat. Und da kniete Eileen neben ihm, anstatt die Gelegenheit zu benützen, die er ihr gegeben hatte, sicher davonzukommen. Er spürte den verrückten Wunsch, in Tränen auszubrechen, weil nun alles so verfahren war. Er liebte sie so sehr, daß er sie am liebsten niedergeschlagen hätte, weil sie zurückgekommen war.

»Ich habe dir doch gesagt, daß ich nicht ohne dich gehe«, sagte sie entschuldigend. »Das Tor steht offen; komm, ich helf dir ins Auto, und dann nichts wie weg.« Sie zog an seinem Arm, aber er schüttelte sie ab.

»Resnais ist da draußen. Sowie wir vor die Tür kommen, erschießt er uns. Herrgott noch mal, Eileen, lauf du zum Auto, ich gebe dir Feuerschutz.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir gehen zusammen«, entschied sie. »Ich lass' dich nicht zurück. Auf keinen Fall. Lass dir lieber etwas einfallen, wie wir beide wegkönnen.«

»Das ist unmöglich«, sagte er niedergeschlagen. »Ich bin viel zu schwach. Wenn ich ohnmächtig werde und Resnais uns verfolgt, sind wir erledigt.«

Sie sah ihn an. »Zeig mir, wie man die Waffe bedient. Sag mir, was ich tun muß, und ich tu's.«

»Du wärest nicht schnell genug«, erklärte Peters. »Er würde dich erwischen, ehe du nur abdrücken kannst. Resnais ist ein professioneller Killer ...«, er schloß kurz die Augen und schrak dann zusammen, als er merkte, daß er wieder ins Unterbewußte abglitt. Der Kopf war schwer,

die Glieder taub. Er kämpfte mit den letzten Reserven dagegen an. »Ich bin gleich weg«, flüsterte er noch, sah das Entsetzen in ihrem Gesicht, konnte aber nicht einmal den Browning festhalten. Er fiel zu Boden.

»Die Granate ...«, ächzte er noch. »Wenn er hereinschießt, bleib liegen. Zieh den Stift raus und zähle bis drei ... wirf – und dann runter. Da, nimm sie, Liebes!«

Peters rutschte zur Seite, fiel neben dem Wagen auf den Boden. Eileen beugte sich über ihn. Er atmete schwer, das Gesicht war grau und schweißbedeckt.

Außer seinem Keuchen hörte man keinen Laut. Eileen nahm den Browning vom Boden auf. Die Handgranate lag daneben. Eiförmig, mit dem kleinen Abzugsring an der Seite. Sie sah irgendwie böse aus. Man zog, zählte bis drei und warf dann ... In einem geschlossenen Raum erfolgte der Tod durch den Explosionsdruck. Sie erinnerte sich an Kriegsfilme, bei denen die Bunker oder Grabenlöcher jeweils mit Granaten ausgeräuchert wurden. Schwer und kalt war das Ding. Ihre Hände zitterten. Wenn der Franzose auf sie zu kroch, mußte sie sich genau an die Vorschriften halten. Zählen, werfen. Wenn sie nun fallen ließ oder falsch zählte? Sie sah auf Peters, der noch immer neben dem Luxuswagen lag, und war froh, nicht die Flucht ergriffen zu haben, wie er ihr befohlen hatte. Er hatte keinen Beschützer außer ihr. Der Gedanke ließ sie ganz ruhig werden. Sie setzte sich und wartete, ob irgendein Geräusch das Näher kommen Resnais' anzeigte.

Der schwang sich gerade auf den Balkon im ersten Stock. Er war an einer Regenrinne hochgeklettert, über ein Vorratsraumfenster, dessen breites Sims guten Halt gab, drückte jetzt die Balkontür auf und lief sofort zur Küche hinunter. Aus dem offenen Funkraum hörte er Ticken, blieb kurz stehen und beschloß, die Botschaft zu übernehmen; Peters wußte ja nicht, daß er ihm nicht mehr im Garten auflauerte, und würde wohl kaum in diesem Augenblick aus der Garage kommen. Er nahm den Kopfhörer und schrieb mit.

»Frühere Nachricht bestätigen. Aktion wegen Homsis Verhaftung gestrichen. Erbitten Bestätigung. Exekution der Geisel. Wiederhole: Bestätigung nötig und Codesignal für Aufbruch.«

Homsy verhaftet! Er ließ sich die Nachricht abermals durchgeben, inzwischen verdaute er den Schock: Über die Nachricht einerseits und darüber, daß sie offenbar schon einmal durchgegeben, von Peters übernommen worden war. Eileen Field war also zu exekutieren, und das Team sollte sich auflösen. Er gab keine Antwort, ließ das Ganze noch ein drittes Mal durchlaufen. Alles umsonst also. Madeleine tot. Der Mordversuch an Peters, die ganze Terroraktion – für nichts und wieder nichts. Sollte man ruhig glauben, daß die Villa schon leer sei. Das Funkgerät hätte ja nach der Instruktion für derartige Fälle zerstört werden müssen. Aber der Held, den er als verunglückt bei einem Verkehrsunfall gemeldet hatte, war von den Toten auferstanden und steckte jetzt mit der Geisel in der Garage. Resnais wußte nicht, welche Erklärung man dafür letzten Endes offerieren konnte, aber *er* würde sie jedenfalls nicht geben. Nicht, bevor er in Paris alles eruiert hatte. Und das gab nur, wenn Peters und Eileen tot waren.

Er rannte weiter in die Küche, öffnete das Waffenlager und stopfte sich in jede Hosentasche zwei Granaten. Auf Zehenspitzen eilte er dann durch den gedeckten Gang, den auch Peters zur Garage benützt hatte. Kurz vor der Tür schlich er sich wie eine Katze auf Mäusefang an, nahm eine Granate in die Linke und drückte mit der Rechten ganz leise die Klinke herunter.

Und dann stand er hinten in der Garage und machte noch einen einzigen Schritt nach vorne, immer im Schatten der Tür. Peters und Eileen Field waren noch hier, das wußte er. Er hatte den Instinkt eines Tieres für die Gegenwart von Feinden. Mit zwei Granaten ließ sich die Sache deichseln. Er holte die zweite aus der Tasche, öffnete dann die Tür ganz vorsichtig weit genug, um sich vorbeugen und gezielt werfen zu können.

Die Polizeipatrouillen erschienen in der Morgendämmerung in allen Häusern, die von Algeriern oder Arabern bewohnt wurden. Nichts Verdächtiges ergab sich. Einige scheinbare Sympathisanten der Palä-

stinenser wurden aufs Polizeihauptquartier gebracht und befragt. Ein Sonderkommando unter Führung eines Gendarmeriebeamten und eines Interpolbeamten kam gerade um acht Uhr morgens bei der Villa an. Der arabische Millionär war wohlbekannt am Ort, hatte gute Kontakte zum Bürgermeister und zur Polizei. Seine große Yacht kreuzte zur Zeit in den griechischen Gewässern. Abgesehen von Gerüchten über seine politischen Neigungen, war ihm nichts vorzuwerfen, was eine Razzia in seinem Haus während seiner Abwesenheit gerechtfertigt hätte. Bei den armen algerischen Arbeitern, die man aus den Betten riß und in der Polizeistation verprügelte, war man nicht so feinfühlig gewesen. Die Reichen aufzubringen erschien nicht ratsam, und die Polizei hütete sich, irgend etwas Diesbezügliches zu tun. Um acht Uhr fünfzehn sprang der Gendarmeriekommandant, der später Logan am Flugplatz empfangen sollte, aus dem Wagen; seine Männer folgten ihm mit gezogenen Revolvern. Vorsichtige Zurückhaltung war jedoch nicht mehr angebracht, denn die Szenerie vor und in der Garage sprach eine deutliche Sprache. Explosionsgestank und der Geruch von Blut hingen in der Luft. Der Kommandant stand vor einem dünnen Blutrinnsal, das sich über den Kies schlängelte. Er spähte in die Garage hinein und rief den Interpolbeamten herbei, der seinerseits seine Leute holte.

Die Suche war beendet. Nach wenigen Minuten hatte man vom Wagen über Funk das Hauptquartier verständigt, die Villa durchsucht, und dann kamen bereits die Experten angebraust, um Zimmer und Garten zu observieren. Der Kommandant übernahm die undankbare Aufgabe, Logan Field abzuholen und herzubringen. Er war ein harter, an Gewalttätigkeiten gewöhnter Mensch, aber der Anblick in der Garage hatte sogar ihn tief erschüttert. Wie mochte es erst dem Präsidenten der Imperial Oil ergehen?

11

Es kam Eileen vor, als hockte sie schon seit Stunden neben Peters. Die Sonne war emporgestiegen, ein Vogel zwitscherte fröhlich in den Zweigen. Welch grässlicher Kontrast zur Leiche Madeleines, die genau vor ihnen in der Garage lag. Das Blut hatte eine große Pfütze gebildet. Vor der Garage gab es fast keinen Schatten, die Oleander- und Nadelbäume standen weiter hinten, man konnte nicht erkennen, ob sich jemand darin versteckte. Eileen legte Peters ihre Hand auf die Stirn; sie war erschreckend kalt und feucht, seine Haut grau. Irgendwo draußen im Garten wartete Resnais darauf, sie zu überwältigen. Madeleine war durch den Anblick Eileens abgelenkt worden. Resnais, der einzige Übriggebliebene, war der Gefährlichste. Sie lauschte so angestrengt, daß die Nerven ihr fast zu versagen drohten. Der Vogel hatte zu singen aufgehört, die Stimmung im Garten war grauenhaft unwirklich geworden. Plötzlich knackte etwas; wie ein Pistolenschuss kam es ihr in ihrer überhitzten Phantasie vor. Sie nahm die Granate und machte sich bereit, das Ding in die Richtung zu werfen, aus der sie die Geräusche vernommen hatte. Es war aber keine Bewegung zu sehen, keine Gestalt hinter dem Schatten.

Sie hatte die Fensterrollos im oberen Stockwerk klirren gehört. Die Granate hielt sie in der Hand bereit, wußte aber nicht, *wie* sie zu werfen war. Resnais ahnte sicher, daß in der Garage etwas nicht stimmte, sonst wären sie ja beide längst zum Auto geflüchtet. Wenn er sie von vorne überfiel, würde das Feuer seiner kräftigen Browning sie niedermachen, ehe sie zum Wurf kam. Aber er würde gar nicht damit rechnen, ihr gegenüberzustehen. Vielleicht dachte er schon, daß einer von ihnen verletzt sei, und warum sollte es gerade Peters sein. Und Peters hatte die gleiche Waffe. Es wäre also verrückt von Resnais, frontal an-

zugreifen. Jetzt erinnerte sie sich an die Hintertür, die ins Haus führte. Die Tür, durch die sie in die Garage gekommen waren. Von *dort* würde er kommen. Sie erschrak, schrie leise auf und versuchte, Peters wachzuschütteln; aber er war bewusstlos. Eileen geriet nun doch fast in Panik, war einen Augenblick lang wie gelähmt vor Angst, so stocksteif daß sie sich nicht hätte rühren können, wäre die Tür jetzt aufgesprungen. Sie rannte hin, suchte verzweifelt nach einem Riegel, einem Schlüssel. Die Tür ließ sich von dieser Seite nicht versperren! Natürlich nicht, nur vom Hausinnern aus! Dann hockte sie sich daneben und horchte, hörte aber nichts. Kein Bohlenknirschen, nichts. Und wußte, daß er hier herauskommen würde. Wieder lief sie zum Auto zurück. Peters hatte sich nicht gerührt. Sie beugte sich über ihn, ihre Tränen tropften auf sein Gesicht. Dann nahm sie erneut die Handgranate auf, ging in die Hocke und beobachtete die Tür. Als diese sich zu öffnen begann, hielt sie es zuerst für eine optische Täuschung. Es wirkte wie ein Spalt zwischen ihr und der Wand. Sie schloß kurz die Augen; als sie sie wieder öffnete, war der Spalt weiter geworden. Eileen keuchte vor Schreck und erhob sich halb, immer noch vom Wagen verdeckt. Die Tür öffnete sich ganz langsam und geräuschlos. Sie zog am Ring der Granate und zählte: eins, zwei, drei. Dann schmiss sie sie mit aller Kraft in den breiter werdenden Spalt und sah noch eine Hand im Türspalt erscheinen, bevor sie sich auf Peters warf. Resnais Granate explodierte gleich nach ihrer, die Gewalt der Explosion raubte ihr das Bewußtsein. Das Holz der Tür zerbarst in Splitter, die zu tödlichen Geschossen wurden. Menschliche Körperteile flogen durch die Luft, ätzende Dämpfe erfüllten den Raum, hingen über dem Wrack des Rolls-Royce, der direkt in der Explosionslinie lag. Er war durchlöchert von den Splittern, die hinteren Türen eingedrückt; auf Eileen und Peters ging ein Splitterregen von den zerborstenen Fensterscheiben herab. Ihr Arm war um ihn geschlungen, als versuchte sie, ihn zu schützen. Peters kam zuerst zu sich. Verwirrt sah er sich um; seine Ohren dröhnten. Dann erhob er sich langsam, das Glas klirrte zu Boden. Er säuberte, so rasch er konnte, Eileens Körper, schnitt sich dabei und meinte zuerst, das Blut sei nur sein eigenes. Dann hob er sie hoch, unter ih-

rem Gewicht taumelnd, so leicht sie auch war, und schleppte sie nach draußen. Der Schlachthaus- und Rauchgeruch in der Garage war unerträglich.

»Eileen! Eileen!«

Er glaubte zu schreien, hörte aber seine Stimme kaum. Ihr Kleid war blutdurchtränkt. Ein langes, zackiges Holzstück war ihr in die Seite gedrungen, sie atmete nur noch schwach. Er hob sie auf die Schulter und ging schwankend langsam zum Tor. Ins Haus zurückzugehen erwog er gar nicht. Er mußte Hilfe für sie holen und erinnerte sich nur noch daran, daß das Auto in der Auffahrt stand. Alle Gedanken, die nicht mit der unmittelbaren Rettung ihres Lebens zusammenhingen, waren schon zuviel für ihn. Als er die Verletzung sah, wußte er sofort, daß Eileen schnellstens behandelt werden mußte, wenn sie nicht sterben sollte. Er mußte den Wagen erreichen und sie zur Klinik bringen. Seine Ohren summten immer noch. Der Kopfschmerz hämmerte im Rhythmus seiner Schritte. Er legte sie auf den Beifahrersitz des blauen Sportwagens und fühlte ihren Puls. Sie stöhnte und öffnete die Augen, verlor immer noch viel Blut. Sein Hemd und die Hände waren dunkelrot.

»Schon gut«, flüsterte er, »ich bringe dich in die Klinik. Es wird alles wieder gut. Halt noch etwas durch ...«

Da wurde sie erneut ohnmächtig, aber sie hatte ihn kurz erkannt. Peters stieg ein und startete. Seine Konzentration war zu schwach, um Schnellfahren riskieren zu können, er konnte froh sein, wenn er bei Bewußtsein blieb und die Klinik erreichte. Eine halbe Stunde brauchte er, immerhin ging es schon leichter als bei der Nachtfahrt von der Klinik zur Villa. Er lief zum Aufnahmeschalter; dem Mädchen hinter der Glasscheibe blieb bei seinem Anblick vor Schreck der Mund offen. »Ein Unfall«, sagte Peters. »Eine Frau, draußen im blauen Sportwagen. Mrs. Field heißt sie. Lassen Sie schnell einen Arzt holen. Ich? Nein ... Alles in Ordnung. Das ist nur ihr Blut.«

Zwei Wärter rannten mit der Bahre hinaus, Gaffer versammelten sich ums Auto, als Eileen herausgetragen und ins Haus gebracht wurde; in der allgemeinen Verwirrung verschwand er rasch. Die Aufnah-

meschwester hielt Eileen für tot. Sie wandte sich nach dem Mann um, der sie hergebracht hatte – aber der war verschwunden.

Sie hatten die Leiche mit einer Gummimatte bedeckt. Man zog sie zurück, der Polizist machte Logan Platz. Logan sah ins Gesicht von Madeleine Labouchère. Er wandte sich an den Kommandanten. »Das ist nicht meine Frau«, sagte er und ging zu James Kelly zurück, der mit Janet in einiger Entfernung wartete.

»Es ist nicht Eileen«, teilte ihnen Logan mit. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn. James sah, daß sie zitterte. »Eine andere Frau, mit Bauchschuss.«

Der Kommandant trat zu ihnen. »Wir sind ganz sicher, daß Ihre Frau hier gefangen gehalten wurde, Monsieur Field. Im Haus liegt ein toter Algerier, und wir haben ein Funkgerät entdeckt. Bei dem Kampf in der Garage wurden Granaten verwendet, wir haben Körperteile gefunden. Sie fahren am besten aufs Präsidium.«

Logans Erklärung, daß die Erschossene nicht seine Frau war, hatte den Beamten in Ungewissheit gestürzt. So, wie die Leiche dalag, sah es aus, als habe man sie nach dem Tod zurechtgerückt. Keiner der Männer kam auf die Idee, daß die Körperteile in der Garage nicht von Eileen stammen könnten. Janet war gar nicht erst näher getreten. Ihr Gesicht zeigte eine derartige Blässe, daß James sich besorgt erkundigte, ob ihr übel sei. Sie sah sich gar nicht um. Sie hätte nicht mitkommen sollen und schon gar nicht bis zur Villa. Wenn sie glaubte, die Aufmerksamkeit durch eine Ohnmacht auf sich lenken zu können, dann hatte sie falsch kalkuliert, dachte Logan böse. Sie gingen zum Wagen, Janet wurde von James gestützt. Schweigend fuhren sie zum Polizeihauptquartier zurück. Ein Polizist führte sie ins Büro des Kommandanten. Auf einem Tablett kamen Drinks und Eis. Janet goß ein. »Ich glaube, sie lebt noch«, sagte sie zu Logan, als sie ihm sein Glas gab.

»Wie kannst du nur so ...«

»Monsieur Field!«

Er wandte sich abrupt zur Tür. Der Polizeibeamte, der sie zur Villa begleitet hatte, stand auf der Schwelle und rief aufgeregt: »Das Pasteur-

Spital hat gerade angerufen. Eine Frau mit Ihrem Namen ist vor zwanzig Minuten eingeliefert worden. Sie sollen sofort hinkommen!«

Logan drängte an den Polizisten vorbei in den Korridor, James folgte ihm; Janet rührte sich nicht. James stoppte und wandte sich ihr zu. »Kommen Sie!«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, es ist ja alles gut für ihn. Ich fliege nach England zurück. Wenn er was von mir will, weiß er ja, wo ich zu finden bin.«

Sie zuckte mit den Achseln, und es gelang ihr sogar ein kleines Lächeln. »Fahren Sie nur mit, James, und lassen Sie sich von Logan nicht abhalten.«

»Bestimmt nicht.«

Der Chirurg diagnostizierte Rückenverletzungen und ein Loch in der Bauchdecke mit starker innerer Blutung. Er zog den Splitter heraus – einen zwanzig Zentimeter langen Splint. Nach der Operation teilte man Logan Field mit, daß er seine Frau abends kurz sehen dürfe. Man nahm an, daß sie durchkam, aber das Risiko des postoperativen Schocks war noch nicht überwunden. Presse und Fernsehen umlagerten die Klinik. Logan wurde ein Zimmer zur Verfügung gestellt; über Fernsehen versuchte man, den Mann ausfindig zu machen, der Mrs. Field in die Klinik gebracht hatte.

Die grauenhafte Szenerie in der Villa füllte die Schlagzeilen aller Zeitungen. Logan und James saßen in dem kleinen Zimmer neben der Privatstation, in die man Eileen gelegt hatte, und lasen die französischen Berichte. James' Anwesenheit nahm Field ganz selbstverständlich hin. Er war sein Angestellter und Verbindungsmann zu den Behörden. Kelly sprach fließend Französisch und konnte die hereindrängenden Presseleute abwimmeln. Er hatte den Journalisten bereits gesagt, daß Field keinerlei Erklärung abgeben könne, bis seine Frau sich genügend erholt hatte, um zu berichten, was passiert war, und gab nur zu, daß Eileen Opfer einer Entführung durch internationale Terroristen gewesen war, enthielt sich aber aller weiteren Details. Logan hätte zu diesem Zeitpunkt nicht die Ruhe aufgebracht, die James selbst unter solchen Umständen noch behielt. Er war erfahren darin, Schwie-

rigkeiten zu glätten. Eine Krankenschwester brachte ihnen Kaffee und fragte, ob sie etwas zu essen wünschten. Beide lehnten ab.

»Sie haben sich noch gar nicht erkundigt, wo Janet ist«, sagte James.

Logan runzelte die Stirn. »Die hatte ich total vergessen. Sie kann sich ja ein Hotelzimmer mieten.«

»Sie ist nach England zurückgeflogen. Sie sind ziemlich ruppig mit ihr umgesprungen. Ich glaube, Sie sollten sie anrufen und wissen lassen, was passiert ist.«

»Ich weiß es ja selbst noch nicht. Sie sollten übrigens nach Teheran zurückfliegen und eine Erklärung für mich ausarbeiten. Aber sehr vorsichtig, bitte. Wir wollen keine politischen Zwischenfälle verursachen oder den Schah in Verlegenheit bringen. Sobald Eileen außer Gefahr ist, komme ich nach.«

James zündete sich eine Zigarette an. Er sah Logan ins Gesicht. »Ich werde nicht nach Teheran zurückgehen«, eröffnete er. »Ich kündige Ihnen.«

»Seien Sie doch nicht blöd! Wie kann man nur alles so wegschmeißen! Mit Imshan fängt es doch jetzt erst an. Sie können eine sagenhafte Karriere machen. Wenn Sie nicht gleich weg wollen, bleiben Sie wenigstens noch ein paar Tage hier und überlegen sich das Ganze.«

»Ich habe schon alles überdacht; Janet hat absolut recht. Eileen wird nie zu Ihnen zurückkehren. Sie meinen, jetzt gewonnen zu haben. Sie haben ihr Leben riskiert, außerdem Imshan in der Tasche und glauben, Sie könnten nun zu ihr zurückspazieren, als wäre nichts passiert. Natürlich ist mir Janet egal, aber so geht's einfach nicht. Sie können nicht auf allen Hochzeiten gleichzeitig tanzen – diesmal nicht!«

Neben Eileens Bett saß eine Krankenschwester. Das Licht war abgeschirmt, Logan sah zuerst gar nicht, daß sie die Augen geöffnet hatte. Er beugte sich über das Bett; die Krankenschwester stand auf.

»Nur ein paar Minuten, Mr. Field. Sie steht noch unter Narkoseeinfluß.«

Eileen erblickte Logan wie durch einen Schleier. Sein Gesicht schien getrennt vom Körper über ihr zu schweben. Einen Augenblick lang meinte sie zu träumen. Dann sagte er etwas zu ihr, und der Nebel lichtete sich.

»Liebes«, sagte er, »du wirst wieder gesund.«

Ihre Lippen waren trocken, sie litt Durst. Die Schwester hatte ihr schon ein paarmal einen Schluck Wasser erlaubt. Sie öffnete die Augen und konzentrierte den Blick auf Logan. »Wo ist er?«

»Wer? Von wem sprichst du?«

Einen Augenblick lang meinte er, sie spräche im Traum. Ihre Augen waren ganz klar. Sie versuchte, den Kopf zu heben. »Wo ist er? Was ist mit ihm passiert?«

»Ich weiß nicht, wen du meinst.«

»Er hat mich hergebracht. Ich habe ihn im Auto – ganz kurz ...«

»Jemand hat dich hergebracht, er ist aber verschwunden. Man sucht ihn bereits.«

Sie lächelte geheimnisvoll. »Dann hat er es also geschafft – Gott sei Dank!« Ihr Lächeln war ihm unheimlich – so hatte er sie noch nie erlebt.

Sie wandte den Kopf zur Seite und schloß die Augen.

»Ich schlafe jetzt noch ein wenig«, murmelte sie.

Logan sah sie an, bis die Krankenschwester hereinkam und ihn am Arm berührte. »Sie können sie morgen früh wieder sehen«, flüsterte sie, »dann geht es ihr schon besser.«

»Vielen Dank.« Er ging hinaus und ließ sich mit dem Polizeihauptquartier verbinden. »Ich habe eben meine Frau besucht. Sie sollten den Mann finden, der sie hergebracht hat. Ich habe das Gefühl, daß er einer der Kidnapper ist.«

Straßensperren wurden aufgestellt, auf dem Flugplatz herrschte Alarmstufe eins, kein Schiff durfte den Hafen verlassen. Auch die Stadt wurde gründlich durchgekämmt. Ein Bild von Peters wurde über Fernse-

hen ausgestrahlt und auf den Frontseiten der Zeitungen veröffentlicht. Überall in der Welt erschienen Berichte darüber, wie Eileen Field um ihr Leben kämpfte; Logan war beim Verlassen der Klinik zu sehen.

Fast hundert Kilometer außerhalb Nizzas befand sich eine Motorjacht auf dem Weg nach Italien. In dem kleinen Jachthafen von Bocca di Magra hatte sie einen Ankerplatz; normalerweise unternahm sie von dort aus nur Tagestouren nach Portovenere oder Cinqueterre. Seit Eileen Fields Ankunft in Nizza hatte das Schiff gewartet. Die zwei Mann Besatzung verbrachten ihre Zeit in Bars und beim Angeln. Es war ein starkes Boot, das gut seine dreißig Knoten machte; in der winzigen Kabine konnten drei Mann schlafen. Peters lag auf dem einen Bett. Der Taxifahrer, der ihn von der Klinik zum Hafen gebracht hatte, hielt ihn für betrunken. Beim Aussteigen aus dem Wagen mußte er ihm helfen und ihn zum Schiff bringen. Er hatte bereits Angst um seine zehn Franc, aber dann erschien einer von der Mannschaft und übernahm Field. Es gab ein großzügiges Trinkgeld, und damit war die Sache für den Fahrer abgetan. Betrunkene Amerikaner gab's hier oft frühmorgens an der Küste.

Der Kapitän war Italiener, er stammte von der Madra, dem Fluss, der bei Lerici ins Meer fließt. Er lebte vom Vermieten seines Schiffes während der Sommermonate und war aktives Mitglied der Marxistengruppe des kleinen Hafenstädtchens. Man hatte ihn nach Nizza geschickt, um die Kommandogruppe zu holen, falls die Aktion fehlschlug. Er wußte nicht, was für eine Aktion das war, er stellte auch keine Fragen, als Peters allein auftauchte, brachte ihn nur nach unten, legte ab und fuhr los. Nach Madra brauchten sie einen ganzen Tag, weil sie ganz aufs Meer hinaus mußten, um eventuellen Suchflugzeugen zu entgehen. In Madra würden sich seine Leute um den Terroristen kümmern. Er brauchte sichtlich Pflege, schien ganz benommen und fiel in Bewusstlosigkeit. Der zweite Mann, ein junger, eifriger Aktivist, saß an seinem Bett und beobachtete ihn. Er wußte nicht, wie er ihm helfen sollte. Eine offene Wunde hätte er versorgen können, aber Peters' Kopfschmerzen beunruhigten ihn. Nur einmal wachte der Kranke auf und bat um etwas zu trinken. Der Junge erstattete dem Kapitän regel-

mäßig Bericht. Auf Kurzwelle hörten sie Nachrichten über die Jagd nach Peters. Keiner sagte etwas dazu. Sie waren schon lange draußen, und die Papiere, die sie im Hafen vorgelegt hatten, waren ohnehin gefälscht. Danach stammte die Jacht angeblich aus Marseille; man würde sie also nicht aufspüren können. Der Amerikaner war so gut wie in Sicherheit. In der heißen, engen Kabine lag Peters hochgebettet mit offenen Augen. Der Kopfschmerz war fast unerträglich, das Rollen und Hämmern der Maschine machte ihm die Wachzeit entsetzlich. Dazu kamen die Hitze und der Gestank nach Dieselöl. Schweißgebadet lag er da, mit nacktem Oberkörper, nur ein Tuch bis zur Mitte. Eine Wasserkaraffe stand auf dem Brett neben seinem Bett. Er trank ununterbrochen davon. Sie hatten ihm Aspirin gegen die Schmerzen gegeben, aber die Wirkung war gleich Null. Es hämmerte in ihm mit solcher Gewalt, daß er meinte, der Kopf würde sich wie eine Nuss spalten, auf die man schlug. Das Boot bewegte sich gleichmäßig, die Maschine lief auf vollen Touren.

An seine eigene Sicherheit dachte er gar nicht, konnte überhaupt nicht gezielt denken. Seine letzte Erinnerung war die an Eileen, wie sie auf der Bahre in die Klinik getragen wurde. An das Taxi und den Treffpunkt im Hafen vermochte er sich nicht mehr zu erinnern. Er sah stets nur Eileens Gesicht, wie sie ihn anlächelte – das einzige Angenehme beim Wachsein. Aber sie verschwand immer wieder. Auch andere Bilder tauchten auf, sie schwebten wie Luftblasen im Zimmer. Seine Mutter, mit enttäushtem Gesicht, sie klagte: »Du redest von der Liebe zur Menschheit und kannst nicht mal einen einzigen Menschen lieben.« Er wurde sehr zornig, nannte sie eine Lügnerin, und sie verschwand wieder, als hätte jemand an der Ballonschnur gezogen. Sein Vater, der Lehrer aus der Oberschule – Peters rief die Visionen nicht herbei, sie kamen ohne jeden Zusammenhang, einer nach dem anderen. Madeleine, tot im Garten. Er schloß die Augen. Unfähig zu lieben ... Er versuchte, sich Eileen ins Gedächtnis zu rufen, kämpfte gegen die anderen Gesichter, gegen ihr wirres Geflüster.

Die kleine Kabinentür wurde geöffnet, der junge Italiener trat ein; er hatte Peters rufen gehört und war die Treppe heruntergeeilt.

»Alles in Ordnung?« fragte er auf französisch. »Brauchen Sie was?«

Peters versuchte, sich aufzusetzen. Wollte etwas sagen, aber plötzlich schwoll der Schmerz in seinem Kopf zu einem Crescendo an. Die Embolie im vorderen Hirnlappen zerbarst; massive Blutungen setzten in Sekundenschnelle ein, er fiel aufs Lager zurück, schloß die Augen und rief nur noch ein Wort. Der junge Mann beugte sich über ihn und rannte dann an Deck zum Kapitän. Wenig später standen die beiden an seinem Bett. Die Jacht schwankte im Wasser, die Motoren schwiegen. Der Ältere schüttelte den Kopf.

»Wenn man sich nach einer schweren Gehirnerschütterung nicht gleich hinlegt, passiert so etwas. Hat er noch irgend was gesagt?«

»Ja, es klang wie ein Frauenname.«

»Er ist für unsere Sache gestorben«, sagte der Ältere und hob die geballte Faust zum Gruß. »In den Hafen können wir ihn nicht bringen, wir müssen ihn auf See bestatten.«

Am frühen Nachmittag des gleichen Tages erwachte Eileen aus tiefem Schlaf. Als erstes erblickte sie eine Riesenvase mit Rosen, die James geschickt hatte. Sie spürte keine Schmerzen, war nur zutiefst beunruhigt, als ob irgend etwas schiefgegangen wäre. Man hatte die Vorhänge halb zugezogen, das Zimmer war kühl und schattig. Neben dem Bett saß eine Krankenschwester und strickte. Sie hörte ein Geräusch und sah auf. Eileen rannen Tränen übers Gesicht. Rasch eilte sie zu ihr.

»Was ist? Haben Sie Schmerzen? Warten Sie, ich bringe Ihnen etwas.«

Sie konnte das Undefinierbare nicht entwirren, den inneren Schmerz, für den es keine Erklärung gab. Sie nahm die Tabletten, die die Pflegerin ihr gab, und hielt ihre Hand. Erst nach einer Weile schief sie wieder ein. Wußte nicht, und würde es nie erfahren –, daß sie in dem Augenblick erwacht war, als Peters Hunderte Kilometer von ihr entfernt starb.

Im Herbst gab Logan Field in der VIP-Halle des Londoner Flugplatzes eine Pressekonferenz. Er war von Teheran eingeflogen, eine Horde Pressefotografen und Fernsehreporter erwartete ihn. Logan saß bei einem Glas Whisky-Soda an einem Tisch und verlas eine vorbereitete kurze Erklärung. James Kellys letzter Dienst für ihn, ehe er die Firma verließ. Die Antworten auf fast alle Fragen waren darin vorweggenommen.

Die Imperial Oil habe einen Vertrag mit der Iranischen Ölgesellschaft über die Ausbeutung der Ölschätze von Imshan geschlossen. Kein Kommentar über die Reaktionen der Vereinigten Arabischen Republik anlässlich der Ankündigung, daß der Zusammenschluss die Ölpreise senken könnte.

»Haben Sie den Schah gesehen, Mr. Field?«

»Ja, ich war gestern zu einer langen Audienz bei Seiner Majestät.«

»Würden Sie ihn als Freund des Westens bezeichnen?«

Logan schüttelte den Kopf. »Ich würde sagen, daß er für die Interessen seines Volkes wirkt.« James hatte ihm geraten, etwas in dieser Richtung zu äußern. Er wartete; die Sache machte ihm Spaß. Öffentlichkeitsrummel dieser Art erschreckte ihn nicht. Und gut gelaunt war er; ein Mann, der nach einem privaten Triumph mit der richtigen Mischung aus Bescheidenheit und Autorität heimkehrte, wie es einer der Reporter ausdrückte. Logan Field konzentrierte sich auf die Fernsehinterviewer. Er erklärte die Bedeutung von Imshan und erwähnte am Rande den Erpressungsversuch, der ihm widerfahren war, wiederholte auch kurz die Antworten auf Fragen, die man ihm schon so oft gestellt hatte. »Es war eine unmögliche Wahl. Ich konnte nicht meine Frau opfern, andererseits auch nicht meine persönlichen Gefühle vor die Verantwortung für das wirtschaftliche Leben der westlichen Welt stellen. Gott sei Dank wurde das Problem für mich gelöst.«

Diese Antwort gefiel allen. Das Fernsehinterview war beendet, Logan stand auf; er wollte noch rechtzeitig zu einer Besprechung mit seinen Direktoren kommen. Plötzlich drängte sich eine Reporterin an ihn heran. Er blieb höflich stehen.

»Ihre Frau lebt zur Zeit in Irland, Mr. Field. Stimmt es, daß Sie sich getrennt haben?«

Die Röte schoß ihm ins Gesicht; er wandte sich halb von ihr ab. »Über meine privaten Angelegenheiten erteile ich keine Auskunft.«

Die Reporterin erhob die Stimme, als er sich zur Tür hindrängte. »Werden Sie ihre Frau aufsuchen?«

Er gab keine Antwort, drückte sich durch die Tür und eilte zu seinem Firmenauto. Ein ziemlich peinlicher Abschluß der Pressekonferenz.

Die Bibliothek in Meathouse war schäbig möbliert; ganze Hundegenerationen hatten das Ledersofa abgenützt, die Stühle zeigten Spuren der nassen, schmutzigen Jagdkleidung ihrer Besitzer. Die riesige Mahagoni-Wanduhr konnte nie die richtige Zeit ansagen. Das Zimmer war voller Bücher, die meisten davon ungelesen und seit Jahren unberührt. Angeblich befanden sich wertvolle Erstausgaben darunter, aber niemand in der Familie dachte daran, sie zu verkaufen, wenn das Geld einmal knapp wurde. Das Zimmer war für Eileen gleichbedeutend mit Rauch-, Leder- und Whiskygeruch. Ein Raum, in dem ihr Vater sich gerne den Rücken am Kamin wärmte und mit einem Glas in der Hand plauderte. Sie hatte in zwei massiven Vasen Blumen arrangiert, war vorher mit Lucie im Garten gewesen. Wie sehr sich das Kind verändert hatte! Gar nicht mehr verschüchtert und passiv; sie lachte und scherzte mit ihrem Großvater und ließ sich von Bridget verwöhnen. Hier gab es echte Tiere anstatt der flauschigen Spielgefährten. Ein Spanielwelpen schlief in ihrem Kinderzimmer, dem gleichen, das Eileen bis zur Hochzeit bewohnt hatte, und ein uraltes Pony gab es noch, auf dem die Kleine reiten lernte. Lucie war ein glückliches, freies Kind hier. Ein bißchen verwöhnt vielleicht, aber sichtlich in bester Verfassung. Allein ihr zuzuschauen stimmte einen schon zufrieden.

Während der Rekonvaleszenz-Zeit, als Eileen kaum mehr tun konnte als im Garten sitzen und die Kleine beobachten, war sie immer mehr mit ihr vertraut geworden. Bei Logans erstem Besuch hatte sie bereits genügend Kräfte gesammelt, um davon nicht mehr allzusehr beunru-

higt zu werden. Sie begrüßte ihn ruhig und höflich wie einen Fremden. Er hatte nicht über Lucies Zukunft gesprochen, da er erst über ihre eigene reden wollte. Ohne Härte und Schärfe hatte Eileen ihm erwidert, daß es darüber nichts zu besprechen gäbe.

Vor zwei Monaten war er hier gewesen – am nächsten Morgen wieder abgereist, von ihrem Vater fast vertrieben, der sich nicht einmal bemüht hatte, freundlich zu sein. Eileen las über ihn in den Zeitungen und fühlte keinerlei persönliches Interesse mehr. Diese Vergangenheit, das Leben mit ihm war so weit entfernt; weder Neugier noch Ressentiment oder Bedauern empfand sie beim Gedanken daran. Es erschien ihr wie das Leben einer fremden Person, einer Person mit ihrem Gesicht und Namen, die aber nie so existiert hatte wie sie jetzt. Sie ging inzwischen spazieren, war irgendwie erwartungsvoll, was keiner daheim verstand. Als Bridget James Kelly an diesem Herbstnachmittag empfing, formte sie ihre Gedanken in Worte.

»Es geht ihr gut«, beantwortete das Mädchen seine Fragen, »aber sie ist irgendwie nicht sie selbst. Was ihr da passiert ist, hat seine Spuren hinterlassen. Wir alle merkten die Veränderung.«

James hatte geschrieben, ob er kommen dürfe. Zu seiner Überraschung rief sie gleich an und lud ihn ein. Weiter hatten sie sich am Telefon nicht unterhalten. In der Klinik war er zweimal gewesen und hatte nichts aus ihr herausgebracht. Es gab ein Geheimnis um sie, das ihn störte. Er blieb vor der Bibliothekstür stehen. »Inwiefern verändert?«

»Sie lebt ganz in sich selbst«, sagte das Mädchen nachdenklich, »als ob sie auf jemanden warte. Gehen Sie bitte hinein, ich bringe Ihnen dann gleich den Tee.«

Wie schön sie aussah! Sehr schmal, aber mit strahlenden Augen. Und ehrlich erfreut lächelte Eileen ihm entgegen. Er hielt einen Augenblick lang ihre beiden Hände in den seinen. Sie entzog sie ihm nicht.

»Lieber James«, sagte sie, »ich freue mich so, dich zu sehen. Setz dich bitte.«

Dann saßen sie nebeneinander auf dem Sofa. Sie fragte ihn aus, und er beschrieb seinen Abgang von der Imperial. Er arbeite jetzt als Konsulent bei einer Kommerzbank. Die Beschreibung seiner Arbeit mach-

te sie lachen. »Fürs große Geschäft taugst du wohl nicht? Warum bist du nicht ins Außenministerium zurück?«

»Hat keine Zukunft für mich. Bin lieber ein Neun-bis-Fünf-Uhr-Langweiler wie alle anderen geworden. Wann kommst du wieder nach England?«

»Ich weiß es noch nicht.« Sie wandte sich ab und goß ihm Tee ein. »Ich bin so glücklich hier, und Lucie gefällt es auch.«

»Und Logan?«

»Ist wahrscheinlich mit seinen Ölfeldern beschäftigt. Du weißt sicher genauso viel Bescheid über ihn wie ich.«

»Und du gehst nicht mehr zu ihm zurück?«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein. Das ist alles vorbei ... Hoffentlich heiratet er Janet. Ich habe ihm gesagt, daß er sie sehr schäbig behandelt hat.«

»Komischerweise scheint sie ihn gar nicht mehr zu wollen. Sie ist auch von der Firma weg.«

»Das wird ihn trotzdem nicht stören. Er ist keiner, der sich schnell einsam fühlt. Im Grunde braucht er niemanden. Ich habe in der Zeitung viel über ihn gelesen. Den ›Retter des Westens‹ nannten sie ihn – die reinste Cowboy-Publicity.«

Er legte seine Hand auf die ihre. »Du siehst gut aus. Bridget sagte mir, du hättest dich verändert, und ich machte mir schon Sorgen. Aber sie hat jedenfalls recht; du bist eine andere Frau geworden.«

»*Ich fühle* mich auch anders. In diesen drei Wochen ist mir so unendlich viel passiert, das konnte Logan nicht begreifen. Wir würden wieder von vorne anfangen können, meinte er, das gleiche Leben wie zuvor. Ich als Gastgeberin im Haus am Eaton Square, Lucie weiterhin in dieser künstlichen Atmosphäre. Er wäre für sein Geschäft da und ich für ihn.«

»Und jetzt lebst du für dich selbst, zum erstenmal.«

»Nicht ganz.« Wieder dieser geheimnisvolle Blick, dieser rätselhafte Zug um ihre Lippen. »Ich habe mich selbst gefunden, als Mensch, und Lucie befreit. Sie hat es herrlich hier. Vater verwöhnt sie und alle anderen auch – mehr als ihr gut tut.«

»Du willst mir wohl nicht sagen, was zuletzt passiert ist?«

Eileen wiederholte nochmals, was sie auch der Polizei bereits erklärt hatte. »Ich kann mich nicht erinnern: Die Männer und die Frau hatten einen Streit. Dann kam die Explosion, und ich wachte in der Klinik auf.«

»Du hast von Arabern gesprochen. Aber der Mann, der dich in die Klinik brachte, war Amerikaner.«

»Ja, das hat man mir mitgeteilt. Magst du noch Tee?«

»Wenn du mir doch nur vertrauen wolltest«, meinte James zart. »Sag mir bitte die Wahrheit! Jetzt finden sie ihn ja bestimmt nicht mehr, er ist sicher schon weit weg.«

Sie gab keine Antwort: hörte nur auf, das Geschirr aufs Tablett zu räumen, und wandte sich ihm voll zu. Saß ganz still da und überließ ihm wieder ihre Hand.

»Ich liebe dich so sehr«, sagte James, »und ich bin hergekommen, um herauszufinden, ob du dich wirklich von Logan getrennt hast, und um dich daran zu erinnern, was ich in Teheran gesagt habe. Erzähl mir von ihm, Liebste. Vielleicht hilft es uns beiden.«

»Ich kann es nicht. Ich weiß, daß du um meine Freiheit gekämpft hast, während Logan sich mit dem Öl befasste und einfach hoffte, daß man mich nicht ermorden würde. Während er für sich selbst um Entschuldigung bat, sagte er mir auch, wieviel ich dir verdanke. Soviel möchte ich dir anvertrauen: Es gab einen Mann – aber ich kann nicht darüber sprechen. Nur ...«

James ließ ihre Hand nicht los. Wie still und ruhig es in dem Raum war! Blasser Herbstsonnenschein überstrahlte den Garten und malte Kringel auf den Teppich.

»Vielleicht kommt er aber nie.«

»Ich weiß – aber noch habe ich Hoffnung und muß ihm Zeit geben.«

»Na schön.« Er legte den Arm um sie. »Warte, solange du willst, und wenn es dir recht ist, warte ich mit dir. Wenn er nicht zurückkommt, nimmst du vielleicht doch den zweitbesten.« Er beugte sich vor und küßte sie auf die Wange.

»Gehen wir jetzt zu deinem Vater? Und Lucie möchte ich auch gerne sehen.«